Bernd Klein

GALOIS SCHWEIGEN

Inhaltsverzeichnis

1	**In den Bergen von Ynez**	**5**
2	**Volare vom Dädalus-Brunnen**	**53**
3	**Reiter im Sturm**	**149**
4	**Monopoly**	**185**
5	**Migration ins Inferno**	**237**
6	**Flügellos**	**265**

1 In den Bergen von Ynez

Dieses schmächtige würdige Kind, dessen Stirne schon nach nur drei Jahren Studium zerfurchter als nach sechzig Jahren tiefgreifendster Meditation ist, im Namen der Wissenschaft und der Tugend, lasst ihn leben! In nur zwei Jahren wird er Evariste Galois, der Wissenschaftler, sein! Aber die Polizei will nicht die Existenz von Wissenschaftlern dieses Kalibers und Temperamentes.

Raspail über Galois

Eine Horde von Affen, tausende vielleicht, sitzen vor ebenso vielen Computern und hämmern wie wild auf den Tastaturen herum, und man kann sich fragen, ob wenigstens einer von ihnen es irgendwann einmal schafft, ein Werk von Shakespeare zu schreiben? Kann man mit einem zufällig und ohne Verstand erzeugten Hamlet oder wenigstens mit einem „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage?" rechnen? Stellas Antwort an ihren Bruder kam schnell:

— „Galois und Spacebeing sind keine Affen!"

Swen, der auf dem Boden neben ihrem Computer hockte, schwieg und prüfte weiter die Steckkarten und Verbindungen in ihrem Rechner.

— „Und geht's?", fragte Stella.

— „Das werden wir sehen, wenn wir die Kiste wieder hochfahren!"

— „Nein, nicht der Rechner! Das mit den Affen und Shakespeare!"

— „Die Chancen sind jedenfalls höher, als dass es geistreich beim Chatten zugehen könnte!"

Swen verabscheute das Chatten, da war sie sich sicher, weil sie es liebte und weil er sie liebte. Eine von Beschützerinstinkten dominierte Liebe. Affenliebe, wie von tausend Affen, dachte sie schmunzelnd. Wenn es um sie ging, war sein sonst so rationaler Verstand kurzgeschlossen. Brüderliche Mutterliebe. Wenn er selbst chatten würde, dann würde er darin keine große Gefahr sehen. Aber bei ihr war das etwas anderes. Wie eine rauchende Mutter oder ein rauchender Vater, die mit Genuss ihre eigene Gesundheit ruinieren, aber wehe ihr Kind will in ihre Fußstapfen treten. Das weckt mit einem Schlag das schlechte Gewissen, welches sie jahrelang in ihr Unterbewusstsein verbannt haben. Swen rauchte nicht, und sie traute sich nicht in seiner Gegenwart. Der große Bruder, der schon als sie noch ein kleines Mädchen war, auf sie Acht gegeben hatte. Er machte es gerne, auch wenn er es damals noch im Auftrag der Eltern tat. Vater und Mutter, die sich mehr mit sich selbst als mit ihren Kindern beschäftigten. Eltern, die an ihrer Selbstverwirklichung bastelten. Die Mutter war als Kinderärztin immer auf das Wohlergehen von Kindern bedacht, aber halt nicht der eigenen. Der Vater als Lehrer hätte sich nachmittags Zeit nehmen können, aber dann gaben sich die Nachhilfeschüler bei ihm die Klinke in die Hand, denn er wollte seiner Frau im Verdienst nicht allzu sehr hinterherstehen. Vielleicht ging es zu weit, wenn sie sagte, dass Swen immer für sie Vater- und Mutterersatz gewesen sei, aber gänzlich falsch war es nicht.

Stella konnte ihrem Bruder nie richtig böse sein, auch dann nicht, wenn er ihr, wie vor ein paar Wochen geschehen, eine schreckliche Moralpredigt hielt und ihr vorwarf, sie sei chatsüchtig und zeige die typischen Symptome klassischen Suchtverhaltens. Zum wiederholten Male erzählte er ihr die tragische Geschichte einer Frau in den USA. „Kenn ich schon", half ihr nichts. Die Frau, die fast nur noch vor dem Computer gesessen hatte. Nichts wie Chatten im Kopf, und ihr Baby wäre beinahe verhungert. Buchstäblich in letzter Minute sei das arme Kind von aufmerksamen Nachbarn und dem Sheriff gerettet wor-

den. In der Wohnung habe es von Ungeziefer gewimmelt und nur um ihren Computer herum sei es halbwegs sauber gewesen. Sie solle sich nur vorstellen, eine Mutter, die ihr Kind hungern ließ, während sie chattete, hatte Swen ihr gesagt und sich demonstrativ in ihrem unaufgeräumten Zimmer umgeschaut. Zwei dreckige Kaffeetassen und eine mit Körnern verklebte Müslischale starrte er an, als wolle er sie per Blickkontakt spülen.

— „Fein, dann kann ich ja ruhig chatten, denn ich habe ja kein Kind! Noch nicht einmal einen Mann", hatte sie lachend gesagt.

Ein oberflächliches Lachen, welches nur schwerlich die tief in ihrem Innern liegenden Ängste verbergen konnte.

— „Jeder anständige Mann läuft weg, wenn er deine Unordnung sieht!", war damals Swens sarkastische Antwort gewesen.

— „Und wer sagt, dass ich überhaupt einen anständigen Mann finden will?"

Da er sich nie richtig mit dem Chatten beschäftigt hatte, blieben diese Welt und die Wesen, die sie bevölkerten, für ihn fremdartig, und da er ein Mensch wie viele andere ist, fürchtet er sich vor dem Ungewohnten und Unbekannten. Kann man es Swen und anderen verdenken, wenn selbst Politiker, die eigentlich besser informiert und Vorbild sein sollten, sich in nebulosen Vorstellungen bewegen. All die, die im Internet nur ein Medium zur Verbreitung von radikalem Gedankengut und Pornografie sehen, womit sie aber nur ihre tiefen, unfassbaren und irrationalen Phobien artikulieren. Wie von der Zivilisation bisher Unberührte, die sich vor Fotoapparaten fürchten, weil sie doch ihre Seele fangen könnten. Wie die Furcht eines Menschen auf dem Lande vor den Gräueln der Großstadt, die er noch nie besucht hat. Aber es gibt natürlich auch die, die im Internet eine paradiesische Verheißung sehen. Swen macht sich lustig über solche Leute, sagt, dass sie von virtuellen Fabriken träumen, die in Zukunft nicht mehr die Luft verpesten und die Ozonschicht zerstören. „Virtual Manufacturing", Abrakadabra, und das neue Auto kommt als Anhang mit der E-Mail. Virtuelle Autos brausen mit virtuellem Benzin über reale Straßen.

— „Wenn du genügend viele Affen nimmst …", begann Swen nach einer Weile wieder, nun ernsthaft, seine Fragestellung zu beantworten „und genügend, das heißt wohl unendlich viele mit endlos viel Zeit, dann finden sich nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit darunter auch sinnvolle Passagen. Einzelne Sandkörner verteilt über alle Strände der Welt. Aber es brauchte wohl unendlich viele Menschen, um die Spreu vom Weizen zu trennen."

Plötzlich begann sie das herumstehende Geschirr zu sammeln, rein mechanisch. Sie tat es, weil sie sich ablenken wollte, weil sie verhindern wollte, dass sich noch mehr Tränen in ihren Augen sammelten.

In ihrem Wohnzimmer waren die Jalousien auch tagsüber unten, um die Überhitzung der Räume zu verhindern und die Spiegelungen auf ihrem Monitor einzudämmen. Sie saß meistens im Halbdunkel, alleine am Rechner. Chatten, E-Mails. Constantins Stimme übers Telefon. Die scharfen Trennlinien, die

noch vor diesem Sommer für sie existiert hatten, waren für sie verschwunden. Zwischen Real und Irreal lag ein weiter Dunststreifen, der Traum und Wirklichkeit verschwimmen ließ. Nein, sie hatte sich nicht in virtuellen Welten verloren, widersprach sie Swen in Gedanken. So klar wie jetzt hatte sie noch nie gesehen.

Ein Mensch existiert, solange man ihn sehen und fühlen kann, denkt Stella. Real ist jemand nur solange, wie er um einen ist. So wie Swen, unten an ihrem Rechner, sie sah ihn, sie hörte sein Atmen und sein sorgloses unbeschwertes Lachen schien noch in ihren Ohren nachzuhallen. Sein therapeutisches Lachen, das ihr immer so viel Kraft gibt, das sie nach all dem Erlebten dringender braucht als je zuvor, würde verhallen, wenn er ihre Wohnung verließe. Vergeblich hatte sie am Abend zuvor, schlaflos und alleine im Bett, versucht, sein Lachen zu erinnern. Swen, einer der Menschen, die sie schon immer kannte und dennoch konnte sie sich plötzlich noch nicht einmal mehr vorstellen, wie er aussah. Der Schrecken hatte sie aus dem Bett getrieben, ließ sie alte Fotoalben hervorkramen.

Oder Brigitte und Betty? Wenn sie bei ihr waren, wenn sie neben ihr im Sessel oder auf dem Sofa saßen, oder wenn sie zusammen am Badesee waren, dann waren sie real. Aber wenn Stella alleine war, wo waren sie dann? Wo war dann der Unterschied zu all den Bekannten im Internet? Sie waren dann genausowenig sichtbar. Ein Phantom unter Phantomen. So wie ihre alte Kindergärtnerin, die immer so finster dreinschaute und doch immer so überaus freundlich und lieb war. Der erste Lehrer in der Schule. Alt in ihrer Erinnerung. So alt konnte kein Mensch werden. All die Schulkameraden, die sie schon jahrelang nicht mehr gesehen hatte. Existierten sie nur in ihrem Kopf? Wo war der Unterschied, wenn sie sich alles nur eingebildet hätte? Jetzt in der Zukunft spielte es keine Rolle mehr. Wirklich oder eingebildet, sie musste nur fest daran glauben, dass alles sich genau so ereignet hatte.

Beim Chatten hatte sie sich gefragt, ob nicht all diese Personen, die sie weder sehen, hören noch fühlen konnte, vielleicht nur Geschöpfe von Computerprogrammen sein könnten. Aber hieß es automatisch, dass ein Mensch existierte, wenn sie ihn mit ihren Sinnen erfassen konnte? Was, wenn auch ihre Sinne sie täuschten, wenn sie selbst nur eine Figur eines gigantischen Programmes wäre, die sich einbildete, nicht alleine zu sein?

Aber Constantin war real, auch wenn sie nur seine Stimme gehört hatte, auch wenn sie ihn nie hatte sehen und fühlen können. Die Stimme alleine hob ihn einen Schritt weit aus dem Dickicht des Irrealen. Aber ist nicht ein Mensch ohne Stimme, der um einen ist, wirklicher als jemand von dem man nur die Stimme hört? Oder jemand von dem man gar nur E-Mails liest, noch nicht einmal ein handgeschriebenes Blatt Papier. Papier mit Falten und kleinen Schmutzflecken. Schrift, die stockt, Ausstreichungen, Fehler.

Was ist real? Die Figuren im Fernseher. Bundeskanzler, Präsident der Ver-

einigten Staaten? Natürlich sind sie real und wirklich, sagt ihr Verstand. Aber dennoch sind es nur Schablonen. Zweidimensionale Bilder auf ihrem Fernsehschirm. Damit man sie überhaupt greifen kann, werden sie zu Stereotypen geschrumpft. Cowboys und Popstars in den USA. Diejenigen, die stolz auf die eigene Stärke sind, und diejenigen, die ihr Lächeln zur Macht bringt. Geliebt werden wollen sie beide. Der eine mit erhobener Keule, der andere wegen seines gewinnenden Lachens. Hier die Bushs, Reagans und Nixons, für Stella waren sie alle gleich, eine Klasse und auf der anderen Seite die Clintons, Carters und Kennedys, auch nur eine Kategorie. Ein Knopfdruck auf der Fernbedienung, und schon sind sie Geschichte. Ein Knopfdruck und Mickey Mouse wird Präsident, oder nacktes Fleisch in stampfenden Rhythmen übernimmt das Geschehen.

Gabriel Colanik, Constantins Vater, war einer dieser Popstar-Politiker, ein deutscher Kennedy. Constantin und Evariste wollten und konnten keine Politiker sein. Aber auch als Wissenschaftler unterscheiden sie sich von den Übrigen.

— „Es kommt gar nicht in erster Linie darauf an, was du gemacht hast, sondern wie du es herausposaunst!", sagte Constantin einmal. „Du hebst es hoch, ganz hoch und sagst, es ist genial. Und schon, ohne es gesehen zu haben, bewundern dich die ersten. Gleichzeitig erheben sich schweigend auch die Neider, natürlich in der Mehrzahl. Springen wie Basketball-Spieler. Aber du hast ihnen den Korb viel zu hoch gehängt. Um sich nicht zu blamieren, beginnen sie zu tänzeln, tun so, als sei es nie ihr Ziel gewesen, den Korb zu erreichen. Dann sind sich alle einig, Neider und Claqueure: Das Werk ist genial, denn mit Genialität brauchen sie sich nicht zu messen. Aber hätten sie es erreicht, ... und jetzt vergess' das Bild vom Basketball ... dann hätten sie sich das Werk von nahem anschauen können, und hätten keine Spur von Genialität gefunden!"

Nach Constantin haben in der Wissenschaft die Verpackungskünstler das Sagen und feiern die größten Erfolge. Ihre bescheidenen Gedanken kauern hinter beeindruckenden Begriffsapparaten. Ihre Ergüsse strotzten von komplizierten Formalismen, weil sie unfähig seien, sich einfach und klar auszudrücken. „Der Experte erkennt sofort ..." sei eine der Killerphrasen, mit denen sie ihre Inkompetenz verbergen. Des Wissenschaftlers neue Kleider.

— „Aber es gibt sie doch auch? Die echten Genies?", fragte Stella ihn einmal.

— „Schon, aber die arbeiten leise, und werden dann häufig zu spät entdeckt. Zu spät für sie selbst, und die Wissenschaft hat unnötig Zeit verloren!"

— „So wie Galois?" fragte Stella

— „Nur ein wenig Verpackungskünste, nur ein wenig auf die Pauke hauen und in die Posaune blasen, und Galois wäre zu Lebzeiten zum Mozart der Mathematik geworden statt zu scheitern!"

Blödsinn, dachte Stella. Der kleine Mozart wurde bewundert von Fürstinnen

und Prinzessinnen, wegen seines Klavierspiels. Ein zarter Knabe, als Virtuose. Aber niemand hatte bisher mit mathematischen Formalismen Herzen erobert. Die meisten hassten doch die Mathematik, so wie sie selbst. Erst seit sie Constantin kannte, begann sie sich ein wenig für Mathe und Mathematiker zu interessieren.

— „Eigenlob stinkt, aber der Gestank zieht Neugierige an, so wie Mist die Fliegen!", hatte Constantin einmal zu ihr gesagt.

Wenn Constantin und sie sich nie im Internet getroffen hätten, dann wäre doch auch alles genauso gekommen, wie es kam, versuchte Stella sich angesichts ihrer bohrenden Fragen und diffusen Schuldgefühle litaneiartig zu beruhigen. Sie brauchte sich nicht verantwortlich zu fühlen für das, was mit Constantin geschehen war.

— „Ist es nicht der da?", unterbrach Swen ihre Gedanken und zeigte auf die Galois-Biografie von Bernard Bychan, „Tragisches Scheitern eines Genies". „Ein Mathematiker?"

— „Ja, einer der beiden!", antwortete ihm Stella, während Swen im Buch stöberte.

„Ich bin nicht Evariste Galois, und vor allen Dingen bin ich nicht mein Vater!" hatte Constantin nie gesagt, aber dennoch kam es Stella so vor, als habe sie es genauso von ihm gehört. Wie viele andere Söhne auch, wollte er raus aus dem Schatten seines Vaters, aber Gabriel Colaniks Schatten war immens. Auch wenn er seinen Vater liebte und bewunderte, wollte er dennoch nicht sein und nicht werden wie dieser. Die außerordentlichen Erfolge seines Vaters waren eine Messlatte, die er ablehnte. Jeglicher Versuch mit seinem Vater in dessen Metier gleichziehen zu wollen, oder ihn gar zu übertreffen, wäre doch zum Scheitern verurteilt gewesen.

Swen sah nicht, wie sich in ihren Augen Tränen sammelten. Natürlich dauerte es nicht lange, bis er laut zu lesen begann. Swen liebte es seit seiner Kindheit, laut zu lesen, schon damals, als sie noch nicht selbst lesen konnte. Sie brauchte ihn nie lange zu betteln, damit er ihr ein Märchen vorlas. Swen war ein Immer-Überall-Alles-Leser. Egal was für eine Zeitung oder was für ein Buch. Aber es genügte auch eine Ansichtskarte, der Werbeprospekt vom Supermarkt, Kochrezepte, nichts war vor seiner Lesewut sicher. Und immer wieder liest er dann Brocken laut vor. Egal wo er ist, oder wer um ihn ist. Einmal gab es eine heftige Diskussion bei einer Party: Die Gäste erörterten, was der Kanzler mit einem Minister, der sich in Skandale verwickelt hat, tun könnte.

— „Hackfleisch vom Schwein", und als ihn alle verwundert oder lachend anschauten, denn solche derben Ideen war man schließlich nicht von ihm gewohnt, fuhr er fort zu lesen „Kilo nur 6.99"

Mit dem, was Swen ihr aus der Biografie vorlas, goss er Öl auf die seit Tagen glimmende Glut ihrer Ängste.

Ein Schuss, der nur die Enten im nahen Glacière-Teich und die Vögel in den Bäumen am frühen Morgen des 30. Mai aufschreckte. Aber es war auch ein Knall, der aus dem Paris des Jahres 1832 durch Raum und Zeit hallte, immer lauter statt leiser wurde und als Grundstock für das Wuchern der Legenden diente. Im Dickicht der Sagen tummeln sich anonym die Königstreuen und toben eifersüchtige Liebhaber, alle bereit, den erst zwanzig Jahre alten Mathematiker im Duell zu töten. Mit dem Schuss wurde die Mär von dem Genie geboren, das in der Nacht vor seinem Tode eine der bedeutendsten mathematischen Theorien skizziert hatte, obwohl doch seine Gedanken eigentlich um das bevorstehende Duell hätten kreisen müssen. In wenigen nächtlichen Stunden soll er das geschafft haben, worum sich andere vor ihm vergeblich bemüht hatten. Zwischen Abend- und Morgendämmerung soll er trotz Todesängsten das beschrieben haben, wofür andere Menschen normalerweise Wochen, Monate oder gar Jahre brauchen, um es nur zu begreifen. Ebenso schwierig zu verstehen sind die Hintergründe dieses anscheinend so sinnlosen Duells, in dem Evariste Galois im Alter von 20 Jahren starb.

— „Wenn schon Pythagoras und Konsorten in Duellen gestorben wären, würden sich bestimmt einige Schüler freuen!", sagte Swen.

Sein verhaltenes Lachen konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er berührt war, von dem, was er gelesen hatte. Als er ihre Tränen die Wangen herunter rollen sah, sagte er:

— „Sternchen, was ist denn los! War doch nur ein dummer Scherz. … Du weißt doch, dass ich Mathe gar nicht so ungern gemacht habe … Wusste ja nicht, dass dir das so nahe geht. … Und außerdem ist dieser Galois doch schon fast zwei Jahrhunderte tot … oder ist irgendwas mit deinem Internet-Galois passiert!"

„Am Ende kann das Leben eines Menschen auf Ereignisse a, b, c reduziert werden und diese Ereignisse können gruppiert, angeordnet und umorganisiert werden, um ein Leben zu rekonstruieren, welches völlig verschieden von dem wirklich gelebten ist aber bezwingend genug ist, um das von der Nachwelt akzeptierte Leben zu werden." So lässt Petsinis in seinem Roman Galois die Arbeit der Biographen beschreiben. Der erste große Teil im Petsinischen Ereignis-Puzzle ist Galois' Jugend. Bell schreibt, dass Galois eine glückliche Kindheit verbracht hätte. Aber, auch wenn dies nicht im Widerspruch zu den wenigen überlieferten Fakten steht, lässt es sich dennoch nicht aus ihnen folgern. Fest steht, dass er die ersten 12 Jahre in einem gutbürgerlichen Elternhaus verbracht hatte, und es ihm und seiner Familie materiell sicherlich an nichts fehlte.

„Biografen bereiten einen Ragout aus Gewesenem, aus dem, was hätte gewesen sein können, und ihren eigenen Wünschen und Träumen, und anschließend überbacken die Leser das ganze nochmals mit ihrer eigenen Vorstellungswelt. Voilà, Ragout fin!", hatte Constantin einmal gesagt.

Wieder einmal fragte sich Stella, ob nicht alles ganz anders abgelaufen wäre, wenn Constantin sich nicht Galois als Pseudonym im Chatroom zugelegt hätte. Oder war es ihre Schuld, weil sie unablässig nach Ähnlichkeiten im

Lebenslauf der beiden gewühlt hatte. Ihn immer wieder mit frappierenden Details überraschte, die scheinbar unerklärlich übereinstimmten. Mit dem Genie, mit dem mathematischen Wunderkind auf eine Stufe gestellt zu werden, das schmeichelte Constantin, auch wenn er sich gegen allzu weitgehende Parallelen zu Evaristes unglücklichem Leben und vor allem dessen tragischem Ende wehrte. Stella verstand es, dass er sich gegen den Sog der Ereignisse stemmte, die sein Leben anscheinend unentrinnbar — verfremdend und aktualisierend — mit Galois' Biografie verwoben.

Wie ein Korsett hatte sie Constantin das Leben und Schicksal des historischen Mathematikers übergezogen und wenn nun auch Constantins Leben zu einem tragischen Ende gefunden hätte, dann wäre das ganz alleine ihre Schuld, dachte Stella. Es half nichts, wenn sie sich immer wieder sagte, dass Constantin solche Mutmaßungen als Humbug abtat. Faktenfragmentmorphismen nannte Constantin solche Gegenüberstellungen und Gleichsetzungen biographischer Details. Mathematisch gesehen seien endlich viele meist triviale Übereinstimmungen zwischen Personen aus einem nahezu unendlichen Universum von Merkmalen wenig beeindruckend. Ja sie ließen sich sogar immer für zwei beliebige Personen erzeugen.

Kürzlich habe er eine solche Zusammenstellung über die beiden amerikanischen Präsidenten Kennedy und Lincoln gelesen, die ihm als E-Mail zugeschickt worden sei. Lincoln sei 1846 in den Kongress gewählt worden und Kennedy 1946. Der eine sei 1860 zum Präsidenten gewählt worden und der andere 1960. Zufall? Die Namen von beiden bestünden aus jeweils sieben Buchstaben. Die Namen der beiden Mörder bestünden aus drei Namen: John Wilkes Booth und Lee Harvey Oswald. Und beide Namen bestünden aus 15 Buchstaben. Beide hätten einen Südstaatler als Nachfolger gehabt und beide Nachfolger hätten Johnson geheißen. Auf den ersten Blick oder naiv betrachtet sei dies alles recht beeindruckend. Ob denn die Daten stimmten, hatte Stella ihn gefragt. Es ginge gar nicht darum, ob die Daten korrekt seien oder nicht. Die Kette der Übereinstimmungen sei in der Tat auch durch falsche Fakten verlängert worden, wie zum Beispiel durch die Behauptung, Lincoln habe eine Sekretärin namens Kennedy und Kennedy eine namens Lincoln gehabt. Dies sei nicht wahr und konsequenterweise auch die Behauptung, dass diese beiden Sekretärinnen, die ja erwiesenermaßen nicht existiert hatten, ihre Präsidenten gewarnt hätten, dem späteren Tatort fernzubleiben. Auch er habe, als er die Story zum ersten Mal hörte, nur die Daten auf Plausibilität abgeklopft. Seine Gedanken hätten auch nur um die Frage gekreist, ob alles wahr sei. Er habe nach sachlichen Unstimmigkeiten gesucht, um nicht doch an eine Vorherbestimmung durch das Schicksal glauben zu müssen. Dann sei ihm aber ziemlich schnell klar geworden, dass es gar nicht darum ging, ob alles stimme. Vielmehr stelle sich die Frage, was es bedeute, oder besser, ob es überhaupt sinnvoll sei, nach einem tieferen Sinn zu suchen. Sollte ein amerikanischer Präsident zum Beispiel vor

Übernahme des Amtes nachfragen, ob sein zukünftiger Nachfolger, wer immer es sein möge, nicht zufällig auch Johnson heißen wird. Sollte er sich in Acht nehmen vor Leuten mit drei Namen. Oder sind 15 Buchstaben im Namen ein gefährlicheres Warnsignal? Das sei alles Quatsch, es handele sich um eine zufällige, eine sinnlose Anhäufung von biographischen Übereinstimmungen, hatte Constantin zu ihr gesagt. Zahlen- oder Datenspielereien, die in keinerlei Weise geeignet seien, Seelenverwandtschaften zu beweisen oder als Schicksalszeichen zu fungieren.

Stellas Gedankenspiele konnten der Realität nichts anhaben. Vielleicht hatte Swen ja Recht, und das Chatten hatte ihr Bewusstsein fürs wirkliche Leben gestört. Sie durfte sich nicht vorstellen, wie Evariste ums Leben kam. Sie durfte nicht daran denken, dass Constantin nun auch etwas zugestoßen sein konnte.

— „Vielleicht ist ja auch nur sein Rechner kaputt?", sagte ihr Swen, der seine Hand über Stellas Schultern gelegt hatte.

— „An der Uni gibt's doch sicher mehr als einen Rechner . . . ich glaube, da stimmt was nicht."

— „Aber dein Rechner ist doch kaputt und du hättest gar nicht . . . denk' doch nicht gleich ans Schlimmste . . . Vielleicht ist er nur zu beschäftigt. Ich meine, nach der Sache mit seinem Vater, da hat er vielleicht andere Dinge im Kopf als Chatten und E-Mails zu versenden . . . "

— „Gerade wegen der Sache mit seinem Vater mache ich mir ja Sorgen. Constantin ist in großer Gefahr."

— „Sicherlich gibt es für alles eine vernünftige Erklärung . . . "

— „Keine E-Mail, kein Anruf. Wie willst du das vernünftig erklären?"

— „Er könnte zum Beispiel im Krankenhaus sein . . . "

— „Krankenhaus? . . . ", schrie sie fast.

Wie aus weiter Ferne hörte sie Swens Nachbesserungen an seiner unbedacht ausgesprochenen Krankenhaustheorie. Natürlich müsse es nichts Schlimmes sein. Vielleicht habe er nur ein Bein oder seinen Arm gebrochen — alles, was nicht zwingend zum Tode führte, fiel für Swen in die Kategorie 'Nichts Schlimmes' — , und könne sich dadurch nicht bewegen, also auch nicht anrufen.

— „Wenn die mich auf der Brücke erwischt hätten, dann hätte mich kein Krankenhaus mehr aufnehmen brauchen.", hatte Constantin in ihrem letzten Telefongespräch zu ihr gesagt.

So aufgeregt und so verwirrt hatte sie Constantin noch nie erlebt. Sie konnte sich vorstellen, wie er in der Telefonzelle stand, oder vielleicht sogar dort in der Hocke kauerte, und sich ständig wie ein aufgeschrecktes Reh nach allen Seiten umschaute.

— „Falls ich also ganz unvermittelt aufhänge, dann weißt du, dass sie wieder da sind.", hatte er in den Hörer gehaucht.

— „Jetzt beruhige dich doch mal. Sicherlich gibt es für alles ganz vernünftige Erklärungen . . . "

— „Du glaubst also auch, dass ich es mir nur einbilde …"

— „Nein, nein, ich meine nur, …"

— „Wenn du morgens auf einer Straße joggst, wo normalerweise kein Verkehr ist und plötzlich kommt dir ein Auto entgegen, ganz langsam, zwei Typen starren dich an, so als wollen sie sich vergewissern, dass du es bist. Fahren langsam an dir vorbei. Dann hörst du, wie das Auto hinter dir wendet, dafür sogar über eine holprige Wiese fahren muss. Und dann Kickdown. Im letzten Moment bin ich von der Straße gesprungen. …"

— „Aber die wären doch bestimmt an dir vorbeigerast. Vielleicht waren es nur ein paar Spinner, die da Rallye übten. "

— „Ich sag' dir, ein paar Meter weiter wäre ich auf der Autobahnbrücke gewesen. Dort hätte ich nicht ausweichen können. Selbstmörder sprang von der Autobahnbrücke, hätte es dann später geheißen. …"

— „Aber trotzdem …"

— „Gut, aber wie erklärst du dir dann diesen Anruf. Grad eine, zwei Stunden später. 'Überleg dir gut, was du tust!', sagte der Typ am Telefon. 'Manche Sachen behält man besser für sich. Verantwortungsgefühl für die Gesellschaft!' Dabei hatte er ganz sarkastisch gelacht. "

Mehr hatte sie nicht erfahren, denn danach war die Verbindung unterbrochen, und sie hatte die ganze Zeit vergeblich gewartet, dass er wieder anriefe.

— „Okay?", fragte Swen, der ihr Schweigen wohl falsch gedeutet hatte.

— „Ich bin froh, dass du da bist! Also nicht nur wegen dem Computer, meine ich!"

Swen krabbelte wieder auf den Boden neben dem Rechner.

— „So, dann schauen wir mal, was dem Schätzchen fehlt!"

* * * * *

Auch wenn es ihr jetzt wie eine Ewigkeit vorkam, so waren es erst knapp zwei Monate, seit sie einen Computer hatte. Swen war damals ganz begeistert gewesen, als sie ihn fragte, ob er ihr beim Kauf und der Inbetriebnahme eines Computers helfen könnte. Bis zu diesem Zeitpunkt schienen seine ständigen Appelle an ihr abzuprallen.

— „Ein Unding!" sagte er meistens, „Du, als Lehrerin, als Junglehrerin und kein Computer!"

— „Was soll eine Sport- und Musiklehrerin mit einem Computer machen?", hatte sie jedes Mal gekontert.

Doch dann musste plötzlich alles ganz schnell gehen. Bis zum Beginn der großen Ferien wollte sie spätestens einen Rechner haben, um sich dann in Ruhe, also ohne Schulstress, wie sie sagte, mit der Technik auseinanderzusetzen.

Oh ja, er würde ihr helfen, nicht nur beim Kauf und der Installation. Unverzüglich zimmerte er einen Plan, wie er sie abends und an Wochenenden in wesentliche Aspekte des Computers einweisen würde und das hieß für ihn: Aufbau des Computers, also Hardware. Betriebssystem, Programmierung, und so weiter.

— „Halt Swen!", stoppte ihn damals Stella, „Das ist ja ein Horrorplan. Ich wollte kein Informatikstudium abschließen. Es geht mir lediglich um die Dokumente von der Schule, und dann möchte ich noch surfen und E-Mails schreiben lernen."

Also hatte er unter Protest — ein Autofahrer sollte ja schließlich auch wissen, wie es unter der Motorhaube aussieht — mit den von ihr gewünschten Themen begonnen. Aber kaum wusste sie, was sie wollte, stoppte sie zu seiner großen Enttäuschung seinen weiteren ehrgeizigen Ausbildungsplan. Sie wolle jetzt erst mal alleine rumspielen, damit sich das Gelernte in Ruhe setzen könnte.

Kaum eine Woche später entsetzte sie ihn erneut. Wie es denn so laufe, hatte er gefragt. Er hatte damit gerechnet, dass sie ihm eine Reihe von Problemen schildern würde, dass sie ihn, so hoffte er, um seine weitere Hilfe bitten würde. Schließlich war er Arzt, weil er es liebte anderen zu helfen. Andererseits hatte er es für möglich gehalten, dass sie gar nichts mehr mit dem Computer gemacht hatte.

— „Wie kannst du nur . . . ", sagte er, und schaute sie entsetzt an, so als habe sie ihm gerade eröffnet, dass sie vom Schuldienst suspendiert worden sei, oder als ob sie ihm gerade gebeichtet hätte, dass sie drogenabhängig sei. „Die ganzen Tage nur gechattet? Chatten, das ist das McDonald's der Kommunikation! Smalltalk mit Wegwerfbekanntschaften!"

Auch wenn er sich selbst kaum eine Stunde damit beschäftigt hatte, erlaubte er sich eine vernichtende Kritik. Es wimmelte dort nur so von Schwachköpfen, die sich als Rambos und Terminatoren ausgäben.

— „. . . und als mit mir ein schwuler Giacomo Casanova Cybersex machen wollte, hatte ich endgültig die Nase voll.", beendete Swen seine Predigt.

— „Du hast ja nicht ganz Unrecht!", hatte sie ihrem Bruder entgegnet, „Aber es ist nur die eine Seite der Medaille!"

Aber sie wusste nicht, wie sie ihm ihre neuen Chatfreunde Spacebeing und Galois näherbringen konnte, ohne dass er sie auch in die Klasse der Chatidioten steckte. Sie selbst hätte Spacebeing keine Chance gegeben, wäre er eher aufgetaucht. Aber als Spacebeing auftauchte, hatte sie schon alle Hoffnung aufgegeben, noch vernünftige Menschen zu treffen, und im Vergleich mit den Idioten, die sie vorher getroffen hatte, war sein bizarrer Auftritt ein Anker in die Normalität.

Die erste Message, die ihr im Chatroom begegnete, kam von einem mit einem Aliasnamen, der keinen Zweifel an seinen Absichten und Vorlieben ließ:

„ErZeigtBilderVonSeinemSchwanz" pries seine, wie er fand, tollen Bilder an. Es sei ein geiler Schwanz. Ob sie ihn nicht mal sehen wolle. Riesig, so einen tollen hätte sie noch nie gesehen. Dann sei plötzlich so ein Bild aufgetaucht. Die Hüftpartie eines nackten Mannes mit steifem Glied und wulstigem Bauchring, der sich bis zu den Schamhaaren wölbte. Ein ganz normaler Penis, der sich nicht von denen unterschied, die sie bisher real oder auf Bildern gesehen hatte. Weder besonders schön noch hässlich. „Und? Gefällt er dir?", hatte er sie dann immer wieder gefragt. Sie stehe nicht auf halbe Männer, vor allem nicht auf solche ohne Kopf, hatte sie gesagt. Er hatte nicht verstehen können, dass sie ein so toller nackter Schwanz nicht antörnte. In einer so unerotischen Pose könne sie kein Mann begeistern. Eine total überbelichtete Blitzaufnahme mit einem gespenstischen dunklen Hintergrund.

Natürlich sei sie nicht erschrocken oder entsetzt gewesen, hatte sie zu ihrem Bruder gesagt. Wenn jemand im Park nackt hinter einem Busch hervorspringen würde, das wäre was anderes. Dann hätte sie Angst, aber nicht im Internet. Ein wildgewordenes Gummibäärchen hatte sie aber aus der Fassung gebracht. Gummibäärchen mit zwei „ä" hatte er sich genannt, aber das, was er von sich gab, hatte nichts mit der Sprache gemein, die man von einer bunten drolligen Gelee-Figur erwarten würde. Das war ein Gummibärchen von der Sorte, wie ein Adolf Hitler sie pressen würde. Menschenfeindlich, aber ohne die rhetorischen Fähigkeiten eines Goebbels. Seine Sätze bestanden im wesentlichen aus Permutationen seiner Lieblingswörter „Wiechser", „Hallt's Maul!", „aufschliezen", „Kahnaken"und so weiter.

— „Nichts als Sex und Gewalt bei diesen Chattern", sagte ihr Bruder Swen. „Warum hast du nicht einfach abgeschaltet? Oder wolltest du noch weitere Bilder von diesem Typen sehen!"

Nein, natürlich nicht, das war die Antwort, die ihr Bruder vom braven Schwesterchen erwartete, aber sie sagte nur:

— „Ja!"

— „Wie, ja?"

— „Also nicht Fotos, aber ich war halt neugierig. Hatte mich schließlich noch nie mit einem Exhibitionisten unterhalten."

— „Da wär ich mir nicht so sicher, denn alle Männer sind bis zu einem gewissen Grad Exhibitionisten, habe ich mal irgendwo gelesen.", sagte Swen.

Aber der Exhibitionist war an keiner tiefergehenden Unterhaltung interessiert gewesen. Er wollte nur Lob von ihr für seine Männlichkeit. Wünschte sich vergeblich, dass sie ihm sage, wie geil sie diese Bilder machten. Als sie ihn fragte, ob er nicht noch andere Fotos von sich habe, dachte sie natürlich an solche mit Kopf und Kleidern. Aber für ihn schienen solche Aufnahmen ein unübliches Konzept zu sein. „Bilder von sich" hieß für ihn weitere Bilder seines Schwanzes aus einem anderen Blickwinkel, mit oder ohne Sperma. Sein Verstand war ihm in den Schwanz gerutscht, dachte Stella später, und insofern

waren es ja alles wirklich Porträtaufnahmen.

Als dann noch Gummibäärchen zum wiederholten Male sein „ICH WERDE EUCH ALLE AUFSCHLIEZEN!" in den Raum stellte, wollte sie eigentlich aufhören.

Am besten hätte sie ihrem Bruder überhaupt nichts von Gummibäärchen und dem Exhibitionisten erzählen sollen, denn damit verstärkte sie nur seine Skepsis. Außerdem waren sie völlig unbedeutend für das Folgende. Sie bildeten nur den skurrilen Auftakt, die Klippen, die sie überwinden musste, um Spacebeing und Galois zu treffen. Wie konnte sie erwarten, dass er mit all seinen Vorurteilen und nach ihrem ungeschickten Anfang noch etwas Vernünftiges in Spacebeing und Galois sehen könnte.

— „Galois? Ist das nicht dieser Typ aus dem Chatroom, der behauptet ein Mathematiker zu sein?"

— „Er ist einer!"

— „Hat der auch einen richtigen Namen?"

— „Colanik!"

— „Colanik? Wie Gabriel Colanik?"

— „Genau! Er ist sein Sohn!"

— „Klar, …", begann Swen in seiner typischen Tonlage, die er immer annimmt, wenn er sich über sie lustig macht, wenn er sie nicht ganz ernst nimmt, wenn er wieder in ihr das kleine unerfahrene Schwesterchen sieht.

Für ihn war und musste immer alles klar sein. Was sich nicht naturwissenschaftlich erschließen ließ, lehnte er ab; das gab es für ihn einfach nicht, schon von Kindheit an. „Du immer mit deinen blöden Märchen!", hatte er immer geschimpft, wenn sie abends diskutierten, was Mutter ihnen vorlesen sollte. „Bitte, bitte Mami, ein Saurierbuch!". Wie groß? Wie schnell? Wie viel haben sie gefressen? Seit wann waren sie ausgestorben? So lauteten seine Fragen. Wenn Saurier Stella interessiert hätten, hätte sie wissen wollen, ob sie keine Angst gehabt hatten. Mussten sie sich vor nichts fürchten, oder vor noch größeren Sauriern? Lebten sie in Familien zusammen? Hätte man Saurier zähmen können, oder waren sie zu dumm oder zu brutal gewesen? Hätten sie einen Menschen gesehen, der sich in den Farnen versteckte? In der Dämmerung ihres gemeinsamen Zimmers, abends vorm Einschlafen, erwachten die Plastik- und Plüschsaurier. Mystische Fabelwesen, die nachts durch die Felder und Wiesen hinter ihrem Haus stapften. Das Bumm, Bumm, Bamm ihrer stapfenden Füße ließ sie vor allem in warmen Sommernächten, wenn die Fenster weit offen waren, schlaflos in ihrem Bett erstarren. Oft hatten die kreischenden und heulenden Schreie dieser Untiere sie aus ihrem Schlaf gerissen. Die Stimmen ihrer Eltern, hoch oben über ihrem Bett im diffusen Licht der Flurlampe, konnten sie dann nur schwerlich wieder beruhigen. Ihr Das-sind-doch-nur-die-Stahlkocher heizten ihre Ängste meist nur an und beschworen einen wilden Tanz der Saurier um feuerspuckende Vulkane, während ihr Bruder über ihr im Etagenbett

trotz Licht und Lärm fest schlief.

— „Klar, warum nicht gleich Gabriel Colanik persönlich?"

— „Er ist wirklich Colaniks Sohn! Ich kann deine Skepsis verstehen. Mir ging's nicht anders, als er es mir erzählt hatte."

So ganz nebenbei hatte Galois damals erwähnt, welchen berühmten Vater er habe. Später war ihr klar, dass sie ihm eigentlich sofort hätte glauben können. Ein Hochstapler hätte es nicht so dezent, so beiläufig erwähnt, dass sie es beinahe nicht mitbekommen hätte, oder es wäre ein wahrer Meister in seinem Fach, gewissermaßen ein Hochstaplergenie.

— „Gabriel Colanik ist dein Vater?", fragte sie damals ungläubig.

— „Schon seit meiner Geburt! … Streng genommen sogar neun Monate länger!", sagte Galois lachend am Telefon.

— „He, du kannst mir viel erzählen, aber dass ausgerechnet Gabriel Colanik dein Vater sein soll, kann ich nicht glauben!"

— „War schon immer so gewesen, auch bevor er Ministerpräsident geworden war.", sagte Galois lachend.

— „Aber das ist doch höchst unwahrscheinlich!", widersprach ihm Stella.

— „Nein, tut mir Leid, wenn ich dir widersprechen muss. Es ist vielleicht interessant oder überraschend für dich, aber es ist keinesfalls unwahrscheinlich. Das ist ein beliebter Trugschluss. Stell dir vor, du hältst einen Geldschein in der Hand mit der Nummer … hier zum Beispiel, X10685151767. Dann ist das nicht unwahrscheinlich. Jetzt der andere Fall: Nehmen wir an, dass du weißt, ein Schein mit einer solchen Nummer ist in Umlauf. Du gehst nun zur Bank, hebst Geld ab, und vergleichst die Nummern, ob sich ein Schein mit einer solchen Nummer darunter verbirgt. Dann sind die Chancen sehr niedrig, dass du Erfolg haben könntest. Die stehen irgendwo so bei eins zu einer Milliarde oder mehr. Hängt davon ab, wie viel davon in Umlauf sind."

— „Okay, aber was hat das mit dir und Gabriel Colanik zu tun?"

— „Wenn du einen Chatroom betrittst und jemand sagt dort, dass er der berühmte Musiker Soundso sei, dann ist das genauso wahrscheinlich, als wenn jemand behauptet, er sei der Ferdinand Dinkelbauer aus Hintertannenzapfenhausen. Zumindest, wenn man die Psychologie außer Acht lässt, also wenn man annimmt, dass alle die Wahrheit sagen."

— „Genau, und davon kann man ja wohl nicht in einem Chatroom ausgehen!"

— „Aber Stephanie, … du glaubst also, dass ich lüge?"

Ob er log, wusste sie nicht, aber sie hatte sich im Chat als Stephanie ausgegeben und ihm nicht gesagt, dass sie in Wirklichkeit Stella hieß. Stella war erschrocken. Hatte er das „ich" nicht merkwürdig betont und war die lange Pause hinter „Aber Stephanie" nicht verdächtig? Es kam ihr vor, als habe er plötzlich erkannt, dass auch ihr Name falsch, also eine Lüge war, und deshalb beeilte sie sich zu sagen:

— „Nein natürlich nicht, aber dass du scherzen könntest!"

— „Ich finde es übrigens toll, wenn du mir nicht glaubst, dass ich Gabriel Colaniks Sohn bin!"

— „Was soll das nun wieder?"

— „Dann kann ich wenigstens sicher sein, dass du mich so magst wie ich bin. Ich habe genug von denen, die sich nur für mich interessieren, weil ich meines Vaters Sohn bin! Also zweite Wahl! Verstehst du?"

Noch mehr Schwierigkeiten als bei Galois hatte Stella damit, Spacebeings Herkunft ihrem Bruder darzulegen. Sie war ja selbst im Unklaren, und seine phantasievollen Geschichten wollte sie Swen keineswegs erzählen. Dann würde er Spacebeing und vor allen Dingen sie selbst für vollkommen verrückt halten.

Er solle mal ohne Scheiß sagen, wo er herkomme, hatte Stella ihn einmal in einem Chat aufgefordert. Das würde ihm sowieso keiner glauben, zierte Spacebeing sich zuerst. Der Stern, von dem er komme, werde auf der Erde „Thuban" genannt. Thuban komme aus dem Hebräischen und bedeute dann in diesem Zusammenhang so viel wie der Scharfsinnige oder der Raffinierte. Aber wo er herkomme, hieße ihr Stern natürlich nicht Thuban. So vor vier- oder fünftausend Jahren sei Thuban der Polarstern gewesen. Klar, dass sie ihn zuerst auch als Spinner kategorisiert hatte, aber einer von der liebenswerten Sorte, einer der nicht vulgär und nicht primitiv war. Dennoch hatte sie schon ein „wohl die falschen bücher gelesen?" getippt, aber nicht abgeschickt. Einerseits, weil sie mit der Formulierung nicht zufrieden war, — es sollte witziger und nicht ganz so bissig sein — andererseits, weil sie plötzlich Mitleid mit ihm hatte, denn Gummibäärchen meldete sich wieder zu Wort: „Wer hat Lust mit mir Aliens zu jagen?" und „Wir haben bereits genug Kanahken, da brauchen wir nicht noch welche von anderen Sternen!" Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sie Gummibäärchens Plattitüden ignoriert, aber nach diesen Äußerungen musste sie ihm einfach ein „vor allen dingen haben wir viel zu viele nazis!" schicken. Spacebeings Antwort begeisterte sie. Wenn Spacebeing auch einen Spleen zu haben schien, so schien er doch intelligent und gebildet zu sein. Eigenschaften, die in diesem Chatroom wie ein Alien auf der Erde hervorstachen.

`Spacebeing sagt zu ALL:` *Außer mir sind hier wohl nur Kanaken. Denn auf Hawaiisch heißt Kanaka schließlich Mensch!*

Damit verflog ihre letzte Skepsis gegenüber Spacebeing. Sie habe sich einen tollen Namen gewählt, denn Stella heiße Stern, und ein Stern und ein Außerirdischer würden doch gut zusammenpassen. Aber sie fürchtete damals, dass er sie fragen würde, ob sie nicht auch geil sei, oder ob sie mal die Fortpflanzungsorgane eines Außerirdischen sehen wolle. Aber Spacebeing war nicht vulgär. Komischerweise stellte sie sich ihn sofort männlich vor, obwohl er anfangs

nichts über sein Geschlecht sagte, und er sich doch ganz neutral Spacebeing und nicht Spaceman nannte.

Daraufhin glaubte sie fast Swens Handschrift zu sehen. Spacebeing mahnte sie, dass es keine gute Idee sei, beim Chatten mit echtem Namen zu erscheinen. Wenn sie bei den ganzen abartigen Chaoten im Cyberspace nicht aufpasste und die falschen Angaben zu ihrer Person machte, dann könnte sie ihr blaues Wunder erleben.

Stella flüstert zu Spacebeing: Ist unser Gummibäärchen blau?
Spacebeing flüstert zu Stella: Bestimmt, aber mildernde Umstände kriegt der keine! :-)

Nach Gummibäärchens Attacken fühlte sie eine Seelenverwandtschaft mit Spacebeing. Sie kamen beide von einem anderen Stern, denn sie hatten nichts mit diesen Primitivlingen im Chatroom zu tun. Gummibäärchen konnte ihrer Unterhaltung nun nicht mehr folgen, da sie die Flüsteroption eingeschaltet hatten.

*Stella flüstert zu Spacebeing : und was machen die Thubaner auf der erde? sind sie gerade dabei die erde zu erobern. *ggg*
Spacebeing flüstert zu Stella: Urlaub. Jedenfalls die meisten!
Stella flüstert zu Spacebeing: also dann hast du also auch gerade urlaub, wie ich?
Spacebeing flüstert zu Stella: Ne leider nicht! Ich gehöre zu denen die dort arbeiten, wo andere Urlaub machen!
Stella flüstert zu Spacebeing: und was arbeitest du so?
Spacebeing flüstert zu Stella: Ich bin gerade dran, für meinen interstellaren Touristikführer das Kapitel über die Erde zu überarbeiten! Im Prinzip bin ich sowas wie ein kosmischer Michelin-Prüfer. Vergebe Sterne für Sterne :-) Zwergsterne, weiße Riesen usw.

Körperlose Lichtwesen seien die Thubaner. Urlaub für Thubaner hieße, mit fremden Lebensformen für eine Weile eine geistige Symbiose einzugehen. Migration nannte er es. Da Spacebeing seine letzten Anmerkungen versehentlich an alle abgeschickt hatte, legte Gummibäärchen sofort wieder mit seinen Gewaltfantasien los: „Cool, den Film kenne ich, die dringen in Menschen ein, und nachher platzen die, und viele kleine Aliens kommen raus"

* * * * *

Eigentlich brauchte sie sich nicht zu schämen, denn Galois zu kennen gehörte nicht unbedingt zur Allgemeinbildung, auch wenn Constantin glaubte, dass

es dazugehören sollte. „Grüß' dich, großer Mathematikus!", hatte Spacebeing Galois empfangen, aber sie musste danach noch, wie sie glaubte, mit ihrer dämlichen Frage „Galois ist das nicht so eine französische zigarettenmarke?" glänzen. Damit hatte sie einen äußerst schlechten Eindruck auf Galois gemacht, den sie später, falls es überhaupt zu einer Freundschaft oder Beziehung kommen sollte, nur schwerlich wieder zurechtrücken könnte. Aber konnte ihr dies nicht egal sein? Hier ging es ums Chatten, also eine Computerspielerei, die nichts mit wirklichen Bekanntschaften, Freundschaften oder gar Liebschaften zu tun hatte. Galois war nur ein weiterer Name ohne Gesicht und ohne Gestalt. Gauloises hießen die Zigaretten, korrigierte sie Spacebeing, während Galois schwieg. So wie er bei allen Bemerkungen und Fragen von anderen Chattern schwieg, die sie als zu dämlich einstufte.

Nach einer schnellen Recherche im Internet wusste sie, dass er Evariste mit Vornamen geheißen und eine Freundin mit Namen Stéphanie gehabt hatte. Anders als im alltäglichen Leben, wo man nicht einfach so mit einem neuen Körper, einem neuen Äußeren auftauchen konnte, um einen anderen Menschen vielleicht doch noch zu faszinieren, hinderte sie im Internet niemand daran, einfach ihre Identität, ihren Namen und damit sich komplett zu ändern. Nichts würde auf Stella, die Langweilige, hinweisen, und von Anfang an würde sie voller Esprit erscheinen.

Nur ein paar Minuten würde sie mit ihm als Stephanie chatten, um ihn dann damit zu verblüffen, dass Stephanie und Stella die gleiche Person seien. Dann würde ganz selbstverständlich die Sympathie, die er für die fiktive Stephanie entwickelt haben würde, auch auf sie, also Stella, überschwappen. War doch nichts dabei, dachte sie, denn andere Namen, und damit auch andere Identitäten annehmen, das war doch eines der Spiele beim Chatten? Er hatte sich doch auch selbst das Pseudonym Galois gewählt.

Stephanie: Hallo Evariste!
Galois: Muss ich dich kennen?
Stephanie: Ich denke schon!
Galois: Helf mir mal.
Stephanie: Rue de l'Oursine, Nr. 86
Galois: Letzten Sommer in Südfrankreich?
Stephanie: Nein, Paris im Frühling, verdammt lang her :-)

* * * * *

16. März 1832. Der Winter ist vorbei, oder zumindest weiß man, dass man nichts mehr von ihm zu befürchten hat. Für Galois ein Winter, der im übertragenen Sinne fast acht Monate im Gefängnis Sainte-Pélagie währte. Umso stärker mussten auf

ihn die Vorboten des Frühlings gewirkt und seine Gefühle aufgewühlt haben. Pathetisch könnte man sagen: Er war bereit für die Liebe, für Stephanie. Endlich in Freiheit, wenn auch nur auf Bewährung, und auch wenn er die Zelle mit einem Krankenhauszimmer tauschen musste. Aber von einem Gefängnis kommend, muss da nicht eine Klinik ein Aufstieg sein? Natürlich nur, wenn man nicht schwer krank ist, was Galois ja nicht war.

Aber der Frühling des Jahres 1832 hatte nichts mit dichterischer Romantik gemein, denn zu dieser Zeit wütete auch in Paris und anderen Teilen Frankreichs die weltweit ausgebrochene Cholera. Die, die es sich leisten konnten, waren in ihre Landhäuser außerhalb oder am Rande von Paris geflohen, und im Zentrum sahen die Ärmsten unausweichlich ihrem Schicksal entgegen. So stimmte es nicht ganz, wenn Heine für die Augsburger Allgemeine schrieb, dass die Cholera ,,ohne Rücksicht auf Stand und Gesinnung tausendweise ihre Opfer niederwirft." Tausende mussten ihre Armut mit Cholera und Tod bezahlen. Aber Galois hatte, wie viele andere Gefangene auch, seine Verlegung der zu erwartenden Cholera-Epidemie zu verdanken. Man verlegte die jüngsten Gefangenen und ebenso diejenigen in schlechter gesundheitlicher Verfassung, um die Ansteckungsgefahr zu verringern.

Die Klinik, in die Galois eingewiesen wurde, befand sich in der Rue de l'Oursine, Nr. 86, der heutigen Rue Broca. Die Klinik war nach ihrem Besitzer Faultrier benannt. Dort arbeitete auch der Arzt Jean-Louis Poterin-Dumotel, der mit seiner Familie in der gleichen Straße wohnte.

In dieser Klinik traf Evariste seine größte und wahrscheinlich einzige Liebe in seinem kurzen Leben. Lange Zeit war selbst ihr Name unbekannt. Erst die Arbeiten von Bourgne und Azra brachten ihren Vornamen ans Tageslicht.

* * * * *

`Galois zu Stephanie:` *Du bist Französin?*
`Stephanie zu Galois:` *leider nicht?*
`Galois zu Stephanie:` *Warum leider?*
`Stephanie zu Galois:` *weil ich dich damit möglicherweise enttäuscht habe.*
`Galois zu Stephanie:` *tust du nicht!* `:-)`
`4u2 zu Stephanie:` *Na, wie wär's mit uns?*
`Stephanie zu 4u2:` *einen komischen namen hast du!*
`4u2 zu Stephanie:` *fo(u)r you too (two)! Ready für top girls!*
`Galois zu Stephanie:` *Dann hast du auch keinen französischen Akzent.*
`Stephanie zu Galois:` *Haben die wenigsten Deutschen* `:-)` *ich kann ihn aber ganz toll imitieren.*
`Galois zu Stephanie:` *Super, ich finde das sehr sinnlich.*

* * * * *

Leider haben wir kein einziges Bild von Stéphanie. Keine Skizze, kein Gemälde, noch nicht einmal eine verbale Beschreibung. Wir wissen nicht, ob sie besonders schön war, oder ob sie nur auf den gerade aus dem Gefängnis entlassenen jungen Mann besondere Reize ausübte. Aber wir wissen auch — was noch schwerer wiegt — nichts über ihr Inneres, nichts über ihren Charakter.

Eines ist jedoch sicher: Bei ihr kann es sich nicht um eine Prostituierte — oder eine Kokette von niederer Herkunft, wie Raspail in einem Brief erwähnte — gehandelt haben, wie einige Biografen sie in ihren Werken, ohne ihren Namen zu nennen, dargestellt hatten. Sonst wäre es wohl kaum denkbar gewesen, dass sie im Jahre 1840 einen Sprachprofessor mit Namen Oscar-Theodore Barrieu heiratete.

* * * * *

Stephanie zu Galois: sexy meinst du? egal wie ich aussehe?
4u2 zu Stephanie: und? bin ich 4 you 2?
Stephanie zu 4u2: ich muss dich enttäuschen: ich bin klein, dick und hässlich!
Galois zu Stephanie: Galois Vermutung: Stephanie ist schön! Die Vermutung lässt sich nicht widerlegen!
Stephanie zu Galois: ich könnte dir zum beispiel ein bild schicken!
Galois zu Stephanie: Wenn du schön bist auf dem Bild, wunderbar. Wenn nicht, könnte ich einfach annehmen, dass du mir ein Bild von einer hässlichen Freundin oder so geschickt hast. Also besteht meine Vermutung weiter!
Galois zu Stephanie: ich find's toll dich getroffen zu haben. ich dachte schon es gäbe hier nur alberne teenies und irre.
Stephanie zu Galois: übrigens finden mich viele männer schön und verführerisch! Ist doch besser als wäre ich hässlich?
Galois zu Stephanie: Wenn ich ganz ehrlich bin ja! :-)
Galois zu Stephanie: Und was wenn ich auch ein irrer Teenie wäre?
Stephanie zu Galois: glaub' ich nicht!
Galois zu Stephanie: Wie alt bist du eigentlich?
Stephanie zu Galois: so um die 30 ;-) und du?
Galois zu Stephanie: auch so ungefähr
Stephanie zu Galois: was machst du?
Galois zu Stephanie: Ich chatte mit einer faszinierenden Frau!
Stephanie zu Galois: :-) beruflich mein ich

Galois zu Stephanie: Sag' ich lieber nicht, denn ich will ja noch länger mit dir chatten!

Stephanie zu Galois: lass mich raten: du bist mathematiker?

Galois zu Stephanie: Weil es das Schlimmste ist, was du dir vorstellen kannst?

Stephanie zu Galois: nein, weil es zu dem passt, was du vorher geschrieben hast.

Stephanie zu Galois: aber ich mag mathe, auch wenn ich selbst nie besonders gut darin war.

4u2 zu Stephanie: Ich kann nur mit hübschen Frauen flirten!

Stephanie zu 4u2: was dir fehlt ist phantasie!

Galois zu Stephanie: Das ist eine charmante kleine ,,Lüge"!

Stephanie zu Galois: was? das ich mathe liebe, oder dass ich nie besonders gut drin war?

Galois zu Stephanie: Beides kann nicht gleichzeitig wahr sein: Die einen mögen's, weil sie es gut können, die anderen hassen es, weil sie es nicht können. Dazwischen gibt es meist nichts. Die meisten Nichtmathematiker halten Mathematiker für langweilig.

Stephanie zu Galois: stephanies vermutung: es gibt mindestens einen mathematiker der nicht langweilig ist! beweis: galois! :-)

*Galois zu Stephanie: *^_^*

Stephanie zu Galois: Was soll das bedeuten?

Galois zu Stephanie: Ich bin errötet. Japanischer Smiley!

Stephanie zu Galois: schade dass ich dich nicht sehen kann oder wenigstens deine stimme hören kann, aber das geht ja nicht übers internet

Galois zu Stephanie: geht doch, Webcamera und Micro?

Stephanie zu Galois: hab ich beides nicht

Galois zu Stephanie: aber ein Telefon?

Stephanie zu Galois: aber ich weiß nicht, ob ich dir einfach so meine nummer geben kann? :-)

Galois zu Stephanie: Ich bin durch und durch anständig und verspreche dir, nicht durch die Telefonleitung gekrochen zu kommen.

*Stephanie zu Galois: Schade! *^_^*

*** * * * ***

Das Geheimnis um die unglückliche Liebe in Galois' Leben wurde in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts weiter gelüftet. Carlos Infantozzi untersuchte von Neuem die zwei von den anderen Biografen vernachlässigten Briefe und fand mit einer Lupe und geeigneter Beleuchtung die Unterschrift ,,Stéphanie Dumotel".

Stéphanie-Felice, die Tochter von Jean-Louis Poterin-Dumotel war also die große Liebe von Evariste Galois.

* * * * *

— „Ist eigentlich viel im Argen?", fragte Stella ihren Bruder.

— „Bei dir bin ich mir noch nicht so im Klaren, aber bei deinem Computer sieht es ziemlich übel aus, ich bin mir nicht sicher, ob die Festplatte noch zu retten ist … du wirst dich wohl noch eine Weile gedulden müssen, bis du wieder nach E-Mail schauen kannst …"

Sie schwieg, als sie merkte, dass er sich wieder in diesen endlosen Zeichenkolonnen verkroch, die er über den Monitor huschen ließ. Dabei pfiff er „Yesterday". Unterbrach sein Pfeifen jedoch jedes Mal, wenn er schlürfend einen kleinen Schluck von seinem Kaffee einsaugte. Er vergaß auch nicht sie zu loben, ihr zu sagen, dass sie wieder einen tollen Kaffee gemacht habe. Seine Frau könne ja viel, — was Stella als maßlose Übertreibung empfand — aber bei Silvia sei Kaffee immer eine Überraschung und meistens eine unangenehme: Mal bringe sie heißes Wasser in homöopathischer Weise mit Bruchteilen von Kaffeebohnen zum Schwingen — nur dann getrübt, wenn sich gerade irgendwo Rost in der Leitung gelöst habe, — mal herrsche akuter Wassermangel in ihrem Aufguss, und mit dem Getränk, wenn man es überhaupt noch so nennen könnte, wäre die gleichzeitige Verabreichung eines starken Beruhigungsmittels medizinisch indiziert. Stella musste herzhaft lachen und ihre Sorgen um Galois waren für den Augenblick verdrängt. Der Spaß und die Freude, mit der er an ihrem Rechner arbeitete, waren ansteckend. Für ihn war es eine interessante Herausforderung. Stella hatte ihn schon immer beneidet, dass er nahezu jede Arbeit mit Genuss erledigen konnte. Auch wenn er manches lieber machte, fand er für nahezu alle Tätigkeiten Wege, sie interessant zu finden. Selbst Putzen und Wäschewaschen, — was für Stella und wohl für einen Großteil der Bevölkerung nur eine schauerliche Sisyphusarbeit darstellt, — zelebriert er mit einer Einstellung, die man schon als Spaß bezeichnen könnte.

Sie musste lachen, denn sie dachte an Spacebeings migrierende Thubaner. Beinahe hätte sie zu Swen gesagt, dass sich in ihm wohl ständig irgendwelche fröhlichen Thubaner in Urlaubsstimmung tummelten. Swens euphorische Grundeinstellung, seine Liebe zu seinem Beruf und zu seinen Hobbys waren doch die untrüglichen Zeichen, die Spacebeing erwähnt hatte.

`Spacebeing:` *Thubaner können überall sein. In einem Kollegen oder in der Chefin.*

`Stella:` *aber hat man denn keine chance einen thubaner zu erkennen?*

`Spacebeing:` *Doch, doch, indirekt gibt es untrügliche Indizien. Jeder kennt doch diese Typen, die so vor sich hindümpeln. Ihre Arbeit machen sie liederlich, haben an nichts so richtig Spaß und auf einmal sind sie wie um-*

gekrempelt. Erstaunen plötzlich alle mit tollen Ideen und Leistungen und sind mit einem Schlag euphorisch bei der Arbeit!

`Stella:` *wenn das so ist, melde ich ein freies „zimmer" für einen thubaner.*

Swen gab ihr die Geborgenheit, die sie jetzt so dringend brauchte. Sie war froh, dass er es geschafft hatte, zu ihr zu kommen. Sie war gleichermaßen erstaunt und erfreut gewesen, als Swen vor ihrer Wohnungstüre stand, denn obwohl sie es sich so sehr wünschte, hatte sie nicht so früh mit seinem Erscheinen gerechnet. Swen musste wohl einige Patienten auf den nächsten Tag vertröstet haben.

— „Na, wie geht es denn unserem Patienten?", hatte er lächelnd gefragt.

Alle wären wohl gleichzeitig an dieser Sommergrippe erkrankt, hatte er am Telefon gesagt. Wenn sie auch krank wäre, käme er auf jeden Fall noch vorbei. Sie nicht, aber ihr Rechner, hatte sie scherzend zu ihm gesagt. Wo hätte sie sich denn anstecken sollen? Sie habe Urlaub und habe in den letzten Wochen kaum mit Wesen aus Fleisch und Blut zu tun gehabt, und übers Internet verbreite sich dieses Virus ja wohl kaum, hatte sie kichernd gesagt. Für Infektionen seien ja normalerweise ihre Schüler zuständig.

Er trug immer noch seinen weißen Kittel über seiner Jeans, um den Hals hing sein Stethoskop und in der Hand hielt er seinen alten Arztkoffer, den sie ihm damals zu seiner Promotion geschenkt hatte. Er musterte sie wie eine Patientin, ganz Diagnostiker, und sie war sich nicht mehr sicher — vor allem wegen seines Arztkoffers — , ob er überhaupt noch wusste, dass nicht sie die Patientin war. Aber dann eilte Dr. Kybos, wie ihn seine Kommilitonen während des Studiums nannten zu ihrem Rechner. Niemand dachte dabei an den Silberbirken liebenden Grashüpfer „Kybos lindbergi" und auch nicht an die Kybernetik als Lehre von dynamischen Prozessen, sondern die meisten verbanden damit den wirren Professor aus einem Science-Fiction-Film, der in Feuereifer im Dunkel der Nacht Wesen aus Silikon und Plasma schmiedet und ihnen seinen Erfindergeist einhaucht.

Ohne Umschweife begann er mit der Visite ihres Rechners. Die Unfähigkeit zu booten lasse sich auf die Festplatte zurückführen, die entweder virenverseucht oder defekt sei, lautete seine erste Diagnose. Ob es sich um eine maligne oder benigne Krankheit handele, könne er zu diesem Zeitpunkt noch nicht sagen. Wenn sie Glück hätten, seien es möglicherweise nur ein paar lockere Steckverbindungen.

— „Ich find's toll, dass du es doch geschafft hast. So wie's bei Gertie klang, hatte ich nicht mehr mit dir gerechnet."

— „Du kennst ja Gertie! Die hat wieder maßlos übertrieben!"

Oh ja, sie kannte Gertie. Deutlich konnte sie sich ausmalen, wie sie bei ihrem Telefonat an der Empfangstheke residierte. Wie sie noch nicht einmal die Kartei, die sie vielleicht gerade bearbeitete, aus der Hand legte, während sie

mit ihr sprach.

— „Der Herr Doktor ist gerade sehr beschäftigt. Das Wartezimmer ist zum Bersten voll. Diese Sommergrippe und dann noch jede Menge Notfälle …", hatte Gertie am Telefon geklagt, und da war auch noch etwas Vorwurfsvolles in ihrer Stimme. So wie, wenn du jetzt unbedingt in dieser Situation mit deinem Bruder sprechen willst, dann bist du schuld, wenn alles noch schlimmer wird.

— „Ich wollte keine Konsultation, sondern lediglich meinen …", sagte Stella und machte hier eine kurze Pause, um dann akzentuiert und betont fortzufahren, „Bruder sprechen!"

Mittlerweile ging Stella davon aus, dass Gertie ihr „der Herr Doktor" immer mit voller Absicht sagte. Sie wollte ihr zeigen, dass sie von ihr keine Sonderbehandlung erwarten könne, bloß weil sie die Schwester von ihrem Chef war. Für Stella wäre es jedoch schon ein Fortschritt, wenn sie von Gertie wenigstens wie eine normale Patientin behandelt würde. Gertie wollte sie mit ihrer Formulierung ärgern, denn ihr musste klar sein, wie sehr Stella es hasste. Allzu oft hatte sie ihr schon „Für mich ist das immer noch mein Bruder, nicht der Herr Doktor!" darauf geantwortet: anfangs scherzhaft aber bestimmt, und später immer ärgerlicher. Gertie konnte Stella nicht leiden. Aber ihre Antipathie beruhte auf Gegenseitigkeit, von Anfang an, seit ihr Bruder sie ihr als seine neue Sprechstundenhilfe vorgestellt hatte. Eigentlich war Gertie ein bemitleidenswertes Geschöpf, wegen ihres Äußeren, aber ihre kalte, abweisende Art ließ keine Sympathie oder Mitleid aufkommen. Gerade dies waren jedoch die Qualitäten gewesen, weshalb Silvia sie als ihre Nachfolgerin auserkoren hatte.

Damals hatte sie sich durch einen Stapel von Bewerbungen gekämpft. Swen hatte sich überhaupt nicht um die Neueinstellung gekümmert. Er verlasse sich ganz auf sie, hatte er zu Silvia gesagt, denn sie wisse, worauf es ankäme.

Swen meinte die fachlichen Qualifikationen, doch Silvia hatte darüber hinaus zusätzliche Kriterien, die eine neue Bewerberin zu erfüllen hatte. Unter den zahlreichen Bewerbungen gab es einige, die für Swens Arztpraxis bestens geeignet gewesen wären, aber sie entsprachen halt nicht Silvias besonderen Vorstellungen. „Wir sind doch eine Arztpraxis und keine Modellagentur!", sagte sie bei mehreren. Es half nichts, wenn Swen eine Kandidatin durch ein „so hübsch ist die nun auch nicht!" verteidigte. Noch schlimmer war es, wenn er sagte:

— „Ich verstehe nicht, warum eine Arzthelferin an der Rezeption nicht hübsch sein darf."

Mit seinem Stethoskop hörte Swen die geringsten Beigeräusche im Herzschlag seiner Patienten; sicherer als viele seiner Kollegen erkannte er koronare Probleme, noch bevor sie sich massiv artikulierten. Aber was die romantische Seite des Herzens betraf, blieb er ein naiver und unerfahrener pubertärer Junge.

„Warum sollte sie nicht hübsch sein? Immerhin warst du ja auch hübsch!"

— „Was heißt hier ‚war'?"

Dann stotterte er, sagte, er meine doch nur, dass sie natürlich immer noch hübsch sei, aber doch in ein paar Wochen nicht mehr in der Praxis sei. Swen ahnte damals nicht, wie weitsichtig seine Wahl der Vergangenheitsform war. Die Zeit von Silvias Aufblühen wäre nach der Hochzeit vorbei, würde durch ein kontinuierliches Aufblähen ersetzt. Schon bald würde sie mangels Bewegung und wegen ständiger kalorienreicher Nahrungszufuhr in einen Zustand permanenter Scheinschwangerschaft übergehen, so dass es niemand auffiel, als sie später wirklich schwanger war.

Sie wolle kein Modell als Nachfolgerin, hatte sie damals gesagt, und ihre Augen strahlten, als ihr Blick auf Gertrudes Passbild fiel. Ein Blick in die dortigen Augen genügte, und Silvia war sich sicher, dass dies die richtige sei. Nachdem sie sich dann noch kurz überzeugt hatte, dass sie auch die nötigen fachlichen Kompetenzen aufwies, rannte sie zu Swen.

Er schluckte. Eine Diskussion war zwecklos, Silvia war nur gekommen, um ihm ihre Entscheidung kundzutun. Was zunächst wie das eine Auge eines Zyklopen wirkte, waren doch zwei Augen, genau genommen nach vorne verrutschte Froschaugen. Als hätte die Natur in einer Laune ein Auge statt eines Paares schaffen wollen, sich dann aber doch entschlossen, einen schmalen Damm, also ihre Nase, dazwischen zu legen.

Noch nie in ihrem Leben war Gertie wohl jemandem begegnet, der sie mit so offensichtlichem Wohlgefallen betrachtet hatte wie Silvia. Silvia war begeistert, dass auch Gerties Figur nichts, was ihre Wünsche betraf, zu wünschen übrig ließ. Ein riesiger Käfer, an dessen monumentalem Körper spindeldürre Arme und Beine hingen. Silvia war sich sicher, dass sie keinerlei sexuelle Ausstrahlung haben könnte, jedenfalls nicht auf einen Mann, also auch nicht auf ihren Zukünftigen, sondern höchstens auf einen anderen Käfer.

— „Du bist so naiv wie ein Kind!", hatte Stella mal ihren Bruder gescholten, „Kannst du dir nicht vorstellen, weshalb dir Silvia diesen hässlichen Käfer hingesetzt hat?"

— „Gertie arbeitet sehr ordentlich!"

— „Ja, wie ein Feldwebel, und deine Patienten sind die Rekruten, die geschunden werden müssen. Apropos Rekruten, bekommst du überhaupt noch Neuzugänge, seit sie den Empfang ziert?"

Silvias Angst, dass eine Nachfolgerin von ihr — oder überhaupt irgendeine Frau —, ihren Mann verführen könnte, ist, so wie Stella ihren Bruder sieht, völlig abwegig und absurd. Da müsse schon eine kommen und ihn vergewaltigen, und genau das war es, was Stella in Gedanken Silvia vorwarf, auch wenn Stella wusste, dass rein juristisch gesehen bestenfalls ihr Verhalten als sexuelle Nötigung gesehen werden konnte. Mit seiner grenzenlosen Arglosigkeit war er ihr doch hoffnungslos ausgeliefert gewesen.

Möglicherweise hätte seine Naivität ihn auch dauerhaft geschützt. Vielleicht war sie selbst schuld daran gewesen, dass er überhaupt ihre Annäherungen

bemerkte, warf sich Stella vor.

— „Mensch Swen, merkst du denn nicht, die ist doch geil auf dich!", sagte sie einmal zu ihm.

Das war, nachdem er ihr in aller Unschuld die Szene im Badezimmer beschrieben hatte. Seine Praxis war ursprünglich als Wohnung konzipiert gewesen: Fünf Zimmer, Küche, Bad und separates Gäste-WC, welches bei ihnen nur die Patiententoilette hieß. Die Toilette im Bad selber war nur dem Personal vorbehalten. Die Dusche war im Prinzip nur ein Staubfänger, außer im Sommer, wenn Swen des Öfteren nach dem Radfahren mit am Körper klebendem T-Shirt in die Praxis kommt. Aber außer ihm hatte sie lange Zeit niemand genutzt, bis zu dem Tag, als Silvia nachmittags konstant jammerte, wie verschwitzt sie sei. Sie waren mit der Sprechstunde fertig, und ihre Kollegin hatte Urlaub, so dass die beiden alleine in der Praxis waren. Swen war mit der Quartalsabrechnung beschäftigt. Wie immer prüfte er noch einmal jede Patientenkarte, ob auch alle Leistungen stimmten, bevor er sie an Silvia zur Weiterverarbeitung gab. Obwohl er zu ihr sagte, dass sie ruhig nach Hause gehen könne, blieb Silvia. Es würde eh noch kein Bus fahren, und außerdem müsse sie das Labor noch ein wenig aufräumen. Dann stöhnte sie wieder über die Hitze, zupfte und zerrte an ihrer Bluse, beinahe so als wolle sie sich vom Leib reißen, so als sei diese an allem Schuld. So verklebt, so verschwitzt könne sie doch nicht mit dem Bus nach Hause fahren, schrecklich, führte sie ihr Wehleidslied fort. Sie solle doch einfach duschen, hatte er zu ihr gesagt.

Von dem großen Sprechzimmer aus, welches ihm auch als Büro diente und direkt neben dem Bad lag, hörte er ein paar Minuten später die Dusche. Nach langer Stille glaubte er, eine Türe zuschlagen zu hören, und dachte, dass es wohl die Praxistüre gewesen sein müsse. Silvia war gegangen, obwohl er sich nicht erinnern konnte, dass er ihr übliches „Tschüssi!" gehört hätte, aber wahrscheinlich war er zu vertieft in seine Arbeit gewesen. Das verhaltene Niesen, das er später hörte, musste wohl aus der über ihm liegenden Wohnung kommen. Die Frau war ständig erkältet, eine seiner besten Kundinnen.

Dann später auf dem Weg zur Toilette erschrak er, zuckte zusammen, ebenso wie die Gestalt im Empfangsbereich. Es war der Schrecken sich plötzlich der Gegenwart eines anderen gewahr zu werden, wenn man sich felsenfest sicher war, allein zu sein. Nur ein kurzes Zusammenfahren, Zusammenzucken und der Schrecken war wieder verflogen. Aber dem Schrecken folgte kein Erstaunen, wie es vielleicht normal gewesen wäre. Immerhin stand an der Rezeption eine völlig nackte Frau mit nassen tropfenden Haaren, in der Hand eine Handtasche, Silvias Tasche. Sie wirkte erstarrt in einer Bewegung, die noch Richtung Badezimmer zielte. Sein Erschrecken hatte sie versteinert, nur mit ihrer Handtasche wedelte sie in der Luft. Keinerlei Verwunderung in Swens Gesicht, so als hüpften seine Sprechstundenhilfen immer nackt herum und wedelten dabei mit ihren Handtäschchen. Sie drehte sich sogar in seine Richtung, als sie

merkte, dass sein anfängliches Erschrecken nichts mit ihrer Nacktheit zu tun hatte. Sie machte keinerlei Versuche, irgendetwas zu verbergen. Ihre Brüste, um die Stella sie immer beneidete, reckte sie in seine Richtung, während ihre Tasche weiterhin in ihrer Hand in Richtung Bad pendelte. Dann sagte sie in höherer Tonlage und schneller als normal, dass sie ihre Tasche vergessen hätte. Es sollte so wirken, als habe er sie auf dem kurzen Weg zwischen Rezeption und Bad ertappt. Als habe sie nur so schnell hin- und herhuschen wollen, und sei von ihm überrascht worden. Es hätte so gewesen sein können, wäre da nicht unter ihr eine Pfütze von Tropfwasser gewesen. Kein Zweifel, sie hatte in der Rezeption geduldig und nackt im kühlen Luftzug gelauert. Auf Swens Antwort war Silvia nicht gefasst gewesen, als sie ihn fragte, was er denn zu Silvia gesagt habe:

— „Gut, dass Sie noch da sind, Silvia! Wenn Sie mit dem Duschen fertig sind, habe ich noch ein paar Fragen wegen der Behandlung von Herrn Bolitschewski!"

— „Das war alles? Sonst hast du nichts gesagt?", fragte ihn Stella.

— „Doch, sie solle sich etwas anziehen, damit sie sich keine Erkältung hole."

Hätte er losgebrüllt, „Was machen SIE denn DA?" oder „Was ist denn mit IHNEN los?", Silvia — ebenso wie später Stella — wäre sicherlich nicht so geschockt gewesen, wie von diesem bürokratisch kühlen Kommentar.

War Swen wirklich so naiv, wie er sich bei ihr gab, fragte sich Stella. Wenn für ihn diese Duschgeschichte so normal, so gewöhnlich gewesen wäre, dann hätte er ihr diese Geschichte doch nicht erzählt. Oder die Sache mit Silvias Herzattacke, ihre Pseudoherzattacke. Nichts weiter als ein anderer Versuch, ihren Bruder zu verführen. Wochen vor dem Duschen. Auch damals waren sie beide alleine gewesen in der Praxis. Ihr wäre so komisch, sagte sie. Irgendwie habe sie das Gefühl, dass ihr Herz so schnell schlage, ob er sie nicht mal abhören könnte. Dann rannte sie schon zur Pritsche und lag ohne weitere Aufforderung mit nacktem Oberkörper auf der Pritsche. Sie bebte vor Erregung, aber Swen merkte nichts davon, oder ihm war es erst später bewusst. Ihr Puls sei etwas höher, aber sonst sei alles okay. Sie brauche sich keine Sorgen zu machen. Ob er nicht vielleicht sicherheitshalber noch ein EKG machen wolle, fragte sie ihn entsetzt. Aber er sagte nur, dass dies in ihrem Fall nicht notwendig sei, und damit hatte er natürlich recht. Später schlich sie aus der Praxis, ohne sich zu verabschieden.

Aber an dem Tag, als Frau Pfeifer mit verklärtem Blick das Sprechzimmer verließ und zu Silvia nahezu stöhnend „Was für ein Mann!" raunte, wurde Silvia massiv. Wie konnte Silvia ihr auch nur ein Wort glauben? Sie musste doch Frau Pfeifers Krankengeschichte kennen. Nicht nur, dass sie eine der schlimmsten Hypochonderinnen in Swens Praxis war, sondern sie war auch psychisch krank. Swen hatte sie schließlich in die Psychiatrie überwiesen, um

prüfen zu lassen, ob sich ihre Vorstellungen noch in den Bereich „blühender Phantasie" einordnen ließen, oder ob es sich bereits um die Anfänge einer Schizophrenie handelte.

Abends nach der Sprechstunde machte Silvia dann ernst. Heulend fragte sie ihn, ob er sie denn hässlich finde. Die Männer auf der Straße würden sich nach ihr umdrehen, ihr nachpfeifen, sie könne alle haben, aber er nehme sie überhaupt nicht zur Kenntnis, als wäre sie überhaupt keine Frau. Sie habe schon geglaubt, er sei vielleicht schwul, aber nun, nach der Sache mit Frau Pfeifer, könne sie das nicht mehr glauben.

— „Was für eine Sache mit Frau Pfeifer?", fragte Swen erstaunt.

Aber Silvia hatte schon ihre Bluse geöffnet und hielt ihm ihre Brüste entgegen.

— „Die sind doch viel schöner als die Hängebrüste von dieser Schlampe!", sagte sie mit sich überschlagender Stimme.

Das war weder erotisch noch romantisch gewesen, aber sie kriegte ihren Bruder dennoch auf die Pritsche. Von Mitleid, nicht von sexueller Lust getrieben, war er, so Stellas Meinung.

So hatte Silvia ihren Bruder geködert, dachte Stella, während ihr Bruder nun schon fast eine Stunde versuchte, ihren Rechner zu reparieren. Plötzlich konsultierte er seine Uhr, während er ein tiefes und langes „Tjaaaaa!" von sich gab.

— „Du musst nach Hause zu deiner Familie?", fragte Stella ängstlich.

— „Schon, aber eigentlich habe ich nur auf die Uhr geschaut, um zu sehen, ob die Geschäfte noch . . . du brauchst leider eine neue Festplatte!"

Geld spiele keine Rolle, sagte sie ihm, als er ihr die Preisspanne genannt hatte. Hauptsache alles sei schnell wieder in Ordnung.

— „Also, alles in Ordnung kannst du vergessen! Den Rechner bring' ich wieder zum Laufen, aber für die Daten sehe ich schwarz."

— „Oh Gott! Die ganzen E-Mails? Alle weg?"

Es durfte nicht alles weg sein, beschwor sie ihren Bruder. All die tollen E-Mails von Spacebeing, beinahe schon ein Roman. Von Constantin hatte sie nicht so viele E-Mails bekommen, denn sie hatten ja meistens telefoniert. Dennoch wollte sie keine seiner E-Mails missen. Vielleicht waren sie ja nun alles, was ihr von ihm blieb. Diese Gedanken trieben ihr wieder Tränen in die Augen.

* * * * *

Wenn man jemanden auf Anhieb nicht leiden kann, so hängt es, wie Wissenschaftler herausgefunden haben wollen, häufig mit dem Riechen zusammen. Man kann diese Person nicht riechen. Am Telefon besteht diese Gefahr nicht, aber dennoch war Stella schrecklich aufgeregt, damals, als bei Galois' erstem

Anruf das Telefon klingelte. Was, wenn sie seine Stimme nicht mochte? Für sie war der Klang, was für andere der Geruch war. Für sie als Musikerin wäre ein Missklang im Ohr schlimmer als Gülle in der Nase. Blecherne oder resonanzlose Stimmen können bei ihr eine Gänsehaut verursachen, so wie bei anderen ein quietschendes Stück Kreide auf der Tafel. Aber besonders abstoßend findet sie, wenn Leute betonungslos vor sich hin nuscheln, wenn sie damit — wie sie denkt — ohne es zu wollen, zum Ausdruck bringen, dass sie keinerlei Empfinden fürs Musische, also für die Kunst zeigen. Eher könnte sie ein Monster mit einer Orpheus-Stimme als einen Adonis mit dem Klang eines Blecheimers lieben. Also war es kein Wunder, dass sie zitternd den Hörer abnahm, und das Blut in ihren Ohren pochte.

— „So, da bin ich, bist du enttäuscht!", hatte die warme, wohlklingende Stimme eines Bären sie gefragt. Die Stimme von Theo, ihrem großen Teddybären, von dem sie sich nachts in ihrem Bett beschützt gefühlt hatte und der immer noch hoch oben auf dem Kleiderschrank in ihrem Schlafzimmer wachte.

— „Wow, nein. Ich finde es großartig, dich zu hören! Du hast eine tolle Stimme! Eine gute Basslage", sprudelte es aus ihr.

Aber ihre Stimme sei viel toller, eine sonore Stimme. Fast schon Musik, wenn sie spreche. Da wäre so das gewisse Etwas in ihrer Stimme.

— „Und was ist dieses ‚Etwas'?"

— „Ich meine, . . . ähm, du weißt schon . . ."

— „Nein, weiß ich nicht?"

— „Du hast so etwas . . . Rauchiges, Dunkles, Raues in deiner Stimme . . . so was . . ."

— „Ja?"

— „. . . so was Verführerisches . . ."

Nie hätte er das für möglich gehalten. Er habe nichts als ihre Stimme, und doch sehe er sie klar vor sich. Dann rankte er um ihre Stimme mit großer Einfühlungsgabe einen Phantasiekörper. Ihr Haar müsse bestimmt dunkel sein, dunkelbraun, mutmaßte er. Glänzendes, seidiges Haar. Ob er sehr traurig sei, wenn sie stattdessen eine attraktive Blondine sei, kokettierte sie gekonnt. Hilflos und verlegen hatte der Bär herumgedruckst. Sie konnte nicht anders als ihn gern haben, und nicht nur wie ihren alten Teddybären. Er wollte sie nicht verletzen, wollte nichts Falsches sagen. Er habe nichts gegen Blondinen, stocherte er vorsichtig im Dunkel der Ungewissheit.

— „Was heißt hier ‚Ich habe nichts gegen Blondinen!'. Sind sie dein Typ, oder nicht?"

Im Unterton ihrer Stimme musste er die Wahrheit herausgehört haben. Im Prinzip stünde er mehr auf dunklere Haare, aber — damit ließ er eine Türe zum Rückzug offen — es käme natürlich ganz auf die Frau an. Sie wolle ihn nicht länger schmoren lassen. Er habe recht, aber es sei eher ein helles Braun,

fast schon brünett.

— „Den Wella-Look kannst du aber vergessen. Mein Haar ist widerborstig und ungestüm", kicherte sie in den Hörer, „so wie ich . . . wild! . . . und was verrät dir meine Stimme sonst noch? . . . Zum Beispiel über meine Figur?"

Gute Figur, normale Größe, nein, das könne sie — obwohl es stimme — so nicht durchgehen lassen. Ein wenig genauer wolle sie es schon wissen. Normal groß? Damit betreibe er Risikominimierung, denn die meisten entsprechen wohl dieser Angabe, und wenn nicht, dann glauben sie es zumindest.

— „Schöne Beine . . . kräftig, also nicht so dünn "

— „Also dicke Beine habe ich deiner Meinung nach?", unterbrach sie ihn mit gespielter Verärgerung aber kokettierend.

— „Nein, nein, nein . . . Ich meinte nur, nicht so spindeldürre Beine, . . . so wie die von diesen magersüchtigen Models . . . solche Storchenbeine, die man mit einer Hand umfassen kann."

Weit weg am Telefon, und doch hatte sie plötzlich das Gefühl, als würden seine beiden Hände versuchen, ihre Beine zu umfassen. Sie habe keine solchen Modellbeine, deren Oberschenkel so dick — oder genauer so dünn — wie die Unterschenkel seien. Er liebe es, wenn die Oberschenkel nach oben hin kräftiger werden.

— „Und sonst . . . außer Beinen und Haaren . . . was hörst du sonst so?"

* * * * *

Seine Eltern lebten in dem kleinen Ort Bourg-la-Reine, der damals noch eigenständig war und nur zehn Kilometer südlich von Paris lag. In ihrem Haus in der Grand-Rue , welches von den Parisern „Villa de Bourg-la-Reine" genannt wurde, beherbergte die Familie Galois eine Schule, deren Ursprünge sich bis in die Zeit vor der Revolution zurückverfolgen lassen. Weit davon entfernt unter der Revolution zu leiden, gelang es Evaristes Großvater sogar, seine Schule zu Wohlstand zu bringen, während die meisten anderen kirchlichen Schulen aufgelöst oder in staatliche Schulen umgewandelt wurden. Bourg-la-Reine, das als Folge der Revolution in Bourg-Égalité umbenannt worden war, genoss wegen seines wenn auch kleinen Abstands von Paris eine relative Ruhe. Wohlstand und Ansehen der Familie gründeten auf dieser Schule, die Evaristes Vater Nicolas-Gabriel als Direktor leitete.

Ein paar Meter von dem Anwesen der Galois entfernt auf der anderen Straßenseite der Grand-Rue befand sich das Haus der Familie des Justizbeamten Thomas-François Demante. Seine Tochter Adélaïde Marie wurde Evaristes Mutter.

Seine Eltern waren hochintelligent und bestens ausgebildet in den damals bedeutenden Gebieten: Philosophie, klassische Literatur und Religion. Bell weist darauf hin, dass es aber auf beiden Seiten der Familie keinerlei Belege für mathematisches Talent gebe. Evaristes mathematisches Genie sei über ihn hereingebrochen wie eine Explosion. Rothman korrigiert diese Aussage, indem er klarstellt, dass es weder Hinweise für noch gegen das Vorkommen von mathematischem Talent gebe.

Evaristes Eltern heirateten im Jahre 1808; Nicolas-Gabriel war zum Zeitpunkt der Hochzeit bereits 33 Jahre alt , während seine Braut erst zwanzig war. Ein Jahr nach der Vermählung wurde ihr erstes Kind geboren, Nathalie-Théodore . Zwei Jahre später, am 25. Oktober 1811, erblickte Evariste das Licht der Welt, und sein Bruder Alfred, das dritte und letzte Kind der Familie, folgte am 17. Dezember 1814.

* * * * *

Für Stella war es faszinierend gewesen, zu sehen, wie schnell und souverän ihr Bruder die Festplatte gewechselt hatte, was natürlich nur möglich gewesen war, weil sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihrer Wohnung ein Computer-Händler befand. Obwohl ihr Rechner wieder lief, wollte Stella ihren Bruder dennoch nicht nach Hause gehen lassen. Sie brauchte dringend seine Hilfe, um Constantins Telefonnummer ausfindig zu machen.

Ihr Bruder hatte sich gebrüstet, dass er übers Internet leicht, wenn er eine Telefonnummer und ein paar weitere Angaben hätte, auch die zugehörige Adresse ausfindig machen könnte. Damals ging es ihm darum, sie zu belehren, wie dumm es von ihr gewesen sei, einem Unbekannten, noch dazu einer Chatbekanntschaft, ihre Telefonnummer zu geben. Was, wenn dieser Galois ein Verrückter wäre, hatte er sie gefragt.

— „Aber Constantin ist wirklich in Ordnung und im Übrigen ist der so mit seiner geliebten Mathematik beschäftigt, dass der gar keine Zeit hätte, an Verbrechen zu denken. . . . Überhaupt, Mathematiker gehören nicht gerade zu den potenziellen Verbrechern!"

— „Der Unabomber war aber einer!"

— „Kenn ich nicht."

Der sogenannte Unabomber, Theodore Kaczynski, erklärte ihr Swen, habe über zwanzig Jahre lang Briefbomben an Personen geschickt, die er verantwortlich machte für die Zerstörung der Natur durch eine erbarmungslos fortschreitende Technik. Ihn machte man für den Tod von drei Menschen und die Verletzung von fast zwei Dutzend weiteren verantwortlich.

War Evariste Galois in gewissem Sinne nicht auch ein potentieller Terrorist gewesen, schoss es ihr dabei durch den Kopf. Auch wenn er selbst nie Gewalt angewendet hatte, so war er bereit dazu und voller Hass.

— „E i n verrückter Mathematiker, heißt das gleich a l l e Mathematiker verrückt? Gibt es nicht auch genügend verrückte Ärzte . . . "

— „Oder Lehrer ", aber dann sagte er wieder versöhnlicher „Ich habe das ja nur gesagt, weil es bei dir so klang, als wolltest du alle Mathematiker gewissermaßen per se als harmlos erklären!"

Der Computer lief wieder und ihr Bruder würde jetzt gleich gehen, wenn sie ihn nicht noch aufhielte.

— „Sag mal, Swen. Übers Internet müsste man doch eigentlich Constantins Telefonnummer finden können?"

— „Der hat deine Telefonnummer und du kennst noch nicht einmal seine Nummer?"

— „Er war meistens an der Uni, und dort hatte keine eigene Telefonnummer. Ich konnte ihn ja schlecht übers Sekretariat ausrufen lassen."

— „Wundert mich, dass ein wissenschaftlicher Mitarbeiter der Uni keinen eigenen Telefonanschluss hat . . . egal . . . hast du denn wenigstens die Nummer der Sekretärin oder den Namen des Professors . . . "

— „Nein . . . außerdem würde uns das jetzt eh nichts bringen . . . Constantin ist sicherlich bei seinen Eltern", sagte Stella und korrigierte sich sofort, „. . . ich meine bei seiner Stiefmutter und seiner Schwester"

Ungeduldig schaute Stella in der Küche auf den allzu langsam aus dem Filter tröpfelnden Kaffee. Ihr Bruder würde eine Nummer ausfindig machen, da war sie sich sicher. Er erläuterte ihr seine Strategie. Mit der richtigen Inspiration und Google könnte er vielleicht die Straße, in der die Colaniks wohnten, ausfindig machen, und mit noch mehr Glück könnte er vielleicht den Namen und die Telefonnummer eines Nachbarn der Colaniks ausfindig machen.

— „Warum willst du Nachbarn ausfindig machen?"

— „Solche Leute wie die Colaniks findet man eh nicht im Telefonbuch. Einen Nachbarn können wir anrufen und dann . . . dann sehen wir weiter. Du weißt ja, man plant zehn Ecken im voraus und die Wirklichkeit überrascht einen mit einer elften!"

* * * * *

Man müsse Evariste Galois' Mutter kennen, um ihn selbst besser verstehen zu können, schreibt Dupuy in seiner Biografie. Was man über die ersten Jahre von Evaristes Leben, also bis zum 12. Lebensjahr, über ihn wisse, sei ziemlich genau das, was man auch über seine Mutter wisse. Dupuy veröffentlichte seine Biografie im Jahre 1896, also 64 Jahre nach Galois' tragischem Tod. So ist es verständlich, dass er nur noch wenige Zeitzeugen befragen konnte. Evaristes Mutter, die im Jahre 1872 im Alter von 84 Jahren starb, war zu der Zeit, als Dupuy seine Biografie schrieb schon über zwanzig Jahre tot.

Dennoch fand er jemanden, der Evariste noch aus der Zeit kannte, als er zu Hause lebte und von seiner Mutter als einzigem Lehrer unterrichtet wurde: Mme. Bénard, geborene Demante, eine Kusine von Evariste.

Mme. Bénard erinnerte sich an ihren Cousin als einen ernsten und liebenswerten Jungen, „der einen großen Platz in der kleinen Welt der Kinder innehielt, gruppiert um die Großmutter Demante."

Sein Vater besaß die Gabe Reime zu schmieden. Eine harmlose Beschäftigung, die später in einem anderen Kontext zu seinem Verhängnis wurde. Diese Begabung musste Evariste geerbt haben, denn laut Mme. Bénard sei er es gewesen, der für

Familienfeste, als würdiger Sohn seines Vaters, Dialoge verfasst habe oder in althergebrachter Art Reime schmiedete, mit denen er zusammen mit seiner Schwester, seinen Vettern und Basen die alte Dame erfreute.

* * * * *

— „Mathematiker bin ich geworden, weil mein Vater keiner ist!"

Dies war Constantins prompte und überraschende Antwort gewesen, als Stella ihn einmal gefragt hatte, wie er zur Mathematik gekommen sei. Dabei lachte er, so als habe er gescherzt. Dann entführte er sie scheinbar ohne jeden Zusammenhang in seine Kindheit. In sein altes Elternhaus, wo heute fremde Leute wohnen. Er ließ nochmals das Entsetzen des etwa elfjährigen Constantins aufleben, als Unbekannte scheinbar von ihrem Wohnzimmer Besitz ergriffen hatten. Sicherlich waren es nur drei oder vier Leute, aber in seiner Erinnerung huscht ein ganzes Dutzend hektisch herum. Klappern und Klackern von harten Lederabsätzen. Stimmengewirr. Das affektierte Lachen von Monique. Sie benehmen sich, als wären sie in einem angemieteten Studio: Sessel und Stühle werden verrückt, ohne zu fragen. Constantin springt von einem Teppich, den ihm einer unter den Füßen wegzuziehen versucht. „Kann nicht jemand mal das blöde Bild da abhängen, der Rahmen reflektiert." Das blöde Bild war immerhin ein Porträt seiner Mutter, ein Original Heuner, damals ein Freund der Familie und noch am Anfang seiner Karriere. „Wir können ja mal", fragte einer pro forma, und seine Mutter wanderte mit ihrem Gesicht zur Wand in eine Ecke, wo kein Fotoapparat und keine Kamera hinzielen würde.

Der große schwarz gelackte Flügel, der in viele andere Wohnräume gar nicht reinpassen würde, oder sie vollstopfen würde, wirkte im Wohnzimmer der Colaniks zierlich. Stella stellte sich vor, wie Männer und Frauen ununterbrochen Scheinwerfer und Reflektoren hineintrugen und umherschoben. Teppiche zusammenrollten, um eine farbliche Harmonie zu schaffen. Auf Bildern und im Fernsehen könnten solche Muster ganz schön störend wirken, erklärten sie, während Cornelia weinend herumrannte, denn für sie sah es so aus, als wollten diese Leute für immer von ihrem Haus Besitz ergreifen. Der mächtige schwarze Flügel und die Colaniks im Mittelpunkt, sonst sollte nichts die Aufmerksamkeit der späteren Betrachter stören. Auf dem Boden in wenigen Minuten ein Kabelwirrwarr und der Schmutz ihrer regennassen Schuhe. Ein Pressetermin für eine Illustrierte — möglicherweise sei auch das Fernsehen dabei gewesen, aber das wusste er nicht mehr so genau — eines dieser Blätter, durchstrahlt und durchleuchtet von Prinzen und Prinzessinnen, edel und gut, und neben königlichen Familien würden dann auch die Colaniks thronen. Gabriel Colanik würde Baby Antoine selbst halten, so wollte es der Wahlkampfberater. Ein

König mit Herz für Kinder. Trotz aller Lasten und Bürden Zeit fürs süße Baby, da mussten die Herzen der Leserschaft schmelzen, und ihre Stimmen ihm zufliegen.

— „Meinen Vater in Pose zu bringen, war wohl das Schwierigste gewesen, so verdammt unbeholfen stellte er sich mit dem kleinen Anton an. Kein Wunder, dass der Kleine sofort anfing zu schreien. 'Antoine, mon chouchou!' säuselte Monika, aber Anton plärrte nun noch ergreifender. Seine herzergreifenden Schreie galten Elodie, aber die hatte ihren freien Tag. 'Elodie, unser Au-pair-Mädchen aus der Gironde!', stellte Moni sie immer prahlerisch vor."

Anton statt Antoine, das war Constantins Protest gegen seine Stiefmutter. Anton sagte er, und er meinte, lass dein ganzes falsches französisches Getue. Nie kam ein Monique über seine Lippen, und sein Monika sollte sie daran erinnern, dass ihr Vater und ihre Mutter nur Deutsche waren, dass sie es nie geschafft hatte, in Luxemburg trotz Eliteschule für Eurocratenkinder richtig französisch zu lernen. Wenn Constantin Moni sagte, dann hieß es, vergiss es, dein Akzent ist so gekünstelt, wie dein Lachen. Verführerisches Lachen, verkauft für Illustrierte und Kataloge und später die Waffe, mit der sie ihre Familie zerstört hatte.

— „Weißt du, als Kind, damals als meine Mama noch da war, dachte ich immer, dass Papa keine Schuld träfe. Für mich waren es die Männer in den dunklen Anzügen. In unserem Wohnzimmer sahen sie alle übrigens ganz anders aus als im Fernsehen. Diese Typen hatten meine Mutter nie gemocht und meinen Vater hatten sie in ihrer Hand. Einmal vielleicht dachten sie, dass ich schon schliefe oder dass ich eh zu klein wäre, um was zu verstehen. Mama war nicht im Raum. ´Wir sind hier nicht in den USA. Hier läuft das nicht´, sagte einer von ihnen und mein Vater antwortete: 'Aber Müller macht genauso einen Wahlkampf, und die Umfragen zeigen, dass es ihm Stimmen einbringt!' Dann sprach der lange Dürre, vor dem ich richtig Angst hatte. Ein Kinderschreck. Wenn ich in seiner Nähe war, sah der immer so aus, wie einer, der sich vor Hunden ekelte und fürchtete. Und ich war gewissermaßen der Hund, verstehst du was ich meine? …"

Oh ja, sie kenne solche Typen, hatte sie ihm lachend geantwortet, aber sie fühlte sich erbärmlich, irgendwie auch schändlich und schurkisch. So als wäre sie einer dieser ominösen Herren. Warum hatte sie die ganze Stephanie-Chose überhaupt angefangen. Sie hätte seine Aufmerksamkeit auch ganz aufrichtig als Stella erhalten können. Was, wenn sie ihn jetzt einfach darüber aufklären würde? Es konnte doch an ihrem Verhältnis nichts ändern? Sie musste es einfach mal versuchen.

— „Sag' mal, eigentlich ist es doch komisch in diesen Chatrooms. Man weiß so viel über andere. Ganz intime Dinge manchmal, aber man weiß noch nicht mal den richtigen Namen. …"

— „Bei uns ist das wenigstens eine ehrliche Sache. Du kennst meinen rich-

tigen Namen und du bist Stephanie Potier und nicht Fee24 oder Schneeflittchen69? Ohne die ganze Scheiße ist es schon besser, oder nicht?"

— „Doch, doch! . . . Aber ich hatte dich unterbrochen . . . "

— „Genau, . . . normalerweise hatte ich immer aufgepasst, dass ich möglichst weit weg von dem Kinder- und Hundeschreck war. Aber ab und zu rannte ich halt doch mal in ihn. Oh Gott, die Blicke habe ich bis heute nicht vergessen, als wollte er mich fressen, aber kann es nicht, solange mein Papa in der Nähe ist. Dann klopften seine Hände den imaginären Dreck vom edlen Tuch um seine Beine, verkrampft lachend. Naja, vielleicht hatte ich ja auch gerade Schokolade oder sonst was an den Fingern. . . . Hoffentlich hatte ich sie an seiner Hose abgeputzt . . . Jedenfalls er war es, der dann sagte: 'Versteh' mich bitte nicht falsch, Gabriel, nichts gegen deine Annemarie, aber Müllers Frau hat einfach eine andere . . . Ausstrahlung . . . also rein politisch mein ich natürlich . . . und deine Frau könnte eher . . . ich meine, sie könnte dir schaden. Also wenn du mich fragst, Annemarie sollte von der Bildfläche verschwinden!' "

So hatte der Typ auch damals im Fernsehen gesagt, „sorg dafür, dass er von der Bildfläche verschwindet!" und hatte einem anderen eine Pistole in die Hand gedrückt. Ein Stück Krimi, das Constantin gesehen hatte, als er einmal überraschend nachts im Wohnzimmer auftauchte.

— „Das sind ganz böse Leute und die wollen . . . ", begann sein Vater, aber seine Mutter unterbrach ihn.

— „Die wollen nur Spaß machen! Die tun nur so, als seien sie böse!"

— „Und die Pistole? . . . Mama, haben die schwarzen Männer, die immer bei Papa sind auch Pistolen?"

— „Aber nur um deinen Vater vor den Bösen zu schützen!", sagte seine Mutter, die ihn die Treppe hochtrug.

— „Und dich? Schützen die auch dich?"

— „Ja, wenn ich bei deinem Vater bin!"

— „Sonst nicht!"

— „Doch, doch . . . ", sagte sie, während sie ihm im Bett einen Gutenachtkuss auf die Stirn gab, „sie schützen uns alle!"

Damals war er so aufgeregt gewesen, dass er lange nicht einschlafen konnte. Er fürchtete sich vor diesen Leuten, und die würden sie auch nicht schützen. Seine Mutter hatte es nur gesagt, um ihn zu beruhigen. Er spürte es immer, wenn seine Mutter sich verstellte.

Nach der schrecklichen Bemerkung des Kinderschrecks war sich Constantin sicher, dass sie seine Mutter nicht nur nicht beschützten, sondern dass von ihnen eine Bedrohung ausginge. Für ihn waren sie später die eigentlich Schuldigen für alles, was seiner Mutter passierte. Plötzlich sei er, erzählte Constantin Stella, aus dem Flur, von wo er die Unterhaltung belauscht hatte, ins Wohnzimmer gestürzt, denn er musste seinem Vater helfen. Dort habe er ganz laut „nein" gebrüllt. Seine Mutter bekämen sie nicht, die müsse bei ihm bleiben, sonst sei

er ja ganz alleine.

Von wegen die Männer in Schwarz, dachte Stella, sagte es aber Galois am Telefon nicht. Gabriel Colanik ist doch selbst so karrieregeil, dass er keine Dunkelmänner braucht, um seine Frau zu verraten. Constantins Mutter passte nicht in ihr Wahlkampfkonzept, und der weinte sicherlich nicht lange um Annemarie.

Abends lauerte Constantin allzu häufig vergeblich auf das Klack-Klack der Lackschuhe seines Vaters auf den Marmortreppen. Häufig versuchte er dann, das Einschlafen hinauszuzögern in der Hoffnung, noch wach zu sein, wenn sein Vater sich zu ihm herunterbeuge, ihm noch einen zärtlichen Kuss auf die Stirn gebe und „Schlaf gut, mein Prinz!" sagen würde. „Schnell, schnell, kommt runter!", rief seine Mutter manchmal, wenn sie schon im Schlafanzug waren, und zeigte dann auf den Fernsehschirm. Meistens redeten sie irgendwelches für sie Kinder unverständliches Zeug, aber manchmal winkte er sogar aus dem Fernsehen, für sie, da waren sich Constantin und Cornelia einig, gegen den Willen der fremden Männer, die um ihn waren. Die schoben ihn dann schnell in irgendeinen Raum, Flugzeug oder Auto. Der Hundeschreck war manchmal auch bei ihm. Wenn ihr Vater weg war, rollten Panzer, Menschenmassen marschierten grölend durch breite Straßen oder einer der Männer und Frauen mit den Mikrofonen redete wieder, irgendwas von Krise, Krisenherd, Frieden, Entspannung, Krieg oder so.

Galois ließ wieder den kleinen Constantin seine Geige stimmen, während Cornelia ihm die richtigen Töne auf Moniques Flügel anstimmte. Für Monique war Beethovens Albumblatt für Elise immer noch eine Herausforderung, aber das alte Klavier war nicht mehr gut genug gewesen für sie.

— „Monika wollte einen Flügel und sie bekam einen. . . . Einen echten Steinway. . . . Dabei kann sie noch nicht einmal mit geschlossenen Augen den Unterschied zwischen einem alten verstimmten Barpiano und einem solchen Spitzeninstrument heraushören! . . . Die bekam sofort einen Flügel, während meine Mutter, die hätte Konzerte geben können, sich mit ihrem alten Klavier zufrieden geben musste.", sagte Constantin zu Stella.

— „Warum müssen wir spielen. Es sind doch nur Fotos!", maulte Constantin.

— „Weil es so echter aussieht!", sagte Moni.

Also starteten Cornelia und er ihr „Stille Nacht, heilige Nacht" für Violine und Klavier, arrhythmisch begleitet von Surren und Klicken der Fotoapparate und Blitzlichter. Neben ihnen stand ihr Vater mit dem nun ruhigen Antoine und Monique.

Plötzlich schob sich Monika neben Cornelia auf die Bank und begann zu posen. Ganz in den Hintergrund habe sie seine Schwester gedrängt, erzählte ihr Galois. Oh ja, das sei eine tolle Idee, Klavier zu vier Händen und der kleine Konstantin an der Geige, fand sein Vater und die Presseleute stimmten ihm zu.

— „Das kommt an bei den Wählern. Ein rührendes Bild: Eine mit den Kindern musizierende Mutter und der Vater lauscht mit dem Baby im Arm!", begeisterte sich einer der Berater seines Vaters.

— „Das ist nicht meine Mutter!", brüllte Constantin sofort los und legte seine Geige auf einen Sessel.

In dem darauf folgenden beklemmenden kurzen Schweigen versuchte sich der Berater im dunklen Anzug zu rechtfertigen. Es ginge doch nur um eine Mutterfigur und nicht um die Frage, ob sie wirklich die leibliche Mutter sei. Erst als er Gabriels eindringliche Gestik sah, schwieg er.

— „Die Noten sind nur für zwei Spieler!"

— „Auf den Fotos kann man doch eh nicht erkennen, ob ihr richtig gespielt habt!", sagte einer der Presseleute.

— „Dann lügen die Fotos!", trotzte Constantin.

Dann war es abgegangen wie in einer Komödie, lernte Stella von Constantin am Telefon. Ein Riesenklaumauk, aber damals sei ihm keineswegs zum Lachen zumute gewesen. Als alle wild durcheinander diskutierten, wie man am besten fortführe, wurde Anton plötzlich bewusst, dass der Typ, der ihn auf dem Arm hielt, eigentlich ein Fremder war. Ein Fremder, der gern von ihm Papa genannt werden wollte. Er wurde unruhig und schaute sich nach einem geeigneteren Träger um. Sein Einsatz stand kurz bevor. Zunächst war jedoch Constantin ausgeflippt. Heulend prügelte er auf das schwarze Ledersofa ein. Monika, die ihn zu stoppen versuchte, erhielt nur einige der Schläge, die fürs Sofa bestimmt waren, oder erreichten gerade diese Schläge ihr eigentliches Ziel? Die große blonde Reporterin, die Constantin sofort sympathisch gefunden hatte, kam zu ihm. „Wie wär's mit 'nem Kaugummi?" Ihre warme Stimme und großen freundlichen Augen, wie die seiner Mutter, nicht die Katzenpupillen von Monika, stoppten den Fluss seiner Tränen. Aber aus Monis gelben Ovalen schossen ihm hasserfüllte Blicke entgegen.

Dann giftete sie ihr verhängnisvolles „ein unmögliches Kind". Damit habe sie sich doch selbst als böse Stiefmutter präsentiert, sagte Constantin zu Stella. Constantin heulte sofort wieder los, was wohl auch Anton als Startsignal für seinen mindestens eine Oktave höher liegenden Schreikrampf nahm. Ein klirrendes Geräusch, von dem man sich vorstellen konnte, dass es Glas zum Bersten bringen könnte, aber auf jeden Fall malträtierte es die Ohren der Anwesenden aufs Äußerste, Monika schaute hilfesuchend und verzweifelt umher. War Elodie nicht doch vielleicht da? Monika zögerte, sich ihrem Kind zu nähern, denn sie fürchtete, dass auch sie ihn nicht beruhigen könnte und sich damit auch noch als schlechte Mutter präsentierte. Als Constantins blonder Engel, in dessen Schoß immer noch sein Kopf ruhte, sich anschickte aufzustehen, wohl um seinen Halbbruder zu beruhigen, gab es für Constantin kein Halten mehr. Er schluchzte und heulte mit Antoine um die Wette: 'Mama, Mama!'

Dann eilte sie mit Sorgenmine auf ihr Kind zu — zu spät um noch glaubhaft

zu wirken. Ihre Befürchtungen waren mehr als berechtigt gewesen, denn Antoine brüllte noch lauter als zuvor, denn Monikas Schulter war nicht die Schulter für die er gebrüllt hatte. Elodie musste her.

— „Also ich denke, wir sollten die Aktion zu einem anderen Termin fortsetzen!", schallte die Stimme seines Vaters durch den Raum, „Wir sind alle völlig geschwächt von Schlafmangel . . . die Grippe hat uns im Griff"

Ein kunstvolles, wenn auch künstliches Husten folgte seinen Ausführungen. Das einzige Husten eines Familienmitglieds an diesem Tag. Denn die Grippe war schon seit fast einer Woche kein Thema mehr.

Während ihre Kollegen und Kolleginnen mit sauren Mienen ihre ganze Ausrüstung wieder zusammenpackten, streichelte die blonde Journalistin durch Constantins Locken und redete beruhigend auf ihn ein.

— „. . . und was willst du einmal werden, wenn du mal groß bist?", fragte sie ihn.

— „ . . . bestimmt willst du auch mal Politiker werden wie dein Vater?", und zeigte dabei auf Colanik, den berühmten Politiker, die Hoffnung der Nation, unfähig den schreienden Balg in seinen Armen zu beruhigen.

— „Nein, nie!"

Ohne zu überlegen, laut und beinahe brüllend war seine Antwort. Keine schwarzen Männer, die bestimmen, wann man kommen und gehen darf, die keine Kinder und Mütter mögen. Damals glaubte er noch daran, was seine Mutter immer zu ihm sagte, wenn er vor dem Einschlafen in seinem Bett heulte, weil sein Vater gerade wieder weg musste, oder nicht wie versprochen nach Hause gekommen war.

— „Papa kann auch nichts dafür. Er musste es tun!"

Damals war sein Vater noch nicht einer dieser schwarzen Männer gewesen, hatte er früher noch geglaubt.

Als er ihr in die Augen schaute, hätte er gerne Fotograf gesagt.

— „Damals verloren die Bilder für mich ihre Unschuld!", sagte Constantin zu Stella. „Bilder sind die diffizilste Form der Lüge!"

Alexander Gardner war vielleicht der erste große Lügner mit der Kamera gewesen. 1863 schleppte er einen toten Soldaten in einen Graben und verkleidete ihn als einen Scharfschützen der Partisanen. Schamlos hatte er ihn zuvor als Helden der Nation an dem Platz verewigt, wo er wirklich gestorben war.

Damals auf dem Sofa, seinen Kopf immer noch im Schoß des blonden Engels, entschied sich Constantins beruflicher Werdegang. Aus heiterem Himmel schien die Entscheidung zu kommen, auch wenn ihn schon immer die Welt der Zahlen begeistert hatte.

— „Mathematiker! . . . Ich werde Mathematiker, wenn ich groß bin! Dort weiß man immer, was wahr oder falsch ist!", rief damals der kleine Constantin.

— „. . . und was ist mit der Statistik?", fragte ihn Stella, fast zwei Jahrzehnte später lachend. „Trau keiner Statistik, die du nicht selber gefälscht hast!"

— „Das ist, wie mit den Fotos. Die Statistik stimmt immer, aber die Daten, die man reinsteckt, können beliebig falsch sein. Oder man kombiniert sie so, dass der falsche Eindruck entsteht."

— „Tote Soldaten als tote Rebellen!", sagte Stella.

— „Genau!"

— „Aber von dem ganzen Spektakel stand nicht in dem nachfolgenden Illustriertenbericht. Schöne heile Welt, keine Tränen, keine verzweifelten Schreie nach der Mutter!"

— „Aber die hätten das doch ausschlachten können?"

— „Nein, nicht die blonde Journalistin. Papa und Monika teilten allerdings nicht mein Vertrauen, denn sie waren entsetzt, als die Presseleute gegangen waren. Das wäre wohl das Ende seiner Karriere."

Böse, gemein und egoistisch sei er gewesen, brüllte ihn Monika an. Er sei schuld, wenn sie jetzt seinen Vater fertigmachten. Aber das störe ihn ja wohl nicht. Sie stoppte ihre Beschimpfungen erst, als Gabriel, der wohl den Kinderfeind angewählt hatte, ihr signalisierte zu schweigen. Er solle sich um die Typen von der Presse kümmern. Es sei bei der Fotosession nicht alles nach Plan gelaufen, und sie könnten einiges, wenn sie wollten, fehlinterpretieren.

* * * * *

— „Was, du bist noch nicht mit dem Studium fertig?"

Stella hatte es fast in den Hörer geschrien.

— „So gut wie!", murmelte Constantin.

— „Was heißt so gut wie? Wie weit bist du denn?"

— „Ich bin in Mathe weiter, als manche, die ihr Studium schon abgeschlossen haben!"

Während Stella noch überlegte, ob sie noch weiter bohren sollte, fragte er, ob es denn so schlimm sei, wenn er noch nicht mit dem Studium fertig sei.

— „Nein, nein. Ich war nur erschrocken, dass du dann noch so jung bist. Schließlich bin ich schon lange mit dem Studium fertig und berufstätig …"

— „Wie lange schon?"

— „Oh, du weißt ja, Frauen und ihr Alter …", sagte sie kichernd und stellte ihm dann die Frage, in welchem Semester er denn sei.

— „Du weißt ja, Männer und ihr Alter!", sagte Constantin, und beide lachten befreit.

* * * * *

Nur noch Spaß und Unterhaltung wollten die Leute, sagte Spacebeing. Philosophisches passe nicht zum Halligalli. Infotainment sei gefragt, aber keine Erörterung der Ethik in der Wissenschaft. Leichte Unterhaltung, aber keinesfalls eine philosophische Begründung des Rechts, ja der Pflicht des Wissenschaftlers, wegen seiner gesellschaftlichen Verantwortung moralische Überzeugungen zu äußern, woraus man die Verpflichtung, aufrichtig zu sein, ableiten könnte. Ehrlichkeit sei schon lange nicht mehr — oder noch nie — in der Wissenschaft gefragt gewesen. Das könne man ja auch schon bei Galois sehen.

`Spacebeing:` *Galois wurde zum Verhängnis, dass er zu oft zugegeben hatte, dass er etwas nicht wisse!*

`Stella:` *aber Sokrates sagte doch . . . „Ich weiß, dass ich nichts weiß" . . . oder so . . . und der ist damit berühmt geworden . . .*

`Spacebeing:` *Sokrates wäre heute sicherlich schon vergessen, wenn nicht seine beiden Schüler Xenophon und vor allem Plato über ihn berichtet hätten. Und da kann man sich fragen, was sie ihm jeweils in den Mund gelegt haben.*

`Stella:` *Er konnte sich ja nicht mehr wehren.*

`Spacebeing:` *Man sieht, dass es den Menschen auch damals schon nicht gefallen hat, wenn ihnen jemand die Grenzen ihres Denkens gezeigt hat. Wenn schon ein so weiser Mann wie Sokrates zugibt, wie beschränkt sein Wissen ist, was bleibt dann für den gewöhnlichen Menschen?*

`Spacebeing:` *Dafür haben seine Landsleute ihn letztendlich auch umgebracht, wenn es auch lange gedauert hat, immerhin war er ja schon siebzig.*

`Stella:` *Sowas geht heutzutage aber nicht mehr*

`Spacebeing:` *und wie war das bei Galois?*

`Stella:` *Hat man den auch umgebracht?*

`Spacebeing:` *Mord oder Selbstmord, das Establishment hat ihn auf dem Gewissen. . . . In einem Vorwort — welches übrigens lange Zeit nicht gedruckt wurde — sagte Galois: 'Das wertvollste Buch eines gebildeten Autors wäre dasjenige, in dem er alles aufführte, was er nicht weiß'. Aber auf der Erde sind des Kaisers neue Kleider mehr gefragt. Schwierigkeiten und Probleme werden versteckt hinter sinnlos aufgeblähten Begriffsbildungen, um sich als unfehlbaren Experten zu profilieren oder zu bestätigen."*

Da bildet man sich ein, weiß Gott, wie gescheit zu sein, und stellt sich dann so dämlich im Umgang mit einer schönen Frau an. So schrieb Spacebeing in seiner E-Mail am nächsten Morgen. *Kaum geschlafen habe ich vor Angst, dass ich dich vergrault haben könnte. Statt auf deine Wünsche und Gefühle einzugehen, doziere ich, nein, fasele über die alten Griechen. Langweile dich*

womöglich zu Tode. Was für ein verdammter Idiot bin ich. Da ist man — zumindest virtuell — mit seiner Traumfrau zusammen und labert ihr den Kopf voll über einen alten lange toten Griechen. Verdammt noch mal, ich bin nicht Sokrates und ich weiß, dass ich etwas weiß: Ich weiß, dass du mehr wert bist als tausend Philosophen, vor allem mehr als all die anderen farblosen dümmlichen Typen, die ich sonst im Internet getroffen hatte.

Er kannte sie kaum, aber es klang fast wie eine Liebeserklärung. Im Prinzip könnte er wirklich ein Wesen von einer anderen Welt sein, und was auch immer er sich unter Stella vorstellte, konnte doch nur falsch sein, dachte sie. Liebe ohne Beteiligung der Sinne war doch absurd. Aber was sollte es sonst sein, wenn er sich schlaflos hin- und hergewälzt hatte? Die irrationalen Qualen eines Liebenden, der im Dunkeln tappt, ohne Gewissheit auf Erfolg.

Aber warum in aller Welt, dachte Stella beim Lesen seiner E-Mail, lieferte er ihr nicht einen Menschen? Warum fuhr er fort mit den Phantasmagorien seiner Einbildung? Statt sich ihr als Mann zu präsentieren, fuhr er konsequent fort, sich als Lichtwesen von Thuban zu bezeichnen.

Du weißt ja fast nichts über mich. Also folge mir bitte zu meiner vorletzten Inkarnation nach Kalifornien in die Ynez Mountains, und du wirst sehen, dass auch ich ein Wesen aus Fleisch und Blut bin, oder besser sein kann.

Der Mann in Shorts und einem bunten kurzärmeligen Hemd — mein zukünftiger Gast- oder besser Geistgeber — schien keine Höhenangst zu haben, denn die Spitzen seiner Schuhe lugten über den fünfzig Meter tiefen Abgrund. Ihn fröstelte es auch nicht im extrem kühlen Wind, der häufig über diese Berge wehte, auch wenn es unten im Tal sommerlich warm war. Niemand hatte bisher Freddy Fowler frieren sehen. Er hatte kein Problem mit kühlen Temperaturen, wohl aber mit Hitze, und die begann bei ihm schon bei etwa 15 Grad Celsius. Hinter Freddy in sicherer Entfernung von dem Felsvorsprung stand Joane, fröstelnd, ihre Arme pressten sich fest über Kreuz an ihren Oberkörper und ihre Handflächen krallten sich in ihre Schulterblätter, um dem Wind weniger Angriffsfläche zu geben.

Freddys Büros zu Hause und in der Firma waren seinem Temperaturempfinden optimal angepasst, und das bedeutet, dass die Klimaanlage nicht nur im Sommer harte Arbeit leisten muss, denn auch die kalifornische Winterluft ist ihm auf jeden Fall zu warm. Ebenso legt er in Besprechungen, an denen er teilnimmt, Wert auf die entsprechende Kühle, und seine Mitarbeiter mussten bis zum unbestimmten Ende frieren. Mit dezent klappernden Zähnen hoffen oder beten sie, dass er, von einem anderen Termin gejagt, vorzeitig den Raum verlassen musste. Bei ihm zu Hause sieht es allerdings gänzlich anders aus, denn dort hatte sich seine Frau Joane in diesem Punkt durchsetzen können.

— „Von mir aus kannst du dein Arbeitszimmer vereisen oder künstlich beschneien und dann in Shorts darin rumrennen, aber in unserem Haus laufe ich

im Hochsommer nicht wie ein Eskimo herum."

Auch wenn die arktischen Temperaturen in seinen Büroräumen plausibel das Frösteln der meisten Leute in seiner Umgebung erklärten, so gab es dafür triftigere Gründe. Ist es nicht so, dass die meisten Leute sich nicht wohl fühlen in der Gegenwart ihres Chefs? Wenn sie sich auch noch so selbstsicher geben, irgendwo verbergen sie doch immer ein Unbehagen. Man ist abhängig und der Chef könnte doch die Gelegenheit nutzen, unangenehme Dinge anzusprechen. Ist es nicht so, dass die meisten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Firmen konstant ein schlechtes Gewissen mit sich rumschleppen. Egal, ob gerechtfertigt oder von oben gewissermaßen eingepflanzt. Ansonsten müssten sich doch alle freuen, mit ihrem Chef zusammen zu sein, denn das gibt ihnen doch auch die Möglichkeit, ihre Sorgen und Probleme, aber auch ihre Vorstellungen mitzuteilen. Es sind nicht allzu viele, die überhaupt die Möglichkeit haben, mit Freddy von Angesicht zu Angesicht zu sprechen, aber die meisten von ihnen haben dabei schon viele unangenehme Erfahrungen gemacht. Sei es, dass er ihnen, scheinbar aus heiterem Himmel, plötzlich eine andere, eine zusätzliche Arbeit zugewiesen hatte, oder dass sie eine seiner unberechenbaren Wutanfälle miterleben mussten. Die, die zu ihm dürfen, stehen so hoch auf der Erfolgsleiter, dass ein Absturz besonders schmerzhaft wäre. Ein Abstieg wäre für sie möglich, während die Chancen, weiter aufsteigen zu können, sehr gering waren, denn jede reale Leiter hat bekanntlich nur endlich viele Sprossen. Einer seiner Direktoren hatte einmal gesagt, es wäre wie der Versuch, sich einen wilden Tiger zum Freund zu machen, in der irrigen Meinung, er könne einem Schutz vor anderen Raubtieren bieten. Freddy fühlte sich durch den Vergleich geschmeichelt, aber dennoch gab es kurz darauf einen vakanten Direktorenplatz.

Natürlich trug Freddy auch an dem Tag, als er überraschend von Dieter Jäger abgeholt wurde, nur Shorts und ein dünnes Sommerhemd, bunt und blumig. Es war ein warmer — im Tal nahezu windstiller — strahlend blauer Frühlingstag, als sie mit einem Hubschrauber in ihrem Garten landeten. Joane hatte im Bikini in der Sonne neben dem Swimmingpool gelegen und gerade die Los Angeles Times gelesen, als die Rotorblätter unter ohrenbetäubendem Lärm viele leichte Gegenstände im Garten flugtauglich machten.

— „Jetzt habe ich das richtige Fleckchen für Freddy gefunden!", brüllte Dieter im Lärm der Motoren Joane zu, nachdem er wie ein GI im Kampfeinsatz aus dem Helikopter gesprungen war. Die dicke braune Lederjacke half erheblich diesen militärischen Eindruck zu verstärken. Unter der Jacke trug Deejay, wie er von Freunden meist nur genannt wurde, natürlich wie immer eine Krawatte und ein weißes Hemd. Die Jacke war das Resultat der Warnung seiner Sekretärin, dass es in den Bergen kühl sei. Warum er die Jacke bereits im Tal bei 27 Grad trug, war eine Tatsache, über die sich Joane erst viel später wunderte. Zu diesem Zeitpunkt rannte sie ihren Zeitungsseiten hinterher, die

im künstlichen Gewittersturm des Hubschraubers wie Vögel davon flatterten. Deejay rannte ihr schwitzend nach.

— ,,Jerry habe ich auch gleich mitgebracht!"

Gerardo Granjero, genannt Jerry, der ebenso berühmte wie teure Architekt Kaliforniens. Gebäude unter zwei oder drei Millionen Dollar interessieren ihn nicht. Aber mehr als Geld interessierte ihn, ob ihm ein Auftraggeber genügend Freiraum für seine künstlerischen Exzesse ließ, und in letzterem war er sich bei Freddy nicht so sicher.

— ,,Jetzt bleib doch mal endlich stehen!", rief Deejay in seinem für kalifornische Ohren besonders hart klingenden deutschen Akzent.

Der barsche militärische Ton, — Dieter hatte vor seiner Managerkarriere eine jahrelange Offizierslaufbahn durchlaufen — zeigte sofort seine Wirkung, denn Joane blieb sofort verdutzt stehen, allerdings zuckte sie leicht, als die ersten Seiten ins Wasser des Swimmingpools tauchten.

Ob Freddy im Haus sei, fragte er sie, während er schon in Erwartung einer positiven Antwort davonlief. Deejay war euphorisch, und er ließ ihr nur genug Zeit sich schnell das kurze Sommerkleid anzuziehen, das sie im Garten griffbereit hatte. Sie wären ja gleich wieder zurück, nur knapp über zweihundert Kilometer. Außer Bergziegen und vielleicht Bären würde sie wohl niemandem dort begegnen, hatte er ihr Argument entkräftet, dass sie etwas Ordentliches anziehen müsse, aber sie hatte nicht daran gedacht, dass es dort oben so kalt sein könnte.

Freddy schnüffelte im Wind auf dem Felsvorsprung, wie ein Wolf, der die Luft prüft, ob es etwas zu jagen gebe, aber auch wie ein Reh, das die Luft nach möglichen Feinden filtert. Dann ging er zu den riesigen alten Eichen und Lorbeerbäumen, die auf dem Plateau wuchsen. Klopfte an ihren Stämmen, als prüfe er ihre Festigkeit.

— ,,Ein paar müssen wir leider fällen!", sagte Deejay.

Deejay war unsicher, weil Freddy immer noch nichts gesagt hatte, ebenso wie Jerry. Deejay wusste, dass es immer eine Weile dauerte, bis Freddy sich äußerte. Von Anfang an hatte Deejay geglaubt, Begeisterung in Freddys Blicken zu sehen, aber er war erleichtert, als Freddy es dann doch aussprach:

— ,,Großartig . . . wunderbar!"

— ,,So hast du es dir doch vorgestellt?", sagte Deejay.

Freddy nickte, obwohl er es sich so nicht vorgestellt hatte, zumindest nicht in dieser Konsequenz. Er hatte Deejay den Auftrag gegeben, sich nach einem Grundstück in ruhiger Lage, am besten auf einer Anhöhe und vor allem fern von jeder Hauptverkehrsstraße, umzuschauen. Deejay hatte sich wieder selbst übertroffen, Freddys Anweisungen minutiös zu befolgen.

— ,,Hier kommt niemand ungebeten her. Es sei denn aus der Luft mit dem Helikopter!", sagte Deejay erleichtert in strahlendem Lachen.

— ,,Bergsteiger!?", fragte Freddy.

— ,,Der Letzte, der versucht hat, hier hochzukrabbeln, sitzt jetzt im Rollstuhl! War überhaupt ein Wunder, dass er überlebt hat!", sagte Deejay grinsend.

Doch dann verschattete sich Deejays Gesicht. Nicht etwa, weil er an den bedauernswerten Menschen dachte, der seit seiner letzten Kletterpartie im Rollstuhl saß, sondern weil er Freddys fragende Blicke in Richtung des immer noch skeptisch dreinschauenden Jerry sah.

Er sei sich noch nicht ganz im Klaren, sagte Jerry und begann dann, das Gelände zu durchstreifen. Immer wieder blieb er stehen und dann sah es so aus, als mache er Schattenboxen, was ihm wohl dabei half, in Gedanken das Gelände zu vermessen und seine Phantasiebauten probeweise zu positionieren. Dann blieb er ein paar Meter von Freddy und Dieter entfernt nochmals stehen, warf den Kopf in den Nacken und schaute lange gen Himmel, als erwarte er von dort noch Inspirationen.

— ,,Wir", startete Jerry im Pluralis Majestatis und in plötzlicher Euphorie, ,,stellen dir hier eine Villa hin, die in natürlicher Weise aus und auf dem Fels wächst!"

Dies war natürlich keine göttliche Inspiration, sondern eine Variation seines Lieblingszitats von Frank Lloyd Wright, der einmal gesagt hatte, dass ein Haus nie auf einem Hügel, sondern aus einem Hügel heraus sein sollte.

— ,,Ein Kunstwerk! Eines, in dem sich der besondere Charakter des Gesteins und das Ambiente der Umgebung, ebenso wie diese exorbitante Vegetation mit den Eichen und Lorbeerbäumen widerspiegeln wird."

Während Jerry fortfuhr zu reden, als lese er aus einem Kunstführer ab, runzelte Freddy skeptisch die Stirn.

Kegel- und Kugelformen würde er als primäre Strukturelemente verwenden. Kreise als Symbole der Vollkommenheit, aber auch Ecken und Kanten als kontrapunktierende Instanzen. Der Widerstreit zwischen dem Weichen, dem Runden, und dem Harten, den Kanten, würde dem Bauwerk eine natürliche Spannung und Kraft verleihen. Yin und Yang. Er brauche keine Angst zu haben, sein Haus würde keines von diesen protzigen, banalen nichtssagenden Zuckerbäckerprachtbauten werden, wie sie schon zuhauf in der Santa Barbara Gegend stünden.

— ,,Also, Jerry, um ehrlich zu sein: ein Zuckerbäckerbau ist mir lieber als ein solches Kunstwerk. Groß und gemütlich soll es sein, vom Swimmingpool aus will ich die Aussicht genießen können."

Nach Freddys blasphemischen Äußerungen schaute Jerry aus, als habe er gerade Prügel bekommen. Aus himmlischen Gefilden war er gerissen worden, tiefer als die Erde, nur ein Satan konnte so etwas gesagt haben. Aber nachdem er eine Weile verdutzt und sprachlos dagestanden hatte, schaffte er wieder den Weg von der Hölle zurück zur Erde. Er solle erst einmal warten, bis er seine Skizzen und Modelle fertig habe. Hohe architektonische Kunst und gemütliches

Wohnen müssten keine unvereinbaren Gegensätze sein. Vor allem nicht bei Gerardo Granjero. Hochachtungsvoll und würdig betonte er den eigenen Namen, so wie er es sonst noch nicht einmal bei Michelangelo oder Rembrandt getan hätte.

— ,,Darf man hier bauen?", fragte Freddy.

— ,,Nein! Naturschutz!", antwortete ihm Dieter grinsend.

— ,,Ja und? Weshalb . . . "

— ,,Ich habe schon mit ein paar Leuten an den entsprechenden Stellen Kontakt aufgenommen. Man denkt, dass man unter bestimmten Umständen in deinem Fall eine Ausnahme machen könnte . . . wegen der Arbeitsplätze und so!"

— ,,Was für Umstände?"

— ,,Verteuert halt die Baukosten um eine Million oder so!"

— ,,Oder so? "

— ,,Es sind halt viele, wichtige Leute und die sind halt teurer!"

— ,,Aber ich habe auch noch ein Problem!", meldete sich nun Joane zu Wort, die bisher geschwiegen hatte.

Joane stand immer noch in der Nähe des Helikopters, denn mit ihren nackten Beinen und nur Badelatschen an den Füßen traute sie sich nicht durch das Gestrüpp. Sie trug Deejays Lederjacke, die dieser ihr umgehängt hatte, als sie zitternd den Hubschrauber verlassen hatte. Die Leichenblässe, die der Helikopterflug bei ihr verursacht hatte, war wieder aus ihrem Gesicht verschwunden, und ihre Beine fühlten sich nicht mehr wie Gummi an. Das letzte Stück ihres Fluges in den Bergen war fürchterlich gewesen. Ihrer Meinung nach war der Pilot viel zu nahe an den Felswänden vorbeigeflogen, aber Freddy sagte nur, dass sie ganz beruhigt sein könne, denn mit ihm an Bord und Larry als Piloten habe das Schicksal keine Chance. Sie hasste es, wenn Freddy so redete. Für sie war es eine Herausforderung oder im Prinzip eine Kampfansage an das Schicksal. Sie dachte immer, dass er Gott herausfordere. Er wisse, wann seine Zeit kommen würde, aber bis dann könne er tun und lassen, was er wolle. Larry pflichtete Freddy bei und sagte: Was der Vietcong in einem Jahr nicht geschafft habe, würde die Ynez Mountains und so ein laues Windchen erst recht nicht schaffen. Ja, er habe Charlie weiß Gott viele Chancen gegeben, sagte Larry, kaugummikauend, und flog eine Schleife extra nahe an einem Felsen vorbei. Eine Windböe schleuderte sie beinahe gegen den Stein, aber Larry lachte nur und sagte, da habe noch ein Hubschrauber dazwischen gepasst.

— ,,Ich habe ein großes Problem!", sagte Joane. ,,Wenn du dir von Jerry ein Vogelnest bauen lassen willst — und da ist es mir völlig Schnuppe, ob zuckergebacken oder kunstvoll — dann brauchst du nicht mit mir zu rechnen!"

Wie sie das denn meine, wollte Freddy wissen.

— ,,Ich will nicht irgendwo leben, wo ich nur durch die Luft hinkann. Entweder lässt du eine Straße hierher bauen oder du kannst dich alleine in deinen Adlerhorst setzen und Eier ausbrüten oder was auch immer!"

Jerry sah sofort seine Chance und hörte gar nicht mehr, wie Joane ihre vorherige bedingte Zustimmung wieder einschränkte:

— ,,Aber auch mit Straße bin ich mir noch nicht sicher, ob ich hier leben will!"

— ,,Ich hab' da eine tolle Idee!", sagte Jerry und die anderen drei schauten gespannt in seine Richtung. ,,Wir könnten von hinten durch den Berg einen Tunnel treiben und könnten uns dann an die in ein, zwei Meilen Entfernung im Hinterland verlaufenden Highway anschließen. Der Tunnel wäre zwar bestimmt nicht billig, aber wenn . . . "

Jerry schaute kurz und irritiert in Freddys Richtung, sein Raunen, Grummeln und Hüsteln, signalisierte, dass ihm das Ganze nicht gefiel und hieß auch, dass das nicht deshalb sei, weil der Tunnel möglicherweise teuer wäre. Aber Jerry fuhr sofort unbeirrt fort.

— ,,Also der Tunnel wäre bestimmt nicht billig, aber wenn ich dran denke, dass wir ansonsten die notwendigen Maschinen und vor allem die ganzen Materialien aus der Luft ranschaffen müssten! Also da . . . "

— ,,Na und, dann schaffen wir halt alles aus der Luft ran! Wo liegt denn da das . . . ", ließ Freddy nicht locker, wurde aber jäh von Joane unterbrochen.

— ,,Du hast mich immer noch nicht richtig verstanden. Du kannst aus der Luft ranschaffen, was du willst, aber nicht mich! ", sagte Joane gereizt, denn sie läge lieber in der warmen Sonne neben ihrem Pool, als fröstelnd auf einem Berg zu stehen.

— ,,Also wenn wir die Sache mal ganz nüchtern betrachten . . . ", versuchte Jerry zu unterbrechen.

— ,,Tu ich die ganze Zeit. Ich war noch nie so nüchtern wie heute!", protestierte Joane.

— ,,Also mal ganz sachlich: Normale Helikopter können so schwere Lasten eh nicht transportieren!", sagte Jerry.

— ,,Nicht sachlich, militärisch. Wir nehmen halt Militärmaschinen. Bill wird mir schon helfen!", begehrte Freddy nochmals auf.

— ,,Der Präsident?", fragte Jerry gleichermaßen ungläubig wie beeindruckt.

— ,,Nein", sagte Freddy, und Jerry schaute erleichtert, aber gleichzeitig etwas enttäuscht drein. Dann fügte Freddy nach einer bewusst langen Pause hinzu: ,,Bill Coham, der Verteidigungsminister!"

Jerry war von Freddys folgendem Lachen irritiert, aber Deejays zustimmendes Kopfnicken zeigte ihm, dass Freddy keine Scherze macht.

— ,,Wir könnten ihn ja später zuschütten. . . .Also wenn wir mit dem Bau fertig sind!", schlug Jerry vor.

Jerrys Vorschlag war nicht mehr nötig gewesen, denn alle spürten, dass Freddy gegen seine sonstige Art, bereit war nachzugeben, also einen einmal gefassten Entschluss aufzugeben. Nicht etwa weil er sich der Hilfe seines

Freundes Bill nicht sicher war. Für Freddy wäre dieser Luftwaffeneinsatz zum Bau seines Hauses eine interessante Herausforderung gewesen, aber Joane zu überzeugen keinesfalls. Sie war überhaupt der einzige Mensch, der in der Lage war, Freddy von einmal gefassten Entschlüssen abzubringen.

Ziele, die er einmal gefasst hatte, verfolgte er mit einer Konsequenz, die man besser Starrsinn nennt. Dann kannte er weder für sich noch für andere Gnade. Vor allem nicht gegen diejenigen, die sich ihm in den Weg stellten. Aber mit diesem Wesenszug alleine wäre Freddy nicht dort gelandet, wo er jetzt ist. Irgendwann wäre er zwangsläufig in einer unentrinnbaren Sackgasse gelandet. Vielleicht wäre er beim Versuch, den Atlantik zu durchschwimmen ertrunken, oder hätte sich beim Versuch, den Dauerduschrekord, von sagen wir 13 auf 14 Tage zu überbieten, eine lebensgefährliche Hautabschuppung zugezogen. Möglicherweise wäre er auch fett und träge geworden von zügellosem Colatrinken und Hamburgerverzehr, falls er dies zu seiner Ambition gemacht hätte. Was, wenn er versucht hätte, zum Tycoon der Wissenschaft zu werden? Wäre auch er dann zu einer dieser tragischen Gestalten geworden, die sich an der Quadratur des Kreises die Zähne ausbeißen oder mit aller Vehemenz versuchen Einsteins Relativitätstheorie zu widerlegen?

Sein untrügliches Gespür, immer nur das Machbare zu wollen, bewahrte ihn vor aussichtslosen Situationen und bildete die Leitplanken neben einem üppigen Seitenstreifen und die allzeit klare Mittellinie auf der Straße zum Erfolg. Bizarr, abstrus und schrullig durften seine Wünsche sein, aber alle Ideen wurden unbemerkt von ihm von seinem Unterbewusstsein auf Machbarkeit abgeklopft und die untauglichen wurden herausgefiltert. Dies bewahrte ihn vor dem, was er unweigerlich als Schande und Demütigung empfunden hätte: dass er zurückstecken, aufgeben oder zurückweichen musste.

Mit seinem Charakter hätte er auch arm bleiben können, ohne zu verzweifeln oder zu resignieren. Aber dennoch kann man Freddy keinesfalls als einen bescheidenen Menschen bezeichnen. Denn er greift rücksichtslos zu, wenn er etwas haben kann. Er war schon immer der, der bei Tisch, ohne lange zu grübeln, das größte Stück Fleisch nahm oder andere in der Diskussion mit seiner kräftigen Stimme übertönt und damit seine Argumente siegen lässt. Er war der, der kleine Firmen und später auch kleine Konzerne schluckte, gewissermaßen die Nährstoffe raussaugte und sie dann wieder ausschied. Dabei wurde er jedes Mal selbst noch größer und mächtiger.

Freddy hätte ohne Probleme in einem Fass — nehmen wir einmal an, dass Seneca die Wahrheit gesagt hatte — wie Diogenes leben können. Aber Freddy könnte nur dann in einer solchen Behausung leben, wenn es keine andere Option gäbe. Wohl kaum würde er — wie ein solcher Philosoph der Armut, der bewusst seine Bedürfnisse reduziert — länger in einem solchen Heim bleiben, wenn sich ihm ein größeres Fass böte. Vielleicht hätte er aber auch Diogenes verblassen lassen, wäre der größte aller Zyniker geworden, und seine Aske-

se würde aus Gandhi einen Schlemmer machen. Keine große Seele, Mahatma, sondern ein Laghuatma.

Freddy glaubt daran, dass er der Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte sein könnte, wenn er wollte, aber sein Unterbewusstsein hatte ihn schon davor geschützt, Soldat zu werden. Der nächste Präsident der USA könnte Fowler heißen, wenn er es wollte. Mit all seinem Geld könnte es niemand verhindern, aber glücklicherweise wollte er nicht, und bewahrte sich so vor einer Enttäuschung. Ja, wenn er wollte, dann könnte er jede Frau oder jeden Mann ins Weiße Haus bringen. Ja und hier bin ich mir nicht mehr so sicher, ob er dies nicht vielleicht wirklich könnte. Zumindest könnte er einen Mann seiner Wahl dorthin bringen. Vielleicht hat er es bereits getan. Der Präsident und Freddy sind jedenfalls dicke Freunde. Was nicht schlecht für den Präsidenten war, denn Freddy sei mächtig genug, ihn zu stürzen, davon war Spacebeing überzeugt. Schon einige Male hatten er oder die Präsidenten Glück gehabt, wenn er nahe daran gewesen war, es zu versuchen. Wenn ein Präsident einen Krieg nicht führte, den er gerne wollte, oder wenn er einen sogenannten Militärschlag gegen ein Land anordnete, dem Freddys Sympathie galt, oder besser, in das er investiert hatte. Manchmal war nahezu in letzter Minute seine Wut verraucht, nachdem er schon mit seinen Vertrauten Umsturzszenarien entwickelt hatte. Aber normalerweise diskutieren die Männer im Weißen Haus ja ihre Pläne mit ihm, führten keine neuen Gesetze oder Steuern ein, ohne dass er involviert wäre. So hatte er bisher seine Macht in letzter Konsequenz nicht auf die Probe stellen müssen.

mein liebes spacebeing,

wow, ich bin geplättet! was für eine email! nein, ein roman. aber du kannst das doch wohl kaum alles heute morgen getippt haben. selbst wenn alles fix und fertig in deinem kopf war, dann müssten deine finger ja über die tastatur geflogen sein. du müsstest schneller geschrieben haben, als man sprechen kann. als ich sagte, dass du mal ein wenig über dich schreiben könntest habe ich natürlich nicht mit sowas gerechnet.

also ich finde deine schreibe ganz dufte, aber nicht dass du mich falsch verstehst: ich frage mich auch, was das alles mit dir zu tun hat das könnte der anfang eines romans sein oder so etwas eigentlich wolltest du mir doch etwas persönliches über dich berichten noch viel weniger verstehe ich, was das ganze mit unserem gespräch über sokrates zu tun hatte nebenbeigesagt unseren sokratischen chat fand ich keineswegs langweilig und abstrakt, wie du befürchtet hast keine angst, wenn ich etwas langweilig finde, werde ich es dir schon sagen! da kannst du gift drauf nehmen :-)

so, und nun soll ich noch ein wenig über mich schreiben ich hoffe, dass du nicht einer von denen bist, die unter einer paukeraversion leiden ging mir ja auch mal so, und dann bin ich es selbst geworden, sport und musik :-)

zur zeit habe ich gerade schulferien ja, ja, ich weiß, die lehrer haben immer ferien, denkst du bestimmt aber sei froh, sonst hätte ich dich vielleicht gar nicht kennengelernt

übrigens fühle ich mich sehr geschmeichelt, dass du mich so ,,attraktiv" findest, ohne mich überhaupt gesehen zu haben. irgendwie habe ich mich das schon immer gewünscht, dass mich mal ein mann wegen meiner inneren Qualitäten mag — hab ich dir ja schon mal gesagt — weißt du, nicht wegen den titten oder dem geilen hinterteil

ich bin wirklich gespannt, wie es mit Freddy weitergeht.

2 Volare vom Dädalus-Brunnen

Tout voir, tout entendre, ne perdre aucune idée.

Evariste Galois, 29. 10. 1831

Alles sehen, alles verstehen, keine Idee verlieren.

Nach seinem zehnten Geburtstag wollten seine Eltern Evariste auf ein Internat in Reims schicken, nachdem er dort die Aufnahmeprüfung geschafft hatte und ihm ein Halbstipendium bewilligt worden war, aber seine Mutter zog es dann doch vor, selbst weiter auf ihn aufzupassen. Oder brachte sie es nicht übers Herz, ihren sanften, scheuen Sohn gehen zu lassen? Er schaute viel zu klein und schutzlos aus, um ihn so weit weg von zu Hause zu schicken.

,,Weit weg von zu Hause" sind in diesem Fall weniger als 200 Kilometer, aber man muss bedenken, dass damit Reims damals wohl mehr als eine Tagesreise von Paris entfernt war.

Vielleicht war die Vorstellung auch besonders schlimm für Adélaïde, die noch niemals außerhalb ihres Geburtsortes gelebt hatte. Selbst innerhalb von Bourg-la-Reine wechselte sie nach ihrer Hochzeit aus ihrem Elternhaus nur in das Haus der Familie Galois auf die gegenüberliegende Straßenseite.

Wir wissen nicht, was sein Vater in dieser Sache dachte. Möglicherweise überließ er Erziehungsangelegenheiten gänzlich seiner Frau.

Zwei Jahre später, also im Jahre 1823, sah die Situation anders aus. Evariste war älter und diesmal stand nicht mehr Reims, sondern das Lyzeum ,,Louis-le-Grand" in Paris zur Diskussion. Evariste hatte die Zulassung zur 4. Klasse dieser berühmten Schule erhalten. Wir wissen nicht, ob Evaristes Mutter diesmal keine Bedenken hatte und vor allem findet man nichts in den Biografien darüber, wie der Junge selbst darüber dachte. Freute er sich auf die Schule, ging er mit gemischten Gefühlen oder gar mit Widerwillen? Sah er es als große Chance, eine solche renommierte Schule besuchen zu können?

* * * * *

Stella konnte nicht verstehen, warum Evariste Galois' Mutter zauderte, ihren Sohn aufs Internat zu schicken, ebenso wenig wie Constantins Einstellung zum Internat. Wenn er es doch zu Hause so entsetzlich fand, nachdem Monika eingezogen war, warum sah er es nicht als eine Gelegenheit, ihrem Einfluss zu entrinnen. Außerdem war das Internat in Bad Trunningen auch noch eine angesehene Schule. Eine, die viele besuchen wollten, aber nicht können, weil ihren Eltern die finanziellen Mittel fehlen. Aber so berühmt und so angesehen wie das Louis-le-Grand war sie keineswegs.

Aber damals als Kind, als sie sich danach sehnte, auf ein Internat zu gehen, spielte das Ansehen eines solchen Hauses für sie keine Rolle. Karriere war damals noch nicht einmal Teil ihres Wortschatzes. Sie sei eine Träumerin, hatte ihr Vater oft zu ihr gesagt. Sie solle sich doch mal auf die Dinge konzentrieren, die wichtig im Leben seien: Goethe und Schiller, auch Latein. Die Verse von Ovid, sauber betonte elegische Distichen oder die daktylischen Hexameter der Metamorphosen. In Latein musste sie perfekt sein, wenn sie später eine gute Ärztin sein wolle, war sein Dogma. Diagnosen mussten in Latein sein, weil es präziser sei, und es verlieh allem die nötige wissenschaftliche Seriosität. Dass

man als Arzt auch seine Ratlosigkeit oder gar Nichtwissen hinter lateinischen Phrasen verbergen könne und damit nicht Gefahr laufe, dass Patienten zu viel verstehen, oder einen durchschauen, ließ ihr Vater nicht gelten. Wichtig in ihrem Leben — in der Sicht ihres Vaters — war, dass sie Medizin studierte. Als Arzt könne man anderen Menschen helfen und verdiene dazu — gewissermaßen als Nebenprodukt — noch viel Geld, viel mehr als er. Keinesfalls solle sie Lehrerin werden wie er. Da half es nichts, wenn sie einwandte, dass Lehrer auch anderen helfen. Hoffnungslos unterbezahlt sei er. Vor allem, wenn er bedenke, was er leisten müsse, jammerte er, wenn er spät abends die Mediziner und Juristen seiner Straße in dicken Autos nach Hause kommen sah. Arzt in weißem Kittel, dankbare Blicke der Patienten, die man von ihren Leiden befreit hatte und nicht mehr das dämliche Grinsen von gelangweilten Schülern vor Augen zu haben, die der Gong mehr interessiert als Schillers Glocke. Oder würdig in Robe vor dem Gericht, Respekt selbst von den schlimmsten Ganoven, und nicht mehr dem Hohn und Spott der Schüler ausgesetzt sein. Aber Dr. Müller, der mit dem dicken Mercedes — er hasst seine Praxis, Tag für Tag die gleichen Leute mit den gleichen Wehwehchen, Zunge raus, Oberkörper frei, dreimal täglich eine lutschen — träumte davon in der Situation ihres Vaters zu sein, endlich einmal nicht sonntags zu Notfällen gerufen zu werden und abends ins Bett gehen zu können, in der Gewissheit, dass nachts nicht das Telefon klingele. Herr Winkler, Rechtsanwalt, sehnte sich danach an schönen Sommertagen, wie Stellas Vater auf dem Rücken seines Fahrrades, wann immer er es wollte, durch die Landschaft zu radeln, oder im Schwimmbad in der Sonne liegen zu können, statt seine Zeit in stickigen Gerichtssälen oder in seiner Kanzlei, wo er wegen der lärmenden Straße noch nicht einmal ein Fenster öffnen kann, verbringen zu müssen. Darin waren sich Dr. Müller und Rechtsanwalt Winkler einig: Für die Lebensweise von Stellas Vater, so wie sie ihnen erschien, wären sie sogar bereit, auf ein paar Kröten zu verzichten. Außerdem glaubten sie, dass der finanzielle Unterschied sowieso nicht so groß wäre, aber bei Letzterem waren sie sich nicht so sicher, obwohl ihrer Meinung nach Lehrer eh viel zu viel verdienten für das, was sie leisten müssten, wenn man es mal mit ihren Leistungen vergliche.

— „Du sollst etwas Anständiges werden! Oder willst du etwa als Lehrer enden wie ich?", fragte er sie immer wieder.

Sie stammelte immer eine unverständliche Antwort, denn sie traute sich nicht, ihm zu sagen, dass sie nicht Ärztin oder Rechtsanwältin und vor allen Dingen keine Ingenieurin werden wollte, dass sie, wie er, den Lehrberuf ergreifen wollte. Ihr fehlte zur Enttäuschung ihres Vaters der Ehrgeiz, der eine Karriere beflügeln sollte, die sie nicht ergreifen wollte.

Was hatte Evariste Galois der Besuch der Eliteschule gebracht? Hätte er nicht zu Hause im Kreis seiner Familie glücklicher werden können? Hätten dort wirklich seine mathematischen Talente brach gelegen? So wurde aus ihm

ein genialer Mathematiker, der nicht lange genug lebte, um seine wissenschaftlichen Erfolge zu ernten. Eine glänzende, eine unsterbliche Theorie, eine, auf die die heutige Mathematik keineswegs verzichten kann, bescherte er der Welt, und doch endete sein persönliches Schicksal in einem Scherbenhaufen.

Wenn Stella als junges Mädchen vom Internatsleben träumte, dann belebte sie die Fantasien ihrer damaligen Lieblingsautorin Erika Blütner. Alle zwölf Paula-Romane hatte sie gelesen. Nein, nicht gelesen, verschlungen hatte sie die Bücher. Immer wieder. Vor und nach, und allzu häufig — zum Leidwesen ihres Vaters — auch anstatt der Hausaufgaben.

Im Nachhinein erscheint es ihr schon recht verwunderlich, dass gerade ihr Vater, der strenge Oberstudienrat und promovierte Germanist, diese Bücher überhaupt duldete. Für ihn gab es nur Schund oder Literatur und in seinen Kriterien für letztere Gruppe war er strikter als alle seine Kollegen. Sowohl bei der Schulleitung als auch beim Kultusministerium monierte er, dass nicht die richtigen Bücher im Lehrplan seien. Geeignete Bücher, das waren solche, durch die man sich quälen musste, von der ersten bis zur letzten Seite. Also Bücher, die seines besonderen Talentes nicht bedurften, die auch ohne ihn zum Gähnen führten. Jedes Buch, das im Verdacht stand, mit Spannung oder gar Begeisterung gelesen zu werden, war Stellas Vater suspekt; er steckte es vorsorglich in die Kategorie Trivialliteratur. Jegliche Spannung war verschwunden, wenn Bücher seinen pädagogisch- literaturkritischen Fleischwolf verließen. Was blieb, war Langeweile und der jahrelang und meist sogar lebenslänglich haltende Vorsatz der Schüler, diese Bücher freiwillig nie mehr anzurühren. Unverständlich musste gute Literatur sein, von seltenen und fremden Worten nur so wimmeln, durchsetzt sein von möglichst vielen schwer nachvollziehbaren literarischen und geschichtlichen Bezügen, so dass nur Leute seinesgleichen sie richtig verstehen konnten, oder dies zumindest plausibel vortäuschen konnten. Ecos „Foucaultsche Pendel" war ein solches Buch, eines, das seinen Ansprüchen sehr nahe kam. Er liebte dieses Buch über alles, und er genoss es, mit dieser Einschätzung andere Leute zu schocken, die dieses Buch, brav den Empfehlungen der Kritiker folgend, gekauft hatten und dann frustriert als unlesbar weggelegt hatten. Damit rächte er sich an Dr. Müller, wenn er zu Besuch war, für dessen Ferienwohnung in Südfrankreich und damit malträtierte er Herrn Winkler, der ihnen den Blick zum Wald verbaut hatte, gegen alle Bauvorschriften aber mit den richtigen Beziehungen, wie ihr Vater immer betonte. Ihr Vater hatte sich Seite für Seite durch dieses Buch übelgelaunt durchgebissen, in steter Gefahr sich festzubeißen, und immer wieder — im Schnitt wohl mindestens einmal pro Seite — musste er, wenn auch meist vergeblich und häufig fluchend, in seinem großen Brockhaus suchen. Sein Vergnügen konnte nur masochistischer Natur gewesen sein, hatte Stella zu Constantin gesagt.

— „Mein Vater hatte wohl Mitleid mit mir gehabt, wollte mich möglichst lange vor den Härten und der Unbill des Lebens bewahren, . . . und die lauerten

wohl vor allem . . . verständlicherweise für ihn in seiner Literatur!"

Ihr Vater musste natürlich wissen, dass ihre Bücher weit unter seinem Qualitätsstandard waren, aber er duldete es dennoch. Ja einmal hatte er sie sogar überrascht, als er nach Hause kam und ihr den gerade neu erschienenen neunten Band der Paula-Serie mitbrachte „Paula und ihre Freunde als Retter von Drachenfels".

Diese Bücher suggerierten Stella ein romantisches, ein faszinierendes Internatsleben. Glorifiziert, verherrlicht und fern von jeder Realität waren diese Bücher. Geschichten, in denen es nicht oder nur ganz am Rande um Ausbildung und Karriere geht. Da wird nach verborgenen Schätzen gesucht, geheime Gänge erkundet und verborgene Kammern gefunden, da werden Halunken in dunklen Wäldern gejagt und Haustiere gegen die Hausordnung eingeschmuggelt. Erika Blütner hatte selbst ein Internat besucht, aber das, was findige Reporter ans Licht gebracht hatten, stand in keinem ihrer Bücher. Unglücklich sei sie gewesen, die ganzen ersten Jahre. Stundenlang hätte sie geheult, und einmal sei sie sogar nach Hause ausgerissen.

Im gemeinsamen Erdulden scheinbarer Schulwillkür — denn letztendlich überwogen in diesen Heile-Welt-Büchern die guten und gerechten Menschen — bildeten sich tiefe und unzertrennliche Freundschaften, die Stella selbst scheinbar vorenthalten blieben. Das quälte ihr Selbstmitleid, damals auf dem Sofa in ihrem Zimmer, wo sie meist stundenlang grübelte, zu der Zeit, als sie nicht mehr Mädchen, aber auch noch nicht Frau war und ihr Teddy immer auf ihrer Brust ruhte. Wenn ihr alles düster und dunkel vorkam, auch wenn die Nachmittagssonne langsam über ihre Liegestatt wanderte, wenn sie noch ein paar Tränen rausquetschte, weil sie eh keiner mochte, und weil sie glaubte, dass sie ohnehin nie ein Junge anschauen würde, dann träumte sie das Leben ihrer Buchheldinnen. Ein Internat wie ein Schloss, irgendwo in den Bergen in einem Zauberwald. Aber gleichzeitig wollte sie auch nicht von zu Hause weg. Nie hatte sie dieses Thema bei ihren Eltern angesprochen, denn insgeheim wusste sie, befürchtete sie, dass ihr Vater ihren Traum verwirklichen und ihn damit vielleicht zu einem Alptraum machen würde. Ihr persönliches Internat, das sie sich in ihren Träumen ausgemalt hatte, war eines, wo sie kommen und gehen konnte wann immer sie wollte,. Sie könnte abends mit den anderen Kindern vor dem Einschlafen Gruselgeschichten austauschen oder sogar richtige Abenteuer bestehen, und wenn sie nachts schweißgebadet und zitternd von den Gruselgestalten geweckt würde, könnte sie Simsalabim in ihr Elternhaus zurück, in die Behaglichkeit ihres eigenen Zimmers. Sobald aber ihre Mutter mit ihr schimpfte oder ihr Vater allzu zornig war, konnte sie Abrakadabra in ihrem Internat getröstet von Paula und den anderen schmollen.

Galois' Internat, das Lyzeum Louis-le-Grand, lag nicht in den Bergen, auch nicht in einem Zauberwald, noch nicht einmal in einem gewöhnlichen Wald. Es war mitten in Paris, aber das hätte den Kindern und Jugendlichen bestimmt

auch nicht schlecht gefallen, wenn alles sonst gestimmt hätte.

* * * * *

Ob Evariste gerne ins Louis-le-Grand gegangen war, wissen wir nicht, denn darüber gibt es keinerlei Aufzeichnungen von ihm oder von seiner Familie. Lediglich das, was Mme. Bénard gegenüber Dupuy über ein halbes Jahrhundert nach Galois' Tod geäußert hatte.

> *... im Kontrast zur jugendlichen Fröhlichkeit der vergangenen Jahre in Bourg-la-Reine stand die Leere, die Galois' Abreise hinterlassen hat, als er ins Louis-le-Grand eintrat, und bald darauf die Veränderung im Charakter, die zusammenfiel mit dem ersten Aufsprießen seines mathematischen Genies und ein Vorspiel auf die späteren Jahre seines so erfüllten, so bewegten und so fremdartigen Lebens bildete.*

Dupuy folgerte — wohl aus dem, was er von Galois' Kusine Mme. Bénard erfahren hatte —, dass das Kind, feinfühlig, wie es gewesen sei, einen merkwürdigen Eindruck gewonnen haben musste, als es von seinem Heimatort und Elternhaus, wo das Leben sowohl ernst als auch heiter war, in dieses düstere Gebäude des Louis-le-Grand wechselte. Ein Bau, gespickt mit Gittern und mit dem Aussehen eines Kerkers aber erfüllt mit Leidenschaften: für die Arbeit und die akademischen Triumphe, für liberale Ideen, für die Revolution und das Kaiserreich, und voll von Hass und Verachtung für die legitimistische Reaktion.

Bell, der sich wohl hauptsächlich auf Dupuys Arbeit stützt, geht so weit, zu sagen, was sich wohl kaum aus Dupuys Worten schließen lässt, dass der Ort ein düsterer Schrecken gewesen sei. Der Ort habe ausgesehen wie ein Gefängnis und sei es auch gewesen.

* * * * *

Noch während sein Vater mit dem Hundeschreck telefonierte, damals, als die Leute von der Presse ihr Haus verlassen hatten, war Constantin in sein Zimmer gerannt. Er wollte nicht warten, bis sie gemeinsam über ihn herfielen. Laut stampfend stapfte er die Treppen hinauf und ließ dann die Türe seines Zimmers zuknallen. Zweimal, denn beim ersten Mal war es ihm nicht laut genug gewesen. Der zweite Knall sollte eindeutig sein: Der blanke Zorn und kein Windzug oder Versehen. Zweimal drehte er den Schlüssel im Schloss.

Aber von unten drangen dennoch immer wieder Fetzen einer wilden Diskussion durch die geschlossene Türe. „Schon immer habe sie es gesagt ... verkommen ... Wechsel ... Schule ... einzige Lösung ... er oder ich ..."

Minuten später versuchte er vergeblich dem ungestümen Klopfen und Hämmern an seiner Zimmertüre unter seiner Federdecke zu entgehen. Auch

wenn er noch so heftig seine Hände auf die Ohren drückte, konnte er Monikas Flüchen und Drohungen nicht entgehen. Wenn er nicht sofort seine Türe öffnete, könne er etwas erleben. Aber wenn er es täte, würde es ihm nicht besser ergehen, also versuchte er tiefer unter die Bettdecke zu krabbeln, obwohl unten bereits seine Füße wieder im Freien auftauchten. Die drakonischen Strafen, die sie ihm brüllend vor der verschlossenen Türe offerierte, tangierten ihn nicht, denn sie waren so grausam, dass sie wohl kaum von ihr verwirklicht werden könnten. Aber eine Eine Drohung sprach sie nicht aus, machte sie dafür aber innerhalb weniger Tage wahr. Sie hätte sie wohl auch wahr gemacht, wenn er die Türe geöffnet hätte. Sein Vater hatte es nicht gewollt, da war er sich sicher. Warum sonst hätte sie Gabriel das Ultimatum „er oder ich" gestellt? Am darauffolgenden Wochenende hatte dann sein Vater das Urteil verkündet, den Bannspruch verhängt. Ganz ruhig und sachlich, wie es nur ein Politiker kann:

— „Also nach reiflicher Überlegung sind wir, Monique und auch ich, zum Schluss gekommen, dass du hier an diesem Provinzgymnasium keine adäquate Ausbildung erhalten kannst!"

— „Mir ist sie gut genug!", wandte Constantin ein.

— „Aber ich bitte dich, dein Talent geht hier vor die Hunde, . . ."

— „Es gibt aber kein anderes Gymnasium in unserer Stadt!"

Wie sein Vater es von guten Journalisten gewohnt war, hatte Constantin ihm die Überleitung leicht gemacht, ohne es zu wollen und ohne zu wissen, wohin sein Vater zielte.

— „Genau, du sagst es: 'In unserer Stadt gibt es kein anderes Gymnasium!' Deshalb haben wir uns bemüht, eine entsprechende Schule anderswo zu suchen und Monique — die hat sich wirklich viel Mühe gemacht — hat eine gefunden. Also die Schule ist in Bad Trunningen, . . . das kennst du ja?" Obwohl Constantin ihm keine Antwort, jedenfalls keine verständliche, gab, fuhr er fort: „Ein toller Ort und eine wunderschöne Gegend, und was das Beste ist, dort gibt es eine der besten Schulen Deutschlands, ach was Europas. Warum sonst sollten Top-Industrielle und Hochadel ihre Kinder dorthin schicken?"

Er schaute seinen Vater entsetzt und sprachlos an.

— „Diese Schule kostet übrigens ein Vermögen, aber für deine Ausbildung ist uns nichts zu viel!", höhnte Monika.

Seine kleine Schwester Cornelia, die sofort die Unausweichlichkeit dessen erkannt hatte, was mit ihrem Bruder geschehen sollte, fing an zu weinen. Constantin war geschockt und starrte seinen Vater und Monika bewegungslos an.

— „Stell dir vor, die haben einen Mathelehrer, — Dr. Wolff — der hatte viele Jahre in Princeton geforscht. Willst du nicht auch mal nach Princeton?", fragte ihn sein Vater.

Er wollte nicht nach Princeton, wusste noch nicht einmal, wo es lag, und vor allem wollte er nicht nach Bad Trunningen, aber seine Lippen zitterten nur.

— „Na ja, ich denke, du musst das einfach mal überschlafen! Nicht wahr?"

Dabei schaute sein Vater sich hilfesuchend nach Monika um.

Im Bett in der Dunkelheit des Zimmers lösten sich dann seine Tränen, erst langsam, dann sprudelten sie unaufhaltsam, und er schluchzte verhalten, denn er wollte nicht, dass sein Vater oder Monika ihn hörten. Aber seine Schwester hörte ihn, oder spürte, dass es ihm schlecht ging. Lautlos huschte sie in sein Zimmer, kroch zu ihm ins Bett und wischte ihm die Tränen von den Wangen.

— „Er hat doch gesagt, dass du es noch mal überschlafen kannst. Das heißt doch dann wohl, dass du entscheiden kannst, ob du hin willst oder nicht!", tröstete ihn Cornelia.

— „Nein, die haben ihren Entschluss schon lange gefasst!"

— „Für mich ist es ja auch ganz schlimm!", flüsterte Cornelia. „Mit wem soll ich denn spielen, wenn du weg bist!"

Dann heulte auch sie, und er musste sie trösten. Er würde nicht gehen, sie könnten ihn nicht zwingen.

— „Weißt du was?", fragte sie ihn. „Ich gehe einfach mit dir ins Internat!"

Aber Cornelia stand nicht auf Monikas Abschussliste. Cornelia glich ihrem Vater, und vor allen Dingen machte sie es Monika leichter. Sein Hauptproblem war seine Ähnlichkeit mit seiner Mutter, wie ihr Constantin erzählte:

— „Sie wollte mich loswerden, denn solange ich da war, wurde Monika an meine Mutter erinnert. Durch meine große Ähnlichkeit mit meiner Mutter war ich ein lebendes Zeugnis dafür, dass Monika nicht die erste Frau im Leben meines Vaters gewesen ist. Damit hätte sie sich ja bestimmt noch abfinden können, aber er hatte meine Mutter mehr geliebt als sie, dessen war sie sich — wohl zu Recht — sicher. Ein Mahnmal war ich, dass ihr zeigte, dass sie meinen Vater nie ganz haben könnte, dass er sie immer auch für das Schicksal meiner Mutter mitverantwortlich machen würde. Ohne Monika wäre alles anders gekommen, meine Mutter war geheilt gewesen. Aber es war ja nicht nur meine Mutter, der mein Vater nachtrauerte. Nicht nur eine Frau hatte er verloren, sondern auch ein Leben in Liebe und Eintracht …klingt irgendwie bescheuert, aber ich weiß nicht, wie ich es besser ausdrücken kann …also er hat meine Mutter und seine Menschlichkeit der politischen Karriere geopfert! Als Politiker könne man sich nicht wie ein x-beliebiger Stammtischtrinker von irgendwelchen Gefühlsduseleien beherrschen lassen, ist ein beliebter Ausspruch meines Vaters. ‘Sensibel aber nicht sentimental’ dürfe man sein."

* * * * *

An dem Sonntag nach der ersten Ferienwoche war sie gutgelaunt aus dem Bett zur Küche geeilt, denn sie wollte die Fortsetzung von Spacebeings Freddy-Story mit einer dampfenden Tasse Kaffee genießen. Ein alter schäbiger Kaffeebecher, vielfach angeschlagen und mit verblassendem Blumenmuster — einer, den sie noch nie leiden konnte, aber dennoch allzu häufig benutzte —

zerschellte auf dem Boden und ließ ihre gute Laune wie eine Seifenblase platzen. Plötzlich fühlte sie sich wie diese von Swen zitierte Mutter in den USA, die wegen ihrer Chatsucht beinahe ihr Kind verhungern ließ. Sie würde wohl auch an diesem Sonntag hungern oder besser von Konserven leben müssen, da sie vergessen hatte einzukaufen. Tagelang hatte sie den Dreck und das verschmutzte Geschirr in ihrer Küche einfach ignoriert. Sie hatte noch nie zu den ordentlichen Typen gehört, aber so hatte es noch nie ausgesehen. War sie chatsüchtig, so wie Swen sie gewarnt hatte? Sie ekelte sich mit einem Mal vor sich selbst. Die ganze Zeit immer nur vor der blöden Kiste sitzen und chatten, während sie ihre Freunde, ihre alten oder, sollte sie besser sagen, realen Freunde vernachlässigte. Vielleicht war es auch Bewegungsmangel. Tagelang keinerlei Sport, schmerzender Rücken, immer nur in gekrümmter Haltung auf ihrem Stuhl, einer mit starrer Rückenlehne, ein Küchenstuhl, kein ergonomisch designter Bürostuhl.

Dann stand ihr Entschluss fest: An diesem Morgen würde sie den PC nicht einschalten. Sie würde eine Tasse Kaffee trinken, dabei die Tageszeitung, also die vom Samstag in Ruhe lesen und anschließend im Stadtcafé gemütlich frühstücken. Sie würde Brigitte fragen, ob sie nicht Lust hätte, mit ihr dorthin zu gehen, nur eine Stunde, solange würde sie sich ja vielleicht von ihrem Werner trennen können. Aber kaum war der frische Kaffee in ihrer Tasse, änderte sie ihre Meinung. Solange sie ihren Kaffee trank, könnte sie ja noch nach E-Mails schauen, danach hätte sie ja immer noch Zeit genug.

Ich musste schmunzeln über deine „fliegenden Finger". So war es wirklich! Später hatte ich sogar einen Krampf in meinen Händen. Allerdings habe ich nicht wirklich alles an einem Morgen getippt, denn dazu hätte die Zeit nie gereicht. Mit dem Roman liegst du allerdings gar nicht so schlecht. In meine E-Mail habe ich nämlich auch Material von meinem Buch „Sorgenfreie Traumurlaube unter weißen Zwergen und roten Riesen!" übernommen. Das ist kein Katalog mit Tausenden von kleinen Bildchen, wie du sie hier auf der Erde in Reisebüros findest. Bildchen von Hotels oder Stränden, die alle zum Verwechseln ähnlich aussehen, egal in welchem Land sie auch sind. In den Prospekten suchst du vergeblich nach wirklich interessanten Informationen, denn dort findest du nur Preisangaben, Saisonzeiten und so ein Zeug. Damit kann man Thubanern keine Reise verkaufen. Mein Buch hat überhaupt nichts mit einem irdischen Sachbuch gemeinsam. Wir Thubaner mögen keine trockenen und langweiligen Bücher, deshalb sind bei uns auch Sachbücher spannend und humorvoll geschrieben. Am besten stellst du dir meinen kosmischen Touristikführer als Roman vor, oder noch besser als eine Sammlung von interessanten Geschichten — die natürlich alle auf wahren Begebenheiten beruhen.

Dann war Spacebeing online, und alle Vorsätze waren vergessen. Statt Frühstück gab es nur eine weitere Tasse Kaffee.

Spacebeing: Find ich übrigens ganz toll, dass du Musiklehrerin bist. Hatte ich in meiner E-Mail vergessen zu erwähnen.
Stella: warum?
Spacebeing: Musik liebe ich über alles!
Stella: wie alle Thubaner? :-)
Spacebeing: Nein, da bin ich besonders :-)
Stella: und musik ist natürlich auf Pangu ganz anders als auf der erde! viel toller? viel schöner? :-)
Spacebeing: Anders, ganz anders, aber ich wollte gar nicht von Thuban reden.
Stella: und sport, wie steht es mit sport? ich unterrichte ja auch sport.
Spacebeing: Damit habe ich so meine Probleme!
Stella: :-(
Stella: wie alle thubaner? :-)
Spacebeing: Am Fernsehen, zuschauen ist ja ganz okay.
Stella: ja, ja, ist ja auch viel bequemer! beine übereinander, auf den tisch, chips, erdnüsse und eine flasche bier und dann ,,beweg' dich doch mal"
Spacebeing: Wenn das so einfach wäre mit dem Beine übereinanderschlagen!
Stella: ah, ich habe ganz vergessen, die Thubaner sind ja lichtwesen und haben natürlich keine beine :-)
Spacebeing: Ein bisschen mehr Einfühlungsvermögen für Wesen, die keine brauchbaren Beine haben, könntest du schon zeigen!
Spacebeing: Ich muss jetzt mal aufhören, bin später wieder da.

Hatte sie ihn mit ihren Bemerkungen verärgert? Sie wunderte sich, dass er sich so sehr mit seiner Phantasiefigur Spacebeing identifizierte, dass er sich ärgerte.

Natürlich war mein ,,Besuch" bei Freddy rein beruflicher Natur. Ich musste prüfen, ob er und seine Freunde geeignete Urlaubsziele für meine Landsleute von Thuban darstellten.

Freddy und ich ,,trafen" uns, als er schon ein paar Jahre mit Joane in der Villa in den Ynez Mountains wohnte, die trotz Widerstand von Joane gebaut wurde. Aber immerhin konnte sie verhindern, dass der Tunnel wieder zugeschüttet wurde. Jerry war die Symbiose mit der Natur gelungen, und er hatte mehrere Architekturpreise erhalten, obwohl er auf Druck von Freddy und Joane einige Kompromisse im Konzept eingehen musste. Zum Beispiel bestand Joane darauf, dass die eine Wand des Schlafzimmers geradlinig und nicht schlangenförmig verlaufen sollte, denn sie wollte dort ihren alten Kleiderschrank aufstellen. Sie könne sich doch einen nach Maß schreinern lassen, hatte Jerry gesagt, aber sie bestand darauf, ihr altes Erbstück zu behalten.

Falls du denkst, dass Freddy und Joane ein einsames und abgeschiedenes Leben in diesen Bergen führen, dann irrst du dich gewaltig. Freddy benötigt Menschen um sich herum wie ein Schauspieler das Publikum. Da finden fast täglich ausgiebige Partys statt, und diese Tradition hatte ich natürlich während meines ,,Besuches" aufrechterhalten. Einen großen Anteil der Aktien seines Imperiums hatte er verkauft, aber er hatte mehr als die Hälfte der Anteile behalten, sodass er immer noch der Boss war, und wichtige Entscheidungen nicht ohne ihn gefällt werden können. Allerdings werden die Geschäfte immer mehr in seinem Namen von Deejay militärisch penibel geleitet.

Freddy zeigte sich nur noch sporadisch in seiner Firma und genoss sein Leben in seiner Villa in den Ynez Bergen, feiert Partys, wandert durch die Berge, verlor aber mehr und mehr das Gespür dafür, was eigentlich in der Geschäftswelt und vor allem der Computerwelt passiert. Aber ich muss jetzt aufpassen, denn ich will ja nicht ein Traktat über die Firma Bluesoft und das Verhältnis zu ihrem Gründer und Hauptaktionär halten.

Meine thubanische Natur ist wohl schuld! Ich meine, weil ich mich schon so lange mit Freddy aufhalte, obwohl ich ja eigentlich von Stephan erzählen wollte. Alle Thubaner sind grandiose Geschichtenerzähler. Ich bin da noch harmlos! Über Stephan, den weltberühmten Virologen und seine begründete Angst vor der Wahrheit, hatte ich dir berichten wollen. Nur kurz hatte ich auf Freddy eingehen wollen, wollte dir erzählen, wie ich von ihm zu Stephan kam. Mit dem ,,kurz" hat es ja nicht so ganz geklappt, aber die Freddy-Geschichte ist mindestens genauso interessant wie Stephans, finde ich. Nun artet das Ganze beinahe in eine Freddy-Biografie aus. Macht ja nichts, du liebst ja Biografien, oder nicht? Freddy ist so eine Art Anti-Galois. Während der eine trotz genialer geistiger Fähigkeiten es nicht schaffte, sich Gehör zu verschaffen und damit eine Karriere zu starten, schaffte es der andere nahezu spielerisch und ohne besondere geistige Fähigkeiten.

Du kannst es dir wahrscheinlich gar nicht vorstellen, aber in Wirklichkeit ist Freddy klein und dicklich, im Fernsehen und in den Illustrierten wirkt er immer ganz anders. Verbirgt er sehr gut hinter seinen teuren Maßanzügen. Wo immer er kann, stellt er sich auch bei Fotos auf Stufen oder Treppen, um nicht kleiner zu wirken als andere. Der hat sein Vermögen angehäuft, um die zehn Zentimeter oder so auszugleichen, die ihm zur Durchschnittsgröße fehlen. Pro Millimeter mindestens eine Million, oder eher pro Zehntelmillimeter. Die dicke Hornbrille, die viele so hässlich an ihm finden, braucht er. Also ich sage dir, denn ich habe ja oft genug als Freddy ohne Brille in den Spiegel geschaut, diese Brille macht ihn attraktiver. Wohlgemerkt, den Komparativ im letzten Satz habe ich nicht zufällig gewählt, denn attraktiv macht ihn vor allem sein Geld.

Und wie ihn sein Vermögen schmückt: Bei diesen Partys wird er richtig umschwärmt von den Frauen. Die sind teilweise richtig erregt in seiner Nähe. Das habe ich immer gespürt. Vor allem merkte ich an ihren Männern, dass ich mit

den meisten der anwesenden Frauen leichtes Spiel hätte, wenn ich nur ernsthaft wollte. Unruhig tänzelten sie herum, wie Löwen in der Wildbahn, wenn sie spüren, dass ein anderer Löwe ihr Rudel bedroht. Nervös, weil sie wussten und fühlten, dass sie Freddy, also mir, nicht gewachsen wären, wenn er zum Nebenbuhler würde. Die meisten von seinen oder meinen Gästen waren von mir, alias Freddy, total abhängig: Ein Anruf von mir und sie wären ihren Job los, oder ihre Aufträge, und damit ihre Einnahmequelle, würde unverzüglich versiegen.

Ja, und dieses Wissen oder dieses Gefühl, so begehrt zu sein, alles haben zu können, war das Problem, das mich als Freddy plagte und ihn selbst anscheinend immer so kalt ließ. Doch zuvor muss ich dir noch ein wenig über die Migration der Thubaner erklären. Wenn wir einen Wirtskörper übernehmen, sind wir immer noch wir selbst. Wir behalten unser eigenes ,,Ich", im Gegensatz zu unserem Gastgeber, aber wir werden dennoch auch verändert. Wie ein Mineral, das in verschiedenem Licht unterschiedlich scheinen kann. Oder ein musikalisches Werk: Im Wesentlichen bleibt es ja auch gleich, wenn du nur die Instrumentierung änderst, das Tempo ein wenig variierst, die Tonart wechselst, die Harmonik etwas verfeinerst. Aber bei der Melodie muss man vorsichtig sein, sie verträgt nur geringfügige Änderungen. So ist es mit uns Thubanern: Die Melodie bleibt immer nahezu unverändert, wohin wir auch gehen.

Also Freddy ist eine sehr starke Persönlichkeit, und er schaffte, was so noch niemand zuvor geschafft hatte. Hier und da baute er Variationen in meine Melodie ein. Nicht genug, als dass die GEMA für meine Komposition nicht mehr fällig gewesen wäre, hahaha, aber genug, um mich kräftig durcheinander zu bringen. Außerdem ist Freddy ein geiler Bock! (Entschuldige bitte die derbe Ausdrucksweise, aber das trifft ihn am besten.) Dieser Trieb ist voll auf mich durchgeschlagen. Völlig ungewohnt für einen von Hause aus geschlechtslosen Thubaner. All die schönen Frauen — und ich glaube, wenn man mit den Augen (oder besser durch die dicke Hornbrille, hahaha) eines so wollüstigen Kerls schaut, dann gibt es kaum hässliche Frauen.

Aber trotz aller Geilheit liebte Freddy seine Frau und er war Joane immer treu geblieben. Zumindest fand ich keine dem widersprechende Erinnerung. Aber Thubaner sind Wanderwesen, sie können nicht treu sein, egal, wie es der Wirt sieht. Ich würde nicht lange standhalten können, das war mir schon bald klar. Du kennst doch diese Geschichte, die die Leute erzählen. ,,Er war immer ein so treuer Mann. Ich weiß gar nicht, was plötzlich in ihn gefahren ist." Genau das beteuerte Freddy auch seiner Frau später, als ich ihn wieder verlassen hatte. Er wisse nicht, was in ihn gefahren sei.

Bei diesem dunkelhaarigen Zimmermädchen hatte es sofort gefunkt. Ich konnte mich nicht sattsehen an ihr. Aber meine Vorstellungen gingen über das Visuelle weit hinaus.

Wann immer es ging, nahmen Joane und ich morgens das Frühstück im Bett ein. Joane hatte sich sehr gewundert. Ich hätte es doch früher immer gehasst,

und nun wollte ich es nahezu täglich. Natürlich erzählte ich ihr nichts von dem prickelnden Gefühl, das ich hatte, wenn ich ohne Hose im Bett lag und Estella — fällt mir jetzt erst auf, sie heißt fast wie du! — in ihrem kurzen Röckchen uns das Essen servierte. Seit wann ich denn so auf die Beine von anderen Frauen starre, hatte mich Joane einmal morgens entsetzt gefragt.

— „Oh, das, … das war rein zufällig!", sagten Freddy und ich.

— „Und dann hast du zufällig deine Augen nicht mehr weg gekriegt!", sagte Joane lachend.

— „Die hatte so einen Pickel am Oberschenkel, den hatte … "

— „Ich wusste gar nicht, dass du auf Pickel stehst!", sagte Joane.

— „Wieso?", fragte ich verdutzt.

— „Dein Pickel ist ja ganz schön steif geworden!"

Joane hatte unter der Bettdecke nach meinem besten Stück gefischt und massierte ihn langsam.

— „Vielleicht mag dein Pickel ja auch mich! Auch wenn ich zurzeit keine Pickel habe?"

Joane nahm Estella nicht als Bedrohung wahr. Oder merkte ich es nur nicht?

So kam, was kommen musste. Andromeda, von ihren Eltern einem Seeungeheuer geopfert, um ihr Königreich zu retten, konnte Perseus, ihrem Retter, dem Sohn des Zeus und Bezwinger der Medusa, nicht widerstehen. Odysseus vergaß seine Frau, seine Heimat und seine Freunde für ein Jahr in einer wilden Affäre mit Kirke. Für Estella war Freddy ein Gott, und sie durfte dank göttlicher Fügung im felsigen Olymp von Santa Barbara verweilen. Aber Estella wollte nicht nur Freddy. Ich spürte, dass sie mich und nicht Freddy begehrte. Sie hatte als einzige die Veränderung gespürt, die sich in ihm vollzogen hatte. Manchmal erschrak ich richtig, wenn sie durch Freddy hindurch mich den Thubaner zu erblicken schien. Was natürlich für Menschen völlig ausgeschlossen ist, und einen anderen Thubaner in ihr hätte ich natürlich sofort wahrgenommen. Joane war schon früh morgens zum Einkaufsbummel weggegangen, und ich ließ mir, wie schon all die Tage vorher, aber diesmal alleine im Bett, mein Frühstück bringen. Natürlich hatte ich davon geträumt, sie zu verführen, aber ich hatte keinen Plan gehabt. Vor allem nicht an diesem Morgen, obwohl ich wie immer schrecklich geil war. Wenn mir an diesem Morgen der Zufall nicht zu Hilfe gekommen wäre, wäre wohl nichts passiert. Estella hatte nicht gewusst, dass Joane weg war und hatte wie gewohnt ein Frühstück für zwei gebracht. Sie habe ja nicht wissen können, dass meine Frau schon weg sei, tröstete ich sie, als sie ihren Irrtum feststellte. Außerdem könne sie ja meine Frau vertreten, witzelte ich bewusst zweideutig. Sie lehnte ab, während ihr das Blut in den Kopf schoss. Aber eine Tasse Kaffee könne sie doch wenigstens mittrinken, blieb ich hartnäckig. Es wäre doch schade, wenn man ihn nachher wegschütten müsste. Dann saß sie neben mir auf der Bettkante, ganz artig, schicklich die Beine zusammengepresst, aber dennoch schien mir ihr Rock höher als sonst. Sie starrte

Richtung Türe, die Untertasse in ihrer Linken und die Tasse in ihrer Rechten immer wieder hastig zum Mund führend, als wolle sie möglichst schnell damit fertig werden. Kein Blick auf mich und meine Bettdecke, die sich bedrohlich wölbte. Niemand könne kommen, sagte ich ihr. Joane wäre schon weit weg und käme nicht vor dem Abend wieder, und sonst dürfte außer ihr ja niemand den Raum betreten. Sie brauchte nicht von neuem zu erröten, denn ihre Wangen hatten ihre Farbe während der ganzen Zeit nicht verloren.

Bei Freddy wäre es sicherlich dabei geblieben. Er hätte damit geprahlt, was für ein toller Typ er sei und hätte gehofft, sie damit in seine Arme zu treiben. Ein Mann wie Freddy denkt nicht so viel an andere, vergisst völlig, dass die auch mal gelobt werden wollen. Wenn er es getan hätte, dann hätte es sicherlich so geklungen.

— ,,Hey, weißt du eigentlich, dass du total geil aussiehst. Ich muss unbedingt mal mit dir pennen!"

Sie hätte dann verlegen den Raum verlassen, und gesagt, dass sie noch zu arbeiten hätte. Freddy hätte dann nichts tun können, um sie daran zu hindern, außer sie festzuhalten oder mit Gewalt aufs Bett zu zerren, aber das hätte mit Verführungskünsten denkbar wenig zu tun.

Aber ich war es, der Estella begehrte, und Freddy wollte ja nichts von ihr. Ich verstand es, Freddys in solchen Dingen ungelenke Zunge in eine Quelle der Poesie zu verwandeln.

— ,,Weißt du, wo morgens die Sonne aufgeht?", fragte ich sie.

Verwundert über meine Frage zeigte sie aus dem Fenster auf die Felsen hinter dem Haus.

Aber ich zeigte zur Schlafzimmertüre und ließ Freddy seine Zähne zu einem verführerischen Lächeln blecken.

— ,,Dort, so gegen 8 Uhr!"

Sie sagte nichts. Aber ihre Wangen sagten mir, dass sie sofort verstanden hatte, denn sie glühten nun wie ein loderndes Feuer.

Wie eine Gazelle, nein, wie eine Prinzessin schreite sie durch das Schlafzimmer. Ihre Stimme sei Gesang für meine Ohren. 'Verdammter Sülzer! Das ist ja nicht zum Aushalten!', schimpfte Freddy in Gedanken. Ob sie eigentlich wisse, was mein größter Wunsch wäre, fragte ich sie und hielt sie sanft an der Hand, denn sie wollte nun gehen. Sie fürchtete sich vor meinem Wunsch.

— ,,Wenn du mir mal ein paar Seiten vorlesen könntest. Dann könnte ich mich hinlegen und nur dem Klang deiner Stimme lauschen!"

— ,,Gut! Was soll ich denn lesen?", fragte sie erleichtert, als sie erkannte, dass mein größter Wunsch so einfach zu erfüllen sei.

— ,,Den Wirtschaftsteil der New York Times!", sabotierte Freddy mein Vorgehen. Unmöglich der Typ, da sitzt das schönste Mädchen von Kalifornien auf unserem Bett und der denkt immer nur an das Eine, die Börse.

— ,,Nein, nein, ich meinte, alles außer dem Wirtschaftsteil", korrigierte ich wieder und schaute dabei in Richtung von Joanes Büchern.

Gegen den Protest von Freddy hatte ich sogar den Fernseher ausgeschaltet, um ihrer Stimme besser lauschen zu können. Kristallklar, Wort für Wort Harfentöne, eine Symphonie in Worten. Wenn nur nicht Freddy gewesen wäre: 'Das ist doch grauenhaft! Die kann noch nicht einmal richtig Englisch. . . . Und dieser harte spanische Akzent¡

— ,,Wunderschön, ich könnte dir stundenlang zuhören! Für mich läuten Glocken, wenn ich dir lausche", ließ ich Freddy flöten, und drückte zärtlich ihre Hand, denn ich wollte natürlich nicht stundenlang warten.

'Aber alte verbeulte Glocken', maulte Freddy wieder auf.

Mit ihrem Aussehen und ihrer Stimme würde sie sicherlich eine große Schauspielerin werden, prophezeite ich ihr — 'Ihre Stimme könnte man ja synchronisieren!', störte Freddy mich. — Aber ich schenkte ihm keine Beachtung, wohl aber dem dankbaren Lächeln von Estella. Sie müsste nicht mehr lange weiterlesen, es brauchte nicht mehr viele Schmeicheleien, bis ihre sinnlichen Lippen mir meine Wünsche erfüllen würden. Wie zufällig führte ich meine Hand zu ihrem Oberschenkel und meine Finger glitten über ihre weiche heiße Haut. 'Du verdammter Narr, sie hat deine Hand weggestoßen, aber nicht heftig genug!', protestierte Freddy von neuem.

Liebe Stella, leider muss ich jetzt schließen. Schade, dass ich nicht da sein kann, wenn du sie liest, aber in Gedanken bin ich bei dir.

* * * * *

Harsch und unfair war ihre Antwort an Spacebeing gewesen, vor allem, weil er sie morgens beim Chatten so unwirsch verlassen hatte. Obwohl sie, während sie die Fortsetzung seiner kalifornischen Phantasien las, guter Laune war, verfiel sie unmittelbar danach wieder in ihre vorherige bedrückte und aggressive Laune. Aus dieser Stimmung heraus schrieb sie, was sie nachher bereute, was sie danach bangen ließ. Was, wenn er sich nicht mehr meldete? Nichts als eine E-Mail-Adresse hatte sie von ihm, und wenn er diese änderte, noch nicht einmal das. Dann kämen ihre E-Mails ungelesen zurück, so wie wenn sie die falsche Adresse eintippte: Returned mail: User unknown.

hallo lieber — genau hier geht schon das problem los. was soll ich schreiben. liebes spacebeing? habe ich ja schon öfter, aber heute sträubt es mich. du redest davon, mich an deinem leben teilhaben zu lassen, und ich habe noch nicht mal deinen wahren namen. deine email hat mich sehr berührt, bis du wieder mit diesem geraffele über deine außerirdische herkunft begonnen hast. nein, stimmt so nicht. du hast ja nicht erst jetzt damit angefangen. du hast ja immer

klar gemacht, dass freddy und du zwei personen sind, und dass du in wirklichkeit ein außerirdischer seist. klaro, du hast es gemacht, um dich interessanter zu machen. ich fand's ja auch immer ganz schön cool. zumindestens solange ich dachte, dass alles nur ein joke sei. in deiner ersten langen email hast du ja auch nur immer ganz nebenbei dieses kosmische zeug von dir gegeben. da hast du es mir leicht gemacht zu glauben, du seist dieser freddy. nicht unbedingt in santa barbara. für mich warst du so ein reicher macker. ein geschäftsmann, der vor geld stinkt. vielleicht bist du nicht mit silikon, sondern mit bananen oder autos hochgekommen.

dann denke ich auch manchmal: vielleicht stimmt ja alles bis auf spacebeing. es gibt keinen anderen nur freddy. du bist freddy. jahrelang hat dein sexualtrieb brachgelegen, war in deinen geschäften kompensiert oder sublimiert. und dann plötzlich: bumm! du kapierst nicht, wie dir geschieht. plötzlich ist da das attraktive zimmermädchen und dein verstand rutscht in die hose oder besser in das, was darunter ist. ausnutzung von abhängig beschäftigten, heißt das. ist fast so schlimm wie vergewaltigung. doch immerhin zeigst du reue. du kommst nicht klar damit, was du getan hast. ja, und nun erfindest du das wesen von thuban. er hat dich heimgesucht und nun ist alles einfach. nun glaubst du, dass dich keine schuld mehr trifft, denn er ist ja schließlich — gegen deinen willen oder zumindest nicht mit deiner zustimmung — fremdgegangen. schizzo, klassischer fall von persönlichkeitsspaltung!

oder hast du etwa alles wirklich nur frei erfunden. machst dir einen jux mit mir? dieser freddy, ist der nicht in bill gates rille? auch wenn gates nicht freddy mit vornamen heißt und meines wissens auch nicht in den bergen von santa barbara seine bude hat, aber ansonsten kommt es mir fast wie sein ebenbild vor.

Kaum war die E-Mail im Reich der Elektronen verschwunden, bereute sie es, sie weggeschickt zu haben. Wenn es technisch möglich gewesen wäre, sie zurückzuholen, hätte sie es sicherlich getan. Warum hatte sie ihm nicht sofort eine E-Mail nachgeschickt, wie sie es wollte? Eine E-Mail, in der sie ihm sagte, dass er die vorherige nicht so ernst nehmen solle. dass es nicht so böse gemeint sei, wie es vielleicht klänge. Schlechte Laune hätte sie gehabt, und leider sei er das Opfer — wenn auch nicht völlig unbegründet — geworden.

Nicht nur, weil sie Angst hatte, ihn zu verletzen, wollte sie ihre E-Mail ungeschehen machen. Vor allem auch, weil sie sich fürchtete, dass er das nun tun könnte, worum sie ihn so inständig gebeten hatte. Plötzlich wollte sie nicht mehr, dass er seine Figur entmystifizierte. Plötzlich schreckte sie die Vorstellung, dass sich das fantasievolle Spacebeing als Allerweltsmann entpuppen könnte, einer von der Sorte, mit der die Welt vollgestopft ist. Er sollte so bleiben wie er sich bisher dargestellt hatte: bizarr und spleenig, aber auch witzig, geistreich und schöpferisch.

Als nach zwei Tagen noch keine E-Mail von Spacebeing gekommen war,

und weil er sich bisher mindestens zweimal täglich gemeldet hatte, fürchtete sie, ihn womöglich verloren zu haben. Rumpelstilzchen verschwand, nachdem die Müllerstochter seinen Namen genannt und ihn damit entlarvt, ihn gewissermaßen gewöhnlich gemacht hatte. Spacebeing war verschwunden, weil sie gewünscht hatte, seine wahre Identität kennenzulernen. Aber die zur Königin gewordene Müllerstochter wollte Rumpelstilzchen loswerden, ganz im Gegensatz zu ihrer Situation.

als ich meine letzte email an dich schrieb, muss ich wohl einen riss in der birne gehabt haben oder ein anderer außerirdischer, ein bösartiger, nicht einer von Thuban, muss von mir besitz ergriffen haben. ich scherze, obwohl mir gar nicht zum scherzen zumute ist. liegt wohl in meiner natur.

wenn du wegen meiner letzten email sauer bist, so kann ich es voll verstehen.

zwei tage keine email von dir und ich fühle mich total beschissen. ich mache mir sorgen. du bedeutest mir mehr, als ich dachte.

vergiss einfach meine letzte email. ich bin einfach total down gewesen. ich bin sowas wie ein sonntags-down-typ.

Sonntagmorgens wünschte sie sich mehr als an anderen Tagen, einfach so den ganzen Tag im Bett zu bleiben, was sie manchmal auch tat, beherrscht vom Gefühl, das Haus nicht verlassen zu können. Sonntag, das war der Tag der Paare und Familien. Da war zusammen, was zusammengehörte, oder sich zusammengehörig fühlte. Im Park, am Baggersee oder unten am Fluss auf dem pittoresken Treidelpfad, wo Familien mit Kind und Kegel vor allem bei schönem Wetter flanierten, fühlte sie sich dann wie ein Wolf in der Schafherde. Wenn Stella ein Paar passierte, schmiegten sich viele Frauen enger an ihre Begleiter oder drückten deren Hand fester, bis Stella, die Gefahr, vorüber war.

männer mit grimmigen visagen, weil sie lieber vor der glotze fußball oder autorennen geschaut hätten, und die frauen versuchen dann noch ein heiteres outfit zu wahren, während sie ihre kinderkutschen vor sich herschieben — natürlich sind es fast immer die frauen, die es tun müssen — oder gerade damit beschäftigt sind irgendwelche kinder einzusammeln, die gerade weggelaufen sind oder sich anschicken irgendwelche verwüstungen im städtischen blumenbeet vorzunehmen.

Sonntags fühlte sie sich einsam und war meistens alleine, wenn sie nicht, was wenigstens einmal im Monat vorkam, bei Swens Familie eingeladen war.

Und mit meinen Freundinnen ist auch nicht viel zu machen. Betty stellt sonntags eh keinen fuss vors bett, außer an heißen tagen im sommer, da tauscht sie ihr bett mit der liegewiese am baggersee, :-) *und Brigitte ist dann mit ihrem Werner unterwegs* :-(

* * * * *

Wie eine Kamera, eine von diesen teuren Präzisionsgeräten. Besser, denn da war kein begleitendes surrendes oder klickendes Geräusch von sich in Millisekunden öffnenden und schließenden Blenden. Niemand konnte etwas hören, niemand merkte etwas, selbst Constantin nicht. Für die anderen hatte er damals wohl eher so gewirkt, als nehme er überhaupt nichts wahr, als wäre er tief in sich selbst versunken. Fotograf sei sein Unterbewusstsein gewesen, hatte Constantin zu Stella gesagt. Regisseur sollte er besser sagen, denn da seien ja auch Filmszenen, Bruchstücke aus einem epochalen Ganzen. Bewegt oder starr, stumm oder auch mit Dialogen, so hatte es sich in seinen Erinnerungen festgebrannt, weil er an diesem Nachmittag nichts begreifen konnte, weil er es nicht wahrhaben wollte, weil seine Wut einer Ohnmacht gewichen war. Archiviert zur späteren Analyse, zum Wiederkauen, was nicht zu verdauen war.

Über all die Jahre läuft Monika immer wieder zügig die riesige Steintreppe hinauf. Eine Treppe, die groß genug war, dass auch eine ganze Schulklasse gleichzeitig hochstürmen konnte, wenn es ihnen erlaubt wäre. Die Stufen sind so weit auseinander, dass sie selbst für einen Erwachsenen durchschnittlicher Größe schwerlich zu ersteigen waren. Ihr „Wo bleibt ihr denn?" am Hauptportal hallt nach über all die Jahre, ungebrochen niemals verhallend. Sie im dunkelgrünen Hosenanzug. „Sieht ja wirklich ganz toll aus, dein neues Kostüm …", hatte sein Vater während der Fahrt gesagt. So hatte er begonnen, sein Vater der Politiker und Taktiker, und fügte dann — diplomatisch nuanciert aber für ihre neue Garderobe dennoch ein vernichtendes Urteil — hinzu: „Ich finde es wirklich super, aber ein klein wenig wirkt es wie ein Kampfanzug, dieses Nato-oliv!" Aber es war egal, ob es dieser oder ein anderer Anzug war, Constantin konnte es nie leiden, wenn sie Hosen trug. Seiner Meinung nach war sie dann noch aggressiver gegenüber ihm, dann verhielt sie sich noch mehr wie ein kalt kalkulierender Manager.

— „Kommt jetzt endlich!", ruft dann auch sein Vater, nun neben Monika der Amazone, die ihren Arm um seine Hüfte hält. Zwerge vor dem großen dunklen Portal, in das schon vor langer Zeit ein Künstler Vorstellungen einer guten Erziehung in verschiedenen Bildern ins Holz geschnitzt hatte. Orandum est ut sit mens sana in corpore sano.

Nur noch ein paar Minuten, bettelt Cornelia, denn sie wolle noch versuchen, ein paar Steine über die Oberfläche des kleinen Teichs hüpfen zu lassen. Vergeblich versuchte sie Constantin zu ermuntern ihr zu helfen.

Dann schlägt das hölzerne Maul des Wales zu, willig Constantin durch seine Barten einzusaugen und seinen Vater, Monika und Cornelia später wieder auszuspeien. Die Sonne und die Wärme sind ausgesperrt und Constantin friert in der düsteren Eingangshalle. Draußen ist es warm an diesem Spätherbsttag, aber nur wenn die Sonne scheint. Einer von diesen ambivalenten Herbsttagen, an denen das Wetter, wie ein begabter Komponist eine Überleitung zum kommenden Satz schafft. Die Rauheit des Winters in kurzen heftigen kalten Windstößen

schon erahnen lässt und sonst noch in den Motiven des Sommers schwelgt. Monika rennt unruhig zwischen den zahllosen Marmorbüsten, aber die steinernen Philosophen, Wissenschaftler und ehemaligen Schulwürdenträger bleiben kalt, stumm und unbeweglich.

— „Eigentlich sollte man doch erwarten, dass in einem solchen Haus die Pförtnerloge besetzt ist!", beschwert sich sein Vater, und seine Stimme, obwohl er gar nicht so laut gesprochen hatte, hallte durch den Raum, groß und kalt, wie der Rittersaal einer Burg.

„Komme schon" schälte sich eine neue Stimme durch das Echo. Leider müsse auch er dann und wann gewissen irdischen Bedürfnissen Folge leisten, sagte der schwergewichtige ältere Mann in Mönchskutte, der ihnen langsam in dicken Filzpantoffeln entgegenschlürfte. Ein breites Lächeln rettete ihn vor einem drohenden Zornausbruch Gabriel Colaniks.

Schade, dass er nicht ein paar Wochen eher, also zum normalen Schuljahresanfang begonnen habe, dann hätten sie die tolle Eröffnungsveranstaltung miterleben können, sagte er. Bedauern tat er jedoch vor allem sich selbst, denn er war nun gezwungen, tätig zu werden: Die lästigen Anmeldeformalitäten und vor allem würde er sie wohl durch die ausgedehnten Korridore und Treppenhäuser führen müssen, wenn ihm nicht jemand anderes zu Hilfe käme. Das war es wohl, was ihm möglicherweise durch den Kopf ging, und es passte auch zu dem, was Constantin später über Bruder Alfons lernen würde.

Nächste Szene. Mentaler Stummfilm. Constantin auf der Kante seines neuen Bettes. Natürlich standen sie nicht wirklich sprachlos herum, da doch sein Vater dabei war. Immerhin verdankte er zum großen Teil seine Karriere seiner Redefertigkeit, die aus einer Rhetormanie erwachsen sei. Er wisse nicht, ob es dieses Krankheitsbild überhaupt offiziell gebe, aber sein Vater sei jedenfalls davon befallen, sagte Constantin einmal zu Stella. Sein nahezu permanenter Redefluss sei ein ständiger Kampf, er sei ein Don Quichotte gegen das Schweigen. Stella glaubte sich zu erinnern, dass mal ein Journalist über Colanik geschrieben habe, dass er aus einem Rinnsal einen Strom mache, der andere mitreißt, wenn sie nicht aufpassen. Aus einem Tropfen wird eine Pfütze, in der man sich nasse Socken holt. Mit seinem Vater würde er, was die Sprache betrifft, nicht mithalten können, war es da verwunderlich, dass Constantin sich andere Herausforderungen suchte? Dort, wo sein Vater nicht dominierte. War es da nicht konsequent und logisch, dass er sich von der Mathematik als Gegenpol angezogen fühlte? „Judex non calculat!", war der Spruch, den er von seinem Vater von klein auf gehört hatte. Damit meinte er nicht die römische Weisheit, dass ein Richter nicht berechnend sein sollte, also seine Urteile nicht nach dem eigenen Vorteil ausrichten solle. Für Gabriel Colanik bedeutete „Der Richter rechnet nicht!" in erster Linie, dass Juristen nicht rechnen können, nicht rechnen brauchen, und er war stolz darauf. Dreisatz war für ihn ein Folterwerkzeug der höheren Mathematik und wen interessierte es schon, ob eine Milliarde acht

oder neun Nullen hatte, solange es genügend davon im Landes- und Bundeshaushalt zu verbraten gab. Allerdings hatte er sich selbst auch nie praktisch als Jurist betätigt, denn für ihn war sein Jurastudium nur ein Sprungbrett für seine politische Laufbahn gewesen. In den studentischen Gremien übte er sich in der Kunst des Springens. Trainierte die rhetorischen Varianten: Rückwärts- und vorwärts, vom Ein-, Dreimeterbrett, die Angst auf dem Fünfer, Schrauben, aber auch Bauchplatscher. Dass er im Jurastudium nur das absolute Minimum lernte, gerade genug, um die Prüfungen zu bestehen, störte ihn wenig, denn er würde es später eh nie benötigen. Die Mathematik leuchtete Constantin als ein Gebiet, wo der Schatten von Constantins Vater nicht hinreichte, wo er sich hervortun konnte, wo nur das Notwendige gesagt und dies so knapp und präzise wie möglich ausgedrückt wird, wo Ambivalenzen Fehler sind. Eine Welt diametral zu dem Sprachorgiasmus, den sein Vater kultiviert.

Einen Roman zu lesen empfand Constantin als Zeitverschwendung — was allerdings Gabriel Colanik genauso sah — warum sollte man sich durch Hunderte von Seiten kämpfen, wenn das, was die Leute zu sagen hatten, sich auch bequem auf ein paar Seiten fassen ließe, wenn man es vielleicht sogar in ein paar Formeln fassen konnte. Warum sich durch den ganzen Hamlet quälen, wo doch die Botschaft simpel sei: Sein oder nicht sein ist die Frage, und die Antwort lautet „Tue was!". Warum stundenlang im Theater sitzen und zuschauen, wie jemand nur zaudert und zögert.

Wie Schlangen winden sich Gitter vor den Fenstern. Nicht geradlinig, wie die von Gefängnissen, aber ihre Aufgabe war hier wie dort, die Zimmerbewohner am Herausklettern zu hindern. Im Internat sollten sie die Schüler vor sich selbst schützen, vor grobem Unfug oder Verzweiflungstaten; im Gefängnis sollen sie strafen, und sie vom Rest der Bevölkerung separieren. Gitter auch im Zimmer von Constantins Mutter in der Waldklinik. Nur zum Schutz seien sie, damit niemand rausfiele, und man meinte natürlich, niemand rausspränge. Der vergebliche Versuch, Verzweiflungstaten zu verhindern. Düster und dunkel war der Schlafsaal. Dichte Bäume vor den Fenstern filterten das Tageslicht. Constantin war sprachlos und entsetzt, und es war, als seien seine Ohren abgeschaltet. Monika stand vor dem Gestell, was nun als Constantins Bett fungieren sollte, bewegte wild ihre Lippen, aber er hörte nichts. Er dachte an seine Mutter, die man auch in einen solchen Raum mit so einem Stahlbett und Gittern gebracht hatte.

— „Weißt du, deine Mama braucht jetzt einfach eine Weile Ruhe, und wenn sie wieder gesund ist, kommt sie nach Hause zurück!"

Eine Frau in weißem Kittel, die ihr Haar zu einem griechischen Knoten geflochten hatte. Mit tränenverhangenem Blick hatte er ihre Augen gesucht, aber sie las die Karteikarte seiner Mutter. Aus den ausgebeulten Taschen ihres Kittels quollen Schläuche und Spritzen lugten heraus. Schweigend, mit Augen und Händen, konnte seine Mutter seine Sorgen löschen, die sein Vater mit Tau-

senden von Worten nur weiter entfachte. Wenn die Königin des Schweigens zu ihm schwebte, ihn mit dunklen Augen, groß wie Wagenräder, anschaute, ihr Gesicht, ganz Lächeln und Liebe, dann verschwand jeglicher Kummer wie Nebel in der Sonne. Mit Monika hatte sein Vater einen Sancho Pansa gefunden, eine Sancha Pansa, die ihn nicht nur tatkräftig unterstützte, sondern sogar noch übertraf. War sein Reden ein Strom, so war der ihre eine Überschwemmung. Eine Flut, die sich ohne zu differenzieren überall breit macht. Während man bei seinem Vater egal, wie schnell oder wie viel er auch redete, immer das Gefühl hatte, dass sein Verstand über seine Zunge wachte, hatte man bei Monika allzu häufig das Gefühl, dass ihre Zunge völlig losgelöst sei. Ein Papagei mit einem beeindruckenden Vokabular. Sie war im Schlafsaal, und sie quatschte lebhaft auf Herbert ein, der ihnen als der für ihn unter anderem zuständige Erzieher vorgestellt worden war, aber Constantin hörte nichts mehr davon. Nur ein Stummfilm in seiner Erinnerung, ohne jede Texteinblendung. Aber er wusste eh, wie ihr Gespräch abgelaufen sein könnte.

Ja, ja, das sei jetzt schon ein ganz schöner Luxus mit den Fünfbettzimmern, sagte Herbert. Früher als er noch zur Schule gegangen sei, — natürlich auch in Bad Trunningen, — habe es den Neubau noch nicht gegeben und in seinem Schlafraum habe es noch zehn Betten gegeben. Auch wenn es sicherlich schönere Betten gäbe, diese seien unübertrefflich im Hinblick auf Hygiene. Es kämen ja immer wieder gewisse Unfälle vor, sagte Herbert, und Monikas fragenden Blick fasste er als Aufforderung auf, diese auszuschmücken. Gerade bei den Neuen, dabei schaute er kritisch in Constantins Richtung, käme es häufig vor, dass sie plötzlich nachts ins Bett machten. Trennungsschmerz oder so was. Herbert fuhr fort, ohne Monikas nun wieder gelangweilten Gesichtsausdruck wahrzunehmen. Aber in Cornelia hatte er eine mitfühlende Zuhörerin. Je mehr Cornelias Gesicht sich vor Ekel verzerrte, desto mehr steigerte er sich in seinen Ausschmückungen von durch Diarrhöe-Unfällen verzierten Betten. Die älteren Schüler bräuchten keine Infekte mehr, sie hätten Zigaretten und Alkohol. Da seien diese fahrbaren Betten schon praktisch. Raus in den Waschraum und mit dem Schlauch absprühen und keine Gefahr sich die Hände schmutzig zu machen.

Scheinbar unberührt von Herberts Ausführungen, arrangiert Constantin seine mitgebrachten Fotos auf dem Nachttisch, der leicht mit der Hässlichkeit des Bettes konkurrieren konnte. Die Schubladen quietschten, wenn man sie bewegte und die Klappe des unteren Faches ließ sich meist nur mit einem kräftigen Schlag richtig schließen und ein Öffnen quittierten sie mit einem kräftigen metallischen Boing. Da war das Foto von seiner Mutter auf der Schaukel neben dem blühenden Flieder. Er als Baby in ihren Armen. Sie lächelte, damals für ihren Vater, jetzt für ihn. Die Fotos auf denen seine Schwester alleine oder nur mit ihrem Vater abgebildet war, waren schon zu alt gewesen, so dass er mit einem dieser für den Wahlkampf inszenierten Familienfotos vorlieb nehmen

musste. Während Constantin sie aufstellte, überlegte er schon, ob er nicht vielleicht einfach Monika und Anton abschneiden sollte, denn sie stand ja auf der linken Seite und hielt ihr Kind auf dem Arm. Aber dann hatte er eine bessere Idee. Versuchsweise schob er seine Mutter vor das Familienfoto. Ohne aufzuschauen spürte er von der Seite missbilligende Blicke, aber er würde die Bilder so stehen lassen. Cornelia wollte, wie so oft, helfen, dass er sich nicht weiteren unnötigen Ärger mit Monika einhandelte, wollte wohl auch verhindern, dass der nächste Wochenendaufenthalt von ihm in Gefahr geraten könnte. Dezent hatte sie sich in Richtung Nachttisch aufgemacht und tat so, als wollte sie sich einen Apfel nehmen, und ganz nebenbei schob sie die Bilder wieder auseinander. Wenn Monika weg wäre, würde er die Bilder wieder versetzt aufstellen, dachte er und lächelte. Auf dem Bett gegenüber lächelte auch ein Junge mit blonden gelockten Haaren und dicker Hornbrille, der mit ihnen in den Schlafsaal gegangen war, entweder um seine Futtervorräte sicherzustellen oder den Neuenzugang zu beäugen.

— „Fünf Betten ist doch super! Constantin ist doch nicht so gerne alleine! Nicht wahr?", das hatte sie wirklich gesagt, daran erinnerte er sich. Monika rächte sich, weil er sie in den Schatten seiner Mutter gestellt hatte.

— „Fand sie gut, diese heuchlerische Schlange! Auf die Hygiene komme es doch schließlich an!", erzählte Constantin Stella.

Allzu gut hatte Constantin noch Monikas hysterische Reaktion vom letzten Urlaub in Erinnerung. Keine Minute wolle sie in diesem jämmerlichen Kämmerchen verbringen, er solle sofort wieder die Koffer herunterbringen, hatte sie dem verdutzt dreinschauenden Hotelbediensteten angeordnet. Das, was sie als Kämmerchen bezeichnet hatte, wäre groß genug gewesen, die ganze Familie des Kofferträgers zu beheimaten. Man könne ihr nicht zumuten, in einem solchen schäbigen Bett zu schlafen, hatte sie gekreischt. Entweder besorge er ihr sofort ein anderes Zimmer, oder sie fliege mit der nächsten Maschine wieder heim. Das Bett war nicht mehr neu gewesen, aber sonst war es okay gewesen. Er wäre froh gewesen, wenn er ein solches Bett im Internat gehabt hätte. Sein Vater musste zwei Zimmer im Hilton mieten, natürlich bekamen sie nichts vom Reiseveranstalter erstattet.

— „ 'Ordentliche, saubere Betten' heuchelte sie und in ihren leicht angezogenen Mundwinkeln konntest du sehen, was sie wirklich dachte: Dass sie selbst niemals in so einem Bett mit so einer durchgelegenen Matratze in einem Massenschlafsaal schlafen wollte."

* * * * *

Bereits um 5.30 Uhr wurden die Schüler mit dem Läuten einer Glocke in den unbeheizten Schlafräumen geweckt. Im Hof, am einzigen Brunnen der Schule, mussten sie sich waschen und anschließend schweigend ihre Schuluniformen anziehen.

Nach einem gemeinsamen Gebet gingen sie unverzüglich in ihre Klassenzimmer, wo schon vor dem Frühstück Unterricht stattfand. Dort hatten sie weder Schreibtische noch Stühle, sondern mussten sich auf den Stufen niederhocken, Bücher und Hefte in ihrem Schoß. In der dunklen Jahreszeit sorgte eine Kerze für jeweils zwei Schüler für die Beleuchtung. Durch die Klassenzimmer liefen Ratten und manchmal wurde auch ein Schüler von ihnen gebissen. Die Lehrer thronten an ihrem Lehrerpult auf einem hohen Podest, von wo aus sie eine optimale Übersicht auf das Geschehen in der Klasse hatten. Beheizt wurden die Klassenzimmer mit großen Öfen, die mehr Rauch als Wärme abgaben.

Gegen 7.30 Uhr gab es dann endlich etwas zu essen: Ein klägliches Frühstück, wie die sprichwörtliche Gefängniskost: Wasser und Brot. Auch beim Frühstücken musste Schweigen gewahrt werden. Niemand durfte Brot einstecken, um es später zu essen. Die Pariser Mittelklasse trank im Vergleich dazu Milchkaffee zum Frühstück, und die Reichen sogar heiße Schokolade oder Tee. Die zugrundeliegende Idee des spartanischen Frühstücks im Louis-le-Grand war wohl, dass eine strenge Diät einen starken Charakter schaffen sollte.

Mit der Ankunft der Tagesschüler begann der offizielle Unterricht und währte bis 18 Uhr, unterbrochen von einer $\frac{3}{4}$-stündigen Essenspause im Refektorium und einem kleinen Imbiss gegen 16.30 Uhr. An den Unterricht schloss sich ein Gottesdienst in der Schulkapelle an. Während der Messe musste alles militärisch genau vor sich gehen.

In der Kapelle musste es im Winter wohl auch ziemlich kalt gewesen sein, denn sonst hätte ein Scherz des jungen François Marie Arouet, besser bekannt als Voltaire, wohl nicht funktioniert. Er soll einen Weihwasserkessel mit Eisklumpen gefüllt haben, wohl um den Eindruck zu erwecken, dass das Wasser am Gefrieren sei. Allerdings hatte sich diese Episode etwa 120 Jahre vor Evariste Galois' Zeit im Louis-le-Grand zugetragen, aber andererseits deutet nichts darauf hin, dass sich die Heizgepflogenheiten am Louis-le-Grand bis zu Galois' Zeit verändert hätten.

Gegen 19.30 Uhr gab es Abendessen im Speisesaal und bereits um 20.30 war Bettruhe angesagt. In einem typischen Schlafsaal, in dem vierzig Betten eng nebeneinander standen und damit auch vierzig Kinder beherbergte, war es wohl nicht so einfach, Ruhe zu bewahren.

Nichtbefolgen der strikten Schulregeln konnte sehr schnell zu harten Bestrafungen führen, die sehr häufig darin bestanden, dass ein solcher Schüler bei Wasser und Brot in einer Arrestzelle eingesperrt wurde. Das Louis-le-Grand besaß 1824 mit zwölf solchen Zellen die meisten von allen Pariser Schulen und selten gab es freie Zellen.

* * * * *

In seiner linken Hand schwimmen ein paar Münzen im Schweiß. Münzen, die ihm Monika zum Abschied in die Hand gedrückt hatte. Ihr Versuch, sich freizukaufen, weil sie schnell wieder nach Hause wollte. Sein Vater müsse sich noch für den Auftritt im Fernsehen vorbereiten, aber auf dessen Zustimmung

hatte Monika vergebens gewartet. Sie hatten ihn alleine gelassen in Bad Trunningen, das ansonsten noch von Eltern mit ihren Sprösslingen wimmelte: im Park, in den Kaffeehäusern und in Giacomos Eisdiele. Selbst Herbert, ihr Erzieher, war ganz erstaunt gewesen, dass sie schon so früh fahren wollten, zu einer Zeit, wo manche erst ankamen. Bei so schönem Wetter könnten sie doch noch durch den Park und die Wälder spazieren, oder — und hier hellte sich Herberts Miene sichtlich auf und seine Hand streichelte seinen Ranzen — sie könnten im Biergarten des Hirschen ein Stück Schwarzwälderkirschtorte essen, die sei wirklich vorzüglich. Oh ja, bitte lass uns noch bleiben, hatte Cornelia mit feuchten Augen gefleht. Ihr Vater blieb indifferent, aber Monika war hart:

— „Ich glaube, Constantin will sicherlich noch ein wenig alleine sein neues Zuhause erkunden!"

Mit ein paar Münzen wollte sie sich freikaufen: Er könne sich ja ein tolles Eis in der Eisdiele gegenüber kaufen, wenn sie weg wären. Dann lief Monika zügig, ohne zurückzuschauen, in Richtung Parkplatz, der mit Luxuskarossen chaotisch vollgestopft war, so dass jegliches Rangieren zur Geduldsprobe wurde. Sein Vater schlich hinter ihr her, deutlich langsamer. Sein Kopf nach unten, als lauschte er auf den knirschenden Kies unter seinen Füßen. Ab und zu schaute er sich um und lächelte verkrampft zu Cornelia und Constantin. Plötzlich schlug Cornelia mit einem Ast, den sie schon eine Weile mit sich herumgetragen hatte auf einen Felsblock ein, der mit vielen anderen in einer Reihe die Abgrenzung des Parkplatzes markierte.

— „Sie ist gemein, gemein, gemein!", skandierte sie, während Tränen der Wut und Enttäuschung über ihre geröteten Wangen kullerten. Ein kurzes Lächeln huschte über Constantins ansonsten ängstlich und apathisch wirkendes Gesicht, als der dürre, verrottete Ast zersplitterte.

Hinter dem Varkopf, dem Berg, der vor den Internatsgebäuden thront, hatte sich eine riesige Cumulonimbus-Formation aufgetürmt. Wie ein riesiges Gebirgsmassiv, schroffe Felsen, nach oben in Eis und Schnee übergehend und ganz oben schwebt eine Blumenkohlkrone. Darüber blauer Himmel, aber die Sonne ist hinter dem neu erstandenen Wasser- und Eisgebirge verschwunden. „Volare, . . . oh oh", hallt es von Giacomos Eisdiele. Das war das Lied von seiner Mutter und seiner Oma. Fliegen, ja, aber wohin? Der Sonne nach über das Wolkengebirge. „Cantare, oh oh oh oh." Seine Mutter und seine Oma und dann, als sie den Text gelernt hatten, auch Cornelia und er. „ . . . Nel blu dipinto di blu . . . Felice di stare lassu' " Seine Mutter neben ihm auf Oma Paolas altem Sofa. „Deine Augen hat er! . . . occhi tuoi belli ", sagte seine Oma dann häufig zu seiner Mutter und sie sangen im Duett . . . „occhi tuoi belli . . . Che sono blu come un cielo trapunto di stelle"

Wenige Minuten später fallen seine Münzen dumpf in den hölzernen Opferkasten unter dem Bildnis des heiligen Antonius.

* * * * *

Seit mehr als vier Jahrhunderten war das unruhige Schicksal des Lyzeums ,,Louis-le-Grand" eng verknüpft mit der Geschichte Frankreichs, wie Deheuvels, Direktor des Lyzeums von 1969 bis 1991, in seiner Abhandlung über die Geschichte dieser Schule schreibt.

Nach ihrer Gründung im Jahre 1563 lag die Schule für fast 200 Jahre im offenen Kampf mit der Universität von Paris. Sie galt von Anfang an als ein exemplarisches Beispiel auf den Gebieten der Erziehung und der Pädagogik und sie war immer offen für Neuerungen.

1762, also ein halbes Jahrhundert vor Galois' Geburt, sagte der Pariser Erzbischof Christophe de Beaumont: ,,Alle, die einen berühmten Namen in Frankreich tragen, verbrachten ihre erste Jugend im Louis-le-Grand."

Wenn man sich die Liste der berühmten Schüler der Schule anschaut, dann stellt man fest, dass die obige Bemerkung von Christophe de Beaumont nicht gänzlich überzogen sein kann und auch heute fast zweieinhalb Jahrhunderte später noch genauso zutrifft. Da findet man den amtierenden Präsidenten Frankreichs Jacques Chirac ebenso wie dessen Vorgänger Giscard d'Estaing. Selbst Revolutionäre wie Robespierre und Saint-Just, der noch mehr als Robespierre die Gewalt verkörperte, fehlen nicht. Unter den berühmten Industriellen stechen Namen wie der Automobilhersteller André Citroën und der Reifenhersteller André Michelin besonders hervor. Besonders üppig ist die Liste der Literaten und Philosophen, in der sich Molière, ebenso wie Baudelaire, le Marquis de Sade, Cyrano de Bergerac, Jean-Paul Sartre und auch Voltaire befinden.

Unter den hervorragenden Mathematikern, die das Louis-le-Grand hervorgebracht hatte, gehörte natürlich Galois zu den bedeutendsten, aber es finden sich auch viele andere berühmte Namen: Michel Chasles und Jacques Salomon Hadamard, der von sich selbst sagte, dass er bis zur siebten Klasse in Arithmetik der letzte oder beinahe der letzte gewesen sei. Hadamard war in der Schule, was seine Leistungen betraf, gewissermaßen ein ,,Anti-Galois", denn während Galois am Schluss seiner Schulzeit beinahe nur noch in Mathematik glänzte, überzeugte Hadamard die ersten Jahre seiner Schulzeit in allen Fächern außer in Mathematik. Charles Hermite, der wie Galois Probleme mit Prüfungen hatte und der später Weltruhm mit seinem Beweis der Transzendenz der Zahl e erlangte, Henri Lebesgue, der das nach ihm benannte ,,Lebesgue-Integral" definierte und der Mathematiker Emile Borel, auf dessen Arbeiten Lebesgue zum Teil aufbaute, waren Schüler des berühmten Lyzeums.

Die Liste der Veröffentlichungen von Lehrern des Lyzeums liest sich wie die von Uniprofessoren. Auch das Spektrum der angebotenen Fächer geht weit über den Rahmen einer gewöhnlichen Schule hinaus. Als Sprachen werden nicht nur Latein, Griechisch, Englisch, Deutsch und Spanisch angeboten, sondern auch Polnisch, Portugisisch, Italienisch, Hebräisch, Arabisch, Russisch und Vietnamesisch.

Der elitäre Geist der Schule zeigt sich auch im noch heute gebräuchlichen Slogan des Lyzeums: ,,Man wird in Louis-le-Grand nicht wegen seines Namens aufgenommen, aber hier Schüler zu sein, kann dazu beitragen, sich einen Namen zu machen."

* * * * *

An einem Abend, lange bevor Constantin verschwand, sitzt Stella vor ihrem Rechner und liest in Bernard Bychans Buch. „We always need to hear both sides of the story" singt Phil Collins, begleitet vom unermüdlichen Rauschen und Surren der Ventilatoren ihres Computers. Seit sie den Rechner vor über einer Stunde eingeschaltet hatte, zeigte ihr Chat-Programm nur den Status „Keine Freunde online". Stella versuchte sich die Schulzeit von Galois vorzustellen. Immer wieder drängten sich Erinnerungen an ihre eigene Schule auf, versuchten sich in ihr dürftiges Bild vom Louis-le-Grand einzuschleichen. Aber das mussten damals ganz andere Lehrer gewesen sein. Leute, die vor über zweihundert Jahren geboren worden waren, die ihre Kindheit oder Jugend in den Wirren der französischen Revolution verbracht hatten. Die schreckliche Erfahrung als Kind zu machen, wie wenig ein Menschenleben galt, wenn es um die Verwirklichung einer Idee ging, musste ihr Denken und Handeln geprägt haben. Wie viel hatte davon der kleine Evariste in seinem Heimatort mitbekommen? Und immer wieder musste sie sich sagen: Das Louis-le-Grand ist nicht das Internat von Bad Trunningen. Es ging ihr so, wie jemand, der zwei Romane gleichzeitig über mehrere Tage liest und merkt, wie plötzlich die beiden Handlungen zu verschmelzen beginnen.

Plötzlich piepst ihr Rechner. In großer blauer Schrift blinkt „SPACEBEING online". Ihre erste Frage nach der Begrüßung — die gewissermaßen die dritte Seite der Story beleuchtete — war nahezu zwingend:

`Stella:` *wie war das eigentlich bei dir in der schule?*
`Spacebeing:` *Auf Pangu?*
`Stella:` *lieber nicht! kanns mir schon vorstellen . . . es gab keine schule* `:-)`
`Spacebeing:` *genau, jedenfalls nicht wie hier auf der Erde*
`Stella:` *eben! und lernen fand in form von geistesblitzen statt, die von lichtwesen zu lichtwesen hüpften . . .*
`Spacebeing:` *genau! Hatte ich dir das schon mal erzählt?* `:-)`
`Stella:` *wie wär's mit deiner irdischen schule?* `:-)`
`Stella:` *Jan oder von mir aus auch Freddy?*
`Spacebeing:` *Also Freddy war auf einem dieser Edel-Colleges. Du weißt schon.*
`Stella:` *also Freddys eltern waren schon reich gewesen?*
`Spacebeing:` *Eigentlich nicht.*
`Spacebeing:` *Jedenfalls betonte er später immer, dass er nichts als eine Ausbildung von zu Hause erhalten hätte.*
`Stella:` *was war er für ein schüler?*

Spacebeing: *Von sich selbst eingenommen, aber in keinem Fach überragend. Aber auch nirgends schlecht. Er wollte damals Schauspieler werden. Und dann entschied er sich doch für was Solides.*

Spacebeing erzählt ihr, dass an Freddys Schule üble Zustände geherrscht hätten. Ein paar pädagogisch völlig ungeeignete Lehrer hätten das ganze Klima versaut. Der Leistungsdruck sei so schrecklich gewesen, dass zu Freddys Schulzeit mehrere Schüler versucht hätten, sich umzubringen und einige es sogar geschafft hätten.

Stella: *schrecklich, dass kinder so etwas tun können.*
Spacebeing: *Nicht nur Kinder, eine vom Kollegium hatte es auch erwischt. Aber da war es gar nicht so sicher, dass es Selbstmord war.*
Stella: *sondern?*
Spacebeing: *Lass das „selbst" weg* :-)

Alle außer dem ermittelnden Polizisten glaubten, dass der Direktor seine Finger im Spiel gehabt hätte, also dass er sie ermordet hätte. Aber es hätte überhaupt keine richtige Ermittlung gegeben. Der Bulle und der Direktor, erzählte ihr Spacebeing, hätten ziemlich lange im Büro zusammengesessen. Einige Schüler hätten an der Tür gelauscht. Natürlich wünschten sie sich nichts sehnlicher, als dass man den Direktor abführen würde, denn für sie war er sowieso schuldig.

Man behauptete, dass sie sich mit einem Schüler eingelassen habe, aber das sei Blödsinn. Der Schüler hätte sie geschwängert, und dann hätte sie sich aus Verzweiflung die Klippen hinuntergestürzt, dort, wo sie besonders schroff und steil waren. Zu diesem Ergebnis war der ermittelnde Inspektor ziemlich schnell im Büro des Direktors gekommen. Aus dem Schlüsselloch war Zigarren- und Pfeifenrauch gequollen, und als der Inspektor mit roter Nase das Büro seines Golffreundes verlassen hatte, glaubten einige Schüler intensiven Weinausdünstungen gerochen zu haben.

Der Inspektor revidierte noch nicht einmal seine Meinung, als sich ergab, dass das ungeborene Kind nicht von dem Schüler gewesen sein konnte. Sein Freund der Direktor sei über alle Zweifel erhaben, warum sollte er von ihm eine Blutprobe nehmen lassen? Vielleicht sei ja alles auch nur ein dummer Unfall gewesen. Immerhin sei der Weg an den Klippen ja nicht ungefährlich, argumentierte er. Vielleicht habe sie auch jemand geschubst, munkelten die Schüler und hofften, dass sie ihren gehassten Direktor bald los wären.

Spacebeing: *und ihr Wunsch wurde bald erfüllt. Allerdings wanderte er nicht ins Gefängnis, sondern ins Ministerium.*
Stella: *Deine Schule war nicht zufällig in Deutschland?*
Spacebeing: *Du meinst Freddys?*
Stella: *Ist das nicht eh dieselbe?*

* * * * *

„Volare, …oh oh", hallte es in seinem Kopf, „…Nel blu dipinto di blu …Felice di stare lassu' ". Auch wenn es seiner Uhr nach erst knapp neunzig Minuten her war, seit seine Familie weggefahren war, fühlte Constantin sich, als sitze er schon seit Ewigkeiten auf der ovalen Steinmauer, die das unterste Becken des Brunnens umgibt. Verblasst und irreal, so als lägen schon Jahre dazwischen, wirkte seine Erinnerung. Wie er ihnen nachschaute vom Eingangsportal, wie er dann die Treppe herunterrannte auf die Straße, ihnen dort ein Stück hinterherlief, und immer winkte. Winkende Hände aus heruntergedrehten Scheiben. Cornelia als einzige immer noch dabei, als der Wagen in der Kurve verschwand, und sein Vater noch einmal hupte. Constantin ruderte immer noch wild mit seinen Armen durch die Luft, als ihr Wagen schon längst nicht mehr zu sehen war. Verzweifelte Bewegungen, so als könne er sie damit zurückhalten oder wieder herholen.

Die stärkste Besuchergruppe am Bad Trunninger Brunnen bilden natürlich die Tauben, die respektlos zu allen Jahreszeiten auf die Kunst kacken und im Sommer auch ab und zu einen Touristen treffen. Brunnen sind Magnete, die Menschen magisch anziehen. Hunderte Münzen aus aller Welt zeugen von all denen, die an die Magie des Wassers glauben. Kaum jemand steht am Brunnen, ohne dass bald die Hände das Wasser fühlen und viele tauchen sogar ihre Füße hinein. Er pflanze Oasen der Stille inmitten von Hektik und Lärm, sagt Salzinger über seine eigenen Werke. Laut gurgelndes und rauschendes Wasser schafft eine scheinbare Lautlosigkeit. Ein die Menschen beschirmendes weißes Rauschen erzeugten seine Wasser-Installationen, auch wenn sie physikalisch gesehen selbst Lärmquellen sind. Wasservorhänge — meist rund, wie auch die obere Schale des Dädalus Brunnens — entrücken das hinter ihm Liegende vom Betrachter, schaffen dadurch Neugierde und Spannung. Der gebündelte Wasserstrahl symbolisiert für Salzinger die Urkraft der Natur. Kräfte, die Leute wie Dädalus zu bändigen wissen, die aber dennoch immer wieder ihre Opfer fordern, wie die Figur seines Sohnes Ikarus mit ausgebreiteten Flügeln mahnt.

Constantin schaudert davor, den Platz auf der warmen Steinmauer zu verlassen und zu dem hinter ihm stehenden Gebäude zu gehen. Ein riesiges Gebäude, drohend, ein Hybrid zwischen Kaserne und Schloss. Mit seinen vergitterten Fenstern wirkte das Gebäude ein wenig wie ein Gefängnis. Auch wenn er sich nun auf der anderen Seite der Stahlstäbe befand, gab es keinen Zweifel: Er wäre ein Gefangener dieses Gebäudes für die nächsten Jahre. Eine Vorstellung, die ihn versteinerte, zu einer weiteren Figur am Bad Trunninger Brunnen werden ließ. Er wollte lieber noch draußen in der Sonne sitzen, — auch wenn diese immer häufiger hinter Wolken verschwand — als sein neues Zimmer genauer

zu erkunden, das nun sein neues Zuhause wäre, welches er mit all den anderen Kindern teilen musste. Was er sein Eigen nennen durfte, war nur das hässliche Bett, der Nachttisch mit der Tür, die immer klemmte und sich dann plötzlich mit einem lauten Klong öffnete, und ein schmaler Spind, in den noch nicht einmal alle seine Kleider passten.

Besser am Brunnen bleiben und in Gedanken so tun, als sei er einer der vielen Kurgäste oder Touristen. Am besten einer der Tagesausflügler. Einer der am Brunnen auf den Rest der Familie wartet, um dann mit ihnen nach Hause zu fahren.

So wie damals, als er noch fast ein Baby war. Sie waren Touristen unter Touristen, die in den Ferienmonaten den Brunnen ebenso zahlreich wie die Tauben bevölkern. Constantin auf dem Arm seiner Mutter, genau dort, wo er jetzt saß. Ein Foto, welches bewies, dass seine Mutter an diesem Sonntag überglücklich gewesen war. Von seinem Platz aus hatte sie dann wohl das andere Foto geschossen, das auf dem Constantin nur unter den Achselhöhlen von seinem Vater gehalten über dem Wasser schaukelte. Später, wenn sie gemeinsam — mit oder ohne Cornelia, aber meist ohne seinen Vater —- das Fotoalbum durchstöberten, hielt sie immer auf dieser Seite inne. Legte ihren Finger auf dieses Foto, tippte auf Gabriel und sagte mit einem melancholisch verklärten Lächeln: „Damals war dein Papa mächtig stolz auf dich gewesen! Weißt du was er gesagt hatte?" Natürlich wusste es Constantin. Es war so, als seien es eigene Erinnerungen. Er glaubte ihn damals sprechen zu hören, obwohl Constantins Vokabular zu jener Zeit kaum über die Du-du-du- und Da-da-da-Wörter hinausging. „Für den würde ich sogar darauf verzichten Ministerpräsident zu werden!", sagte dein Vater damals. Aber damals entbehrte die Vorstellung eines solch hohen Amtes noch fast jeder realen Grundlage. Er war noch ein fast unbekannter junger Politiker, auch wenn er nach seiner Wahl, vor allem in den Klatschspalten der Regenbogenpresse als jüngster Oberbürgermeister des ganzen Staates gefeiert worden war. Viele Journalisten prophezeiten ihm schon damals eine große Zukunft. Manchmal sagte seine Mutter noch, meist leiser, mehr für sich selbst als für die Kinder, dass sie ihm damals geglaubt hätte. Er habe es ehrlich gemeint.

Auch wenn seine Mutter es nicht für möglich gehalten hatte, denn er sei doch noch viel zu jung gewesen, um sich zu erinnern, gab es die Bilder in seinem Kopf: Er schwebt über dem glitzernden und funkelnden Wasser unter den Achselhöhlen von seinem Vater gehalten. Schwingend, hoch und runter. Er glucksste vor Vergnügen. Vor ihm sein strahlender Vater, in Jeans und weißem Polohemd. Seine Mutter auf dem Brunnenrand, in verwaschenen Bluejeans und weißem Jim-Morrison-T-Shirt. Ihr Mund weit geöffnet mit strahlend weißen Zähnen, und Constantin glaubt noch, das ihr eigene herzhafte, glucksende Lachen zu hören. Dann als sein Vater die kleinen rosa-roten Füßchen ins kalte Wasser tauchen ließ, hatte sie das Foto geschossen. Constantins Trunninger

Taufe.

Während Constantins Gefühle wehmütig in der Vergangenheit weilen, starrt er auf das hinter dem Varkopf sich entfaltende Naturschauspiel. Ein Gebirge aus Wasserdampf formierte sich. Schroffe, steile Felsen im Wettstreit miteinander, ebenso wie mit vereisten Gipfeln. Die Sonne schafft es nur noch selten, sich durch die Wolkenmassen Bahnen zu fressen.

Constantin nimmt lange Zeit nicht das Treiben um ihn am Brunnen wahr. Sieht nicht die junge Familie neben ihm. Er registriert nicht, wie die junge Mutter — ein dicklicher, burschikoser Typ, ganz anders als seine Mutter — ihr pausbäckiges Baby aus dem Buggy nimmt und mit einem Apfelbrei füttert: Löffel für Löffel. Zum Spiel lässt das Baby den Brei wieder aus dem Mund fließen und genießt es, wenn die Mutter geduldig mit Löffel und Lätzchen den Brei um Lippen und Kinn abstreift. Der Mund der Mutter immer in Bewegung, so als sei sie es, die den Löffel mit ihren Lippen abstreife. Sie zuckt zusammen, verkrampft sich, wenn das Baby den Löffel mal nicht so richtig erwischt. Wenn der Löffel leer ist, presst sie ihre Lippen zusammen, aber vergeblich denn in einem Strahl spuckt das Baby den Brei, sorgfältig gesammelt von mehreren Löffelladungen, in Richtung Constantin. Constantin irritiert das Kind, das es gewohnt ist, im Zentrum jeglichen Interesses zu stehen. Sein Nachbar wagt es, ihm keine Beachtung zu schenken. Dann, nach vollendetem Mahl, beseitigt sie sorgfältig mit dem Lätzchen die Spuren der Schlacht und schon rückt sie sich mit dem Kind auf dem Arm in Positur, bereit für das 376563. Madonnenbild mit Kindlein am Brunnen von Bad Trunningen. Hinter ihr gibt es sogar einen der übermütigen Väter, der sein Kind über das Wasser schwingt, während ein paar ältere Kurgäste dazu mit dem Kopf nicken und ihr „Ja, ja, genau wie unser Michael!" murmeln. Michael, Stefan, Lis, Hilde, Sascha oder was für ein Name auch immer.

An einen bestehenden Zustand können wir uns so gewöhnen, dass wir zum Beispiel an einem heißen Sommertag nicht mehr die Hitze und den Schweiß auf unserer Haut spüren, aber der zarteste Wind, der Abkühlung bringt, lässt einen aufmerken. Oder das leise rauschende und surrende Geräusch eines Ventilators, vielleicht in einem Büro oder in einem Restaurant. Wir hören es nicht hinter all den übrigen Geräuschen, aber dann plötzlich, wenn ihn jemand abschaltet, hinterlässt er eine Lücke, ein Wahrnehmungsloch, ein Vakuum. Uns wird bewusst, dass dieses Geräusch da gewesen war, uns möglicherweise sogar gestört hatte, trotz all dem anderen Lärm.

Die Familie mit dem Baby schien nicht existent für Constantin gewesen zu sein, solange sie am Brunnen war. Selbst als sie über den knirschenden Kiesweg in den Park verschwinden, nimmt er es nicht wahr, obwohl sie sich unterhalten und das Baby unaufhörlich nörgelt. Aber dann als er sie nicht mehr hört, entsteht das Wahrnehmungsloch neben ihm. Plötzlich sieht er sie vor sich, pummelig und klein, äußerlich so ganz anders als seine Mutter. Auch wenn im-

mer noch genügend Kinder am Brunnen schreien und grölen, und auch wenn kein technisches Gerät eine signifikante Senkung der allgemeinen Lautstärke hätte messen können, so kam es ihm dennoch plötzlich viel leiser vor. Eine Stille, die ihn aufhorchen ließ. Er hörte, trotz des ständigen Rauschens und Gurgelns des Brunnens, wie sich wieder jemand neben ihn setzt, eine Zeitung auspackt und darin zu blättern beginnt. Man empfindet den Brunnen als Ort der Stille, obwohl er lauter ist als andere Stellen des Parks. Aber es ist weißes Rauschen von Wasser, das die sporadischen Hup- und Quietschgeräusche der Stadt kontinuierlich schluckt. Aber auch seine Nase meldete ihm eine Änderung am Brunnen. Ein neuer Geruch, einer der ihm vertraut war, einer der ihn zurück in seine Kindheit führte. Das war der Duft, der seinen Raum erfüllte, wenn seine Mutter in sein Zimmer kam, bevor sie selbst ins Bett ging. Wenn sie kam, um zu sehen, dass mit ihm alles in Ordnung sei, und ob er auch richtig zugedeckt sei.

Lange Zeit schaute Constantin nicht zur Seite, denn solange er nicht nachschaute, seinen Kopf nicht drehte, konnte er träumen. Seine Mutter saß schweigend neben ihm und las eine Zeitschrift. Indem er vor sich hin starrte oder das Treiben der Wolken beobachtete, war das Internat nicht hinter ihm, nicht existent und seine Mutter konnte neben ihm sein. In ihren Augen loderte dann wieder das alte Feuer. Bloß nicht hinschauen, nicht wieder in diese dumpfen Augen schauen. Die Leute in den weißen Kitteln und Anzügen hatten ihren Blick getrübt. Sie hatten ihr Lachen gestohlen und diesen Schatten um ihre Augen gepflanzt, der von dort wie ein Geschwür ihren Körper ergriff. Aber wenn sie ihren Sohn sah, flackerten ihre Augen trotzdem immer wieder auf, wenn auch immer kürzer, wie eine Lampe mit Wackelkontakt. Eine, bei der man fürchten musste, dass sie bald ganz verlöschen könnte. Doch dann nach einer schier endlos lang wirkenden Zeit wagte er es, drehte seinen Kopf zur Seite. Nur ein kurzer flüchtiger Blick sollte es sein, aber das, was er dort sah, ließ ihn verharren. Ihn fesselten die dunklen funkelnden Augen seiner Mutter. Eigentlich nur ein Auge, denn das andere war hinter dem langen schwarzen Haar verschleiert. Fein gelockt, wie das Haar seiner Mutter. Aber die Nase, das war nicht die Nase seiner Mutter, denn auch wenn sie schmal und dünn war, so war die Spitze zu sehr nach oben gebogen, nicht die geradlinige Nase seiner Mutter. Aber dennoch war die Ähnlichkeit zu seiner Mutter frappierend. Wenn sie zu ihm gesagt hätte, dass sie eine Schwester seiner Mutter sei, eine die er noch nicht kannte, so hätte er es ohne jeden Zweifel geglaubt. Oder besser noch, wenn sie behauptet hätte, seine ältere Schwester zu sein. Plötzlich, als sie gewahr wurde, dass jemand sie permanent anstarrte, fuhr sie ihn barsch an:

— „Was glotzt du so?"

Constantin stammelt etwas Unverständliches, und sie fügt ebenso schroff noch ein „Was denn?" hinzu. Dann rollen Tränen seine Wangen hinunter, die

er erst gar nicht versuchte zu stoppen, denn jeder Versuch wäre eh gescheitert.

— „Du . . . ", fängt er an und stoppt sofort wieder.

Er duzt sie, dann korrigiert er sich und stammelt:

— „Ich meine, ich habe Sie . . . mit jemandem verwechselt . . . "

— „ Aber das ist doch kein Grund . . . ", sagte sie, aber nicht mehr so schroff wie vorher, beinahe versöhnlich.

— „Sie sehen jemandem so verdammt ähnlich, die ich . . . "

— „Ist ja okay!", brummelte sie, während sie wieder versuchte, sich in ihrer Illustrierten zurechtzufinden. Constantin starrte wieder auf die Wolkenfront hinter dem Varkopf, nun verschleiert vom kontinuierlichen Fluss seiner Tränen. Spürte sie es, dass er weinte? Konnte sie seine Traurigkeit fühlen?

Oben auf der obersten Brunnenschale, immer noch Ikarus mit ausgebreiteten Flügeln, Kopf nach oben gereckt, bereit zu seinem Flug ins Verderben. Man habe das Gefühl seine jugendliche Ungeduld zu spüren, schrieb Marc Reinecke in seiner viel zitierten Kunstkritik. Neben Ikarus auf dem Boden spielt sein Vater mit den Konstruktionsmodellen seiner berühmtesten Bauwerke, labyrinthische Tempel und prachtvolle Paläste. Dädalus, der Erfinder und Konstrukteur, zögert noch, scheint sich nicht lösen zu können, während sein Sohn leichtsinnig seinem Verderben entgegenfiebert.

Getragen wird die obere Brunnenschale von einem Dutzend Steinfiguren. In Salzingers Kunstwerk trägt nicht Atlas die Welt. Seine Götter sind ein Dutzend Kinder, Abbilder unserer Zeit, nicht hochstilisiert, ganz normal, dick, dünn, Brillenträger und so weiter, aber starke überproportional große Oberkörper, weil es die Konstruktion seines Brunnens so verlangte. Zu gewöhnlich, zu alltäglich und nicht schön genug für ein Kunstwerk seien seine steinernen Kinder. Überdimensionierte Schultern und schrecklich verzerrte Hände störten das ästhetische Empfinden der 100-Asa-Kodak und Instant-Polaroid Kritiker. Das seien keine Kinder, sondern kleine Herkulesse. Nicht Herkules, sondern Atlas, korrigiert sie Salzinger, der Schöpfer des Kunstwerkes. Jedes Kind ein Abbild des archaischen Titanen. Die Welt, — bei Salzinger verkörpert in der oberen Brunnenschale — ruht auf den Schultern der Kinder. Ihm sei es gelungen auf engstem Raum, den Eindruck unserer Welt zu schaffen, aber eine Scheibe, keine Kugel. Beim Betrachten habe man den Eindruck, Wälder, Berge und Städte mit Wolkenkratzern zu sehen.

Dieser Brunnen ist einer der Meilensteine in Salzingers Arbeiten, und die Kunstführer — zumindest solche, die unter Kunst mehr als Haute Cuisine und Champagner verstehen — widmen ihm meist mehrere Abschnitte, und ein Bild fehlt fast nie. Der Brunnen war innerhalb weniger Jahre zu einem Wahrzeichen von Bad Trunningen avanciert und hatte dabei die alte Klosterkirche von Platz eins der Sehenswürdigkeiten verdrängt. Die anfängliche Verachtung und Entrüstung der Bad Trunninger für dieses Werk wandelte sich schnell in eine Hassliebe und schließlich — auch wenn sie immer einen Rest von Entrüstung

kultivierten — in Stolz. Selbstverständlich trug natürlich auch die Tatsache, dass viele Menschen nicht nur wegen des berühmten Doms, sondern vor allem auch wegen des Brunnens die Stadt besuchten, zu diesem Stolz bei. Vor allem die Leute aus der Gastronomie hörten — wenn sie es auch nicht zugaben — ein verstärktes Klingeln in ihren Kassen nach der Errichtung des umstrittenen Kunstwerkes. Die Leute kommen, um sich zu entrüsten und sich dann, wie könnte es anders sein, den kulinarischen Genüssen zuzuwenden.

— „Die Bedeutung der Dädalus-und-Ikarus-Geschichte wird meist unterschätzt!", riss ihn plötzlich ihre Stimme aus seinen Betrachtungen des Kunstwerkes. „Früher oder später stürzen wir alle ab! ... Aber so wie's aussieht, sind das nicht die richtigen Weisheiten für dich zurzeit."

So wie es auch immer seine Mutter getan hatte, streift sie mit beiden Händen ihr im leichten Wind flatterndes Haar hinter die Ohren. Nun zeigt sie ihm ein offenes Lächeln, sodass sich hinter ihren wulstigen Lippen ihre Zähne zeigen.

— „Wie wär's mit einem Eis? Giacomo hat zwanzig Sorten!", sagte sie.

Ohne auf eine Antwort des völlig verdutzten Constantins zu warten, griff sie seine Hand und zieht ihn hinter sich her zur Eisdiele.

— „Ich bin übrigens die Doris!", sagte sie auf dem Weg zur Eisdiele.

„Bald geht's ab nach Sardinia!", und die Silben von Sardinia folgten flatternd der gegen Süden zeigenden Hand. Sie bemühte sich besonders große Kugeln für Constantin zu drehen.

— „Und die Eisdiele?", fragte Constantin, der die Antwort erahnte, aber nicht wahrhaben wollte.

— „Weiß du, alle Schüler lade ich nicht zu einem Eis ein!", sagte Doris, nachdem sie wieder zusammen am Brunnen saßen. Doris allerdings näher als zuvor.

— „Und warum gerade mich?"

Verstohlen schaute er sie an, verfing sich in ihren Locken wie in einem Spinnennetz.

Doris war es gewohnt, dass Männer ihr nachstarrten, aber bei Constantin war das etwas anderes. Er war zwar kein kleines Kind mehr, aber auch noch kein Mann. In seinen Augen glaubte sie noch kein sexuelles Verlangen zu finden. Seine Blicke verweilten nicht auf ihren Brüsten.

Sie hatte ihm ein Eis gekauft wegen seiner großen traurigen Augen, wegen seiner Tränen und vor allem, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte wegen ihrer anfänglichen Grobheit.

— „Hier am Brunnen ist der schönste Platz in ganz Bad Trunningen!", sagte sie.

Constantin nickte, obwohl er noch ein paar Minuten zuvor alles hässlich und schrecklich gefunden hatte. Vielleicht wäre er nun nicht mehr nur unter Fremden in einer ungewohnten Umgebung. Doris war ihm sympathisch. Er fühlte, dass sie für ihn Mutterersatz, aber auch Freundin sein konnte.

— „Immer wenn ich Zeit habe, und das Wetter entsprechend ist, gehe ich hierher!"

Auch er würde später, viel Zeit dort verbringen. Constantin würde den Brunnen vor allem genießen, wenn er dort alleine war, nicht, wenn es dort von Leuten wimmelte, was natürlich häufig der Fall war, denn der Brunnen ist ein beliebter Treffpunkt war. Dort wurde über Lehrer und Lehrerinnen hergezogen, dort wurde philosophiert und die Welt verändert; die Speakers' Corner von Bad Trunningen. Seine Lieblingsfantasie, die er sich im Laufe der Schulzeit immer mehr ausmalte, spielte auch am Brunnen: Er ein berühmter Mathematiker. Bekannt durch den „Satz von Colanik". Ihm wäre es gelungen, etwas zu beweisen, an dem sich andere fähige Mathematiker die Zähne ausgebissen hatten. Am Brunnenrand stünde er, lässig die Fragen eines imaginären Reporters erwartend.

— „Nun befinden wir uns im Bad Trunninger Park. Im Hintergrund das Internat und Kolleg, in dem Professor Colanik viele Jahre seiner Jugend verbrachte!"

Während der Ansage würde die Kamera langsam über den Park, die Internats- und die Schulgebäude schwenken, dann am Dom vorbei zum Brunnen. Constantin in Großaufnahme und dann die Frage, auf die er wartete:

— „Wenn Sie an Ihre Schulzeit zurückdenken, was empfinden Sie dann?"

Dann würde er deutlich und klar in das vorgehaltene Mikrofon sagen:

— „Bitterkeit!"

— „Aber war es denn nicht so, dass in dieser Schule der Grundstock für Ihre mathematische Laufbahn gelegt wurde?"

Er genoss in Gedanken Variationen für eine mögliche Antwort zu formulieren und malte sich jedes Mal die entsetzten Gesichter von Rex und Frau Dr. Braitmeyer und vielen anderen Lehrern aus. Am liebsten wäre es ihm sogar, wenn sie bei einem solchen Interview direkt neben ihm am Brunnen stünden, sich in der Kamera suhlend und blind vor Arroganz und Überheblichkeit.

— „Sagen wir es so: Dieser Schule ist es nicht gelungen, meinen Grundstock zu zerbrechen!"

Wenn er sich einmal nach etwas zurücksehnen würde, dann wäre es der Brunnen. Zu träumen von den Träumen, zurückzukehren zu den glücklichen Momenten. Erlebt oder erträumt, wo war in der Zukunft der Unterschied? Wo immer er einen dieser künstlichen Pseudoquellen finden würde, würde er, wann immer es möglich wäre, Schuhe und Strümpfe abstreifen, um durch Wasser und seine Erinnerung zu waten. Aber die Magie würde nicht immer funktionieren. Häufig würde es nur beim reinen Wassertreten bleiben und die Phantome der Vergangenheit würden nicht erscheinen. Die Gegenwart würde nicht weichen; Leute mit Einkaufstaschen, eine neue Generation von Schulkindern, immer noch die gleichen Touristen, vielleicht aus anderen Ländern, modernere Kameras, zum Aufzeichnen von bewegten oder unbewegten Bildern, mit und

ohne Ton, aber die gleichen Menschen.

Constantin erschrak, wie sie plötzlich so abwesend wirkte, wie ihre Augen, ohne fokussiert zu sein, in Richtung Park starrten. Während er darüber nachgrübelte, ob er vielleicht besser nicht gefragt hätte, oder was an seiner Frage falsch gewesen sein könnte, schaute sie ihn wieder an.

Sie habe ihn vorhin schon am Portal gesehen, wie er seinen Eltern nachgeschaut habe. Auf Constantins Lippen war ein kurzes Beben, der unterdrückte Versuch, sie darüber aufzuklären, dass Monika nicht seine Mutter sei, aber er schwieg und lauschte. Er habe so unendlich traurig ausgesehen. So habe sie damals auch wohl ausgeschaut. Sie wisse natürlich nicht, ob er freiwillig oder gezwungen im Internat sei. Es gäbe beide Sorten. Da seien die, die freiwillig und oft sogar aus eigenem Antrieb kämen, für die ginge ein Wunsch in Erfüllung, aber da waren leider auch allzu viele, die gegen ihren Willen hier landeten.

— „Bei mir war es etwas anderes. Ich war so ein Zwitter zwischen diesen beiden Extremen. Da war immer der sanfte Druck meiner Eltern. Es wäre besser für mich, denn auf dem Gymnasium unserer Stadt würde ich das Abitur nie machen. Aber ich wollte auch selbst gerne hierher kommen. Natürlich war ich viel jünger als du jetzt. Aber dann stand ich wie du, wie ein Häufchen Elend im Park und habe geheult. Ich dachte, dass ich bald austrocknen müsste, so sind meine Tränen gelaufen. Dann würde ich zusammenbrechen, und sie würden mich wieder nach Hause bringen, stellte ich mir vor."

— „Deine Eltern hätten dich doch wieder vom Internat herunternehmen können?", hatte Constantin sie gefragt, denn das war es, was er für sich hoffte.

— „Warum? Ich hatte ihnen ja noch nicht einmal von meiner großen Trauer erzählt."

— „Ich glaube, ich werde das hier nicht aushalten!", sagte Constantin und ein paar Tränen liefen seine Wangen runter.

— „Doch, doch!", tröstete sie ihn, „warte erst mal ab. Mir ging es später auch besser! Irgendwann war ich sogar stolz darauf an dieser Schule zu sein."

— „Das wird mir nie passieren!"

— „Schau mal, ich bin hierher sogar freiwillig zurückgekommen, um als Erzieherin anzufangen. Und ich würde alles tun, um hier bleiben zu können."

— „Alles?"

— „Sagt man so, aber ich weiß nicht, was ich machen würde, wenn ich hier weg müsste."

Beide schwiegen, und sie spielte mit ihrer Illustrierten in den Händen, so als wäre sie ungeduldig weiterzulesen.

— „Hast du schon ein paar Mitschüler kennengelernt?", fragte sie ihn plötzlich.

— „Ja, Johannes, der hat sein Bett direkt neben mir. Der scheint nett zu sein. Und Tilo . . . "

Ihre Antipathie gegenüber Tilo war offensichtlich. Ihre Augen waren nur noch kleine Spalte, um ihre Mundwinkel zuckte es, und eine Wange hob sich fast bis zum Auge.

— „Tilo ist komisch. Als er hörte, dass mein Vater Gabriel Colanik sei, sagte der 'Politiker sind alle korrupt! Sagt mein Vater immer.' Johannes scheint Tilo nicht sonderlich zu mögen, denn er sagte sofort, 'Dein Vater muss es wissen! Ohne Leute wie ihn gäb es schließlich keine korrumpierten Politiker.' "

— „Tilo hätten sie schon vor langem von der Schule verweisen sollen. Bei anderen hätten sie nicht lange gefackelt. Aber Tilo ist tabu, denn seinem Vater gehört schließlich die Schule."

— „Ich dachte immer, sie würde dem Orden . . . "

— „Offiziell, ja. Aber ohne Brandners Geld sähe es hier anders aus!"

— „Wie heißt der?", fragte Constantin.

Die respektvolle Verachtung, die Doris dem Träger des Namens zollte, ließ ihn glauben, dass es sich um den gleichen Brandner handeln musste, vor dem damals seine Mutter seinen Vater gewarnt hatte. Den Namen hatte er nicht vergessen, obwohl er damals noch ein kleines Kind war, denn er klang so nach Feuer und Gefahr. Im Bett, im Streulicht des Flurs, lauschte er der Diskussion seiner Eltern. Sein Vater beteuerte ständig, dass es doch ein seriöser Geschäftsmann sei, aber seine Mutter — und daran erinnert er sich noch genau — sagte: „Solche Leute sind nie seriös. Brandner ist ein Gangster!" Aber dies entsprach natürlich nicht dem damaligen Bild von Brandner. Damals galt er als das deutsche Pendant zur beliebten amerikanischen Legende: Vom Tellerwäscher zum Millionär. Hochgearbeitet hatte er sich, wie er bei jeder Gelegenheit stolz verkündet, von ganz unten, durch die Arbeit seiner Hände. Tellerwäscher als Schüler, allerdings — und dies verschweigt er — nur ein paar Wochen in den Schulferien im Restaurant seines Onkels. Danach Lehre als Bauzeichner, und das wäre er auch wohl geblieben mit seiner Hände Arbeit, wenn er nicht seine Flurina getroffen hätte. Jüngster Spross einer uralten Schweizer Aristokratenfamilie. Eine Familie, in der Doktor- und Professorenwürden erblich schienen. Wenn sie einen Orang-Utan zum Mann genommen hätte, wäre ihre Familie nicht entsetzter gewesen. Ein Mann ohne jegliche Bildung und dazu noch mittellos. Mit einem üppigen Startkapital von Flurinas Familie gründete er dann zur rechten Zeit eine Straßenbaufirma in der Schweiz. Auch nachdem er auf einer teuren Privatschule zum Ingenieur geworden war, rümpften seine neuen Verwandten dennoch ihre so gebildeten Nasen, wenn sie merkten, dass er immer noch manchen griechischen Philosophen mit einer ansteckenden Krankheit verwechselte. Mit seiner Hände Arbeit und mit den Beziehungen seines Schwiegervaters, — denn dieser war schließlich Bundesrat gewesen, — durchlöcherte er die Schweizer Berge wie Käse, spannte Brücken über Täler und Lawinenüberbauungen. Kein Berg der Welt konnte bald seiner Hände Arbeit widerstehen.

— „Papi, können Gangster auch zu uns nach Hause kommen?", fragte Constantin.

Sein Vater war zu ihm gekommen, strich ihm über die Haare und küsste ihn auf die Stirn.

— „Schlaf gut, mein Prinz! Hier bist du sicher!"

— „Auch vor dem Brandner?"

— „Ja! Außerdem ist das ein ganz netter Mann! Mama kennt ihn nur nicht richtig!"

Rex betonte es immer wieder, dass es eine große Ehre für ihr Internat sei, dass die Familie Brandner für ihren Sohn ihr Internat ausgewählt hatte, obwohl es doch gerade in der Schweiz große Konkurrenz gab. Besonders stolz war Rex jedoch auf die zahllosen Einladungen: Skiurlaube in St. Moritz und in Davos. Verlängerte Wochenenden im Mai und Juni in der Hütte — Brandners verniedlichende Bezeichnung für die Luxusvilla, die über den Wassern des Vierwaldstättersees thronte.

Ob er schon die neue Sporthalle gesehen habe, fragte Doris Constantin. Ein Geschenk der Familie an das Internat. Die sei so groß, dass manche Stadt neidisch wäre. Natürlich wolle Rex nicht freiwillig diesen Geldhahn zudrehen.

— „Tilo tyrannisiert alle anderen. Er weiß halt, dass ihm wenig passieren kann."

— „Und Johannes?"

— „Johannes ist ganz anders, der tut niemandem was zuleide. Da muss ich eher aufpassen, dass ihm nichts passiert. Ein einfühlsamer Mensch mit einer unglaublichen Phantasie. Johannes ist ein Vulkan voller Geschichten, die immer wieder wie Feuer und Lava aus ihm herausbersten. Selbst Tilo hält sich dann häufig mit seinem Spott zurück."

* * * * *

Nur mal reinhören habe er wollen, aber dann habe er nicht mehr aufhören können, wie so oft bei dieser Oper. Obwohl sie gar nicht verabredet waren, entschuldigte er sich, dass sie solange auf ihn habe warten müssen. Bis dahin war Spacebeing fast immer online gewesen, wenn sie sich einloggte, selbst spät abends oder früh am Morgen und sie wunderte sich, wann er schlief oder arbeitete.

`Spacebeing:` *Porgy and Bess das ist auch Blues und Jazz. Zwar eine Oper, aber ein Kunstwerk der eigenen Sorte.*

`Stella:` *also ich höre gerne jazz, blues, opern, aber alles zu seiner zeit. das ist keine oper, das ist ein potpourri*

Sie als Musiklehrerin hätte ihm nun sagen müssen, was nach der Theorie eine richtige Oper ausmacht, aber er überraschte sie. Dieses Werk vereinige doch perfekt Vokal- und Orchestermusik, strotze vor musikalischen Ideen, habe eine aufschlussreiche Ouvertüre, habe kunstvoll gestaltete musikalische Hinleitungen zu den einzelnen Arien und Rezitativen. Die Handlung sei dramaturgisch straff gestaltet und zeige nachvollziehbare tiefe menschliche Regungen.

`Spacebeing:` *denen die es als Oper ablehnen fehlen die strahlenden Helden, die Siegfrieds, die Tannhäuser, oder auch die Giovannis mit denen sie sich absurderweise gerne identifizieren. Aber Porgy? Ein Bettler und noch dazu ein Krüppel? . . . Könntest du so einen lieben?*

`Stella:` *warum nicht?*

`Spacebeing:` *Nein, ich meine richtig. In Wirklichkeit. Ein Mann im Rollstuhl, muss noch nicht einmal ein Bettler sein.*

`Spacebeing:` *Sag jetzt nicht einfach ja. Ich würde es eh nicht glauben.*

`Stella:` *es kommt auf den menschen an, nicht auf das äußere*

Auf das Wesen tief im Inneren, darauf sollte es nur ankommen und auf sonst nichts, hatte er ihr in einer E-Mail geschrieben, nachdem sie ihn nach seiner wahren Identität gefragt hatte. Namen seien Schall und Rauch, hatte er geschrieben. Genauso wenig, wie es zum Beispiel darauf ankäme, ob er eine dicke oder dünne Nase hätte.

Nein, es stimmt nicht. Namen sind mehr als Worte. Was wäre, wenn ich zum Beispiel sagte: „Mein Name ist Jan Weis!". Wäre ich dann nicht einer von vielen, von den Müllers, den Schmitts und so weiter? Was, wenn ich zum Beispiel sagte, dass ich 33 Jahre alt bin. Dann tust du mich vielleicht als zu alt für dich ab, oder unterstellst mir die Denkweise und Gewohnheiten anderer, die genauso alt sind und ich, mein wahres Wesen bleibt auf der Strecke. Oder wenn ich dir sagte, dass ich Diplom-Physiker bin, und in der Softwareentwicklung eines großen Automobilkonzerns arbeite. Klingt nicht sehr romantisch? Und riecht nicht nach Abenteuer? Vielleicht bin ich ja sogar verheiratet und habe Kinder, wer weiß? Gut, und woher kommt der ganze Quatsch — Geraffele nennst du es — vom Außerirdischen? Natürlich, in meiner Freizeit stopfe ich Science-Fiction in mich hinein.

Also, so möchtest du mich gerne sehen? Oder wohl eher nicht? Du wirfst mir vor, dass ich Freddy und alles nur erfunden habe, um mich interessanter zu machen. Aber ich frage dich nochmals, wäre dir ein langweiliger Ingenieur, der seine Freizeit auf dem Sofa verbringt und Science-Fiction-Hefte verschlingt, lieber? Hättest du dir dann überhaupt die Mühe gemacht, mir E-Mails zu schreiben. Dann wär's mir doch so gegangen wie vielen anderen, du hättest nie Kenntnis von mir genommen. Vielleicht hättest du mich „irgendwie nett" gefunden, aber dennoch nicht der Mühe wert, einen Kontakt aufrechtzuerhalten, nicht interessant genug.

`Spacebeing:` *Bess liebt ihn, aber sie ist ja selbst eine Außenseiterin, eine Drogenabhängige, die gerade clean ist, eine Hure. Aber stell dir vor, sie wäre eine ganz normale Frau. Büroangestellte oder so.*

`Stella:` *oder eine Lehrerin, wie ich* `:-)`

* * * * *

Während Napoleons Herrschaft der Hundert Tage wählten die Einwohner von Bourg-la-Reine Nicolas-Gabriel Galois zu ihrem Bürgermeister. Sein Ansehen war so groß, dass er auch unter Ludwig XVIII. vom Innenminister in seinem Amt bestätigt wurde, obwohl er als Liberaler galt. Ein weiterer Beleg für seine große Beliebtheit ist eine nach ihm benannte Straße, nämlich die Avenue Galois.

* * * * *

Schweigend zuhören zu können, um zu verstehen, sei eine Tugend, hatte Constantin einmal zu Stella gesagt. Bei der Musik sei dies unumstritten, und dennoch würden Musiker allzu häufig mit ihren Darbietungen zur reinen Geräuschkulisse degradiert. Aber Constantin meinte auch oder vor allem das Zwiegespräch und die Diskussion. Schweigend Philosoph zu bleiben; schon in der Schule sei ihnen „si tacuisses, philosophus mansisses" eingebläut worden, aber in den meisten Fällen wohl ohne sichtbaren oder besser hörbaren Erfolg. Fast zweieinhalb Tausend Jahre habe die Menschheit Zeit gehabt, sich dieses Zitat zu verinnerlichen, aber es sei, als hätte Boethius es nie geschrieben.

— „Warum ins alte Rom gehen, wir haben's ja auch: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!", hatte Stella zu Constantin gesagt.

Stella war klar, dass Constantin mit seiner Kritik vor allem seinen Vater im Visier hatte. Einer der Politiker, die Fragen schon beantworteten, bevor sie überhaupt gestellt waren, oder anders formuliert, die alle Fragen unverzüglich beantworteten, ohne lange nachzudenken, und oft ohne überhaupt nachzudenken. Sie geben Antworten auf Fragen, die nie gestellt wurden und vielleicht auch nie gestellt worden wären, und lassen diejenigen unbeantwortet, welche die Menschen wirklich bewegen. Es war eine Aktivität, die bei seinem Vater und seinesgleichen meist vom Unterbewusstsein übernommen werde. Politiker beherrschten das, was die Priesterinnen und Priester an den alten Orakelstätten beherrscht hätten: Ihre Aussprüche sind selten völlig falsch, aber so schwammig und vage, dass sie auch zu nichts nütze sind.

Fragen dienten für solche Menschen als Sprungbretter, um in das einzutauchen, was sie selbst bewege, nicht in das, was den Fragesteller interessiere. Logischerweise sei die eigentliche Frage zweitrangig. Einen solchen Menschen

nach der Uhrzeit zu fragen, sei Zeitverschwendung. Da sei eine Sonnenuhr bei Nacht präziser. Man fragt nach der Zeit und erhält einen Vortrag über eine neu zu gestaltende Arbeitszeitordnung.

— „Politiker wollen überhaupt keine Antworten liefern! Sie wollen Fragen abwehren und neue unangenehmere, kritischere erst gar nicht entstehen lassen.", sagte Constantin.

— „Ist das nicht eine Eigenschaft aller Menschen?", fragte Stella.

So wie Constantin seinen Vater geschildert hatte, war Gabriel Colanik auch zu Hause Politiker. Seine Familie war für ihn nur eine andere Form von Öffentlichkeit, in der er sich profilieren musste, die er überzeugen musste. Also galt es auch dort, keine Fragen aufkommen zu lassen, sondern gleich im Keim mit seinen Rhetorikkünsten zu ersticken.

— „Aber in der Wissenschaft ist es anders!", sagte Constantin, „Ein Wissenschaftler ohne Fragen ist keiner! Eine Frage steht am Anfang jeder großen Erfindung oder Entdeckung. Forschen heißt aber auch darauf lauschen, wie andere das Eigene beurteilen. So korrigiert man Fehler, verhindert, dass man in einer Sackgasse landet! Lauschend Wege zur Beantwortung der eigenen Fragen finden!"

— „Ist es wirklich so, oder sollte es so sein?", fragte Stella.

— „Sonst hätte es keinen Fortschritt gegeben. Aber es gibt natürlich auch in der Wissenschaft schwarze Schafe!"

— „Du bist ein wunderbarer Junge, denn du kannst etwas, was die meisten nicht können: zuhören!", hatte Doris einmal zu Constantin gesagt. Kein Wunder, denn was blieb ihm denn anderes bei seinem Vater übrig.

Sein Schweigen hatte die Seelenverwandtschaft besiegelt, die sie zu sehen glaubte. Instinktiv habe er gespürt, dass er den Gleichklang nicht stören dürfe. Damals vor Giacomos Eisdiele, während der Wind die Blätter über den Platz fegte. Bräunliche Blätter aber noch mit viel Grün drin, denn die Herbststürme hatten schon früh begonnen und waren außerordentlich heftig gewesen. Constantin hatte Doris nicht gesagt, dass zwischen ihr und ihm ein wesentlicher Unterschied bestehe: Sie hatte sich gewünscht, ein Internat zu besuchen, ihn hatte man gezwungen, hatte ihn abgeschoben. Ihre Tränen waren für ein glückliches Zuhause gekullert, was sie plötzlich vermisste oder vielleicht zu verlieren befürchtete, obwohl sie wusste oder wissen musste, dass diese Angst unbegründet war.

— „Weißt du, Stephanie, damals auf der Treppe am Portal war mir klar geworden, dass ich kaum mehr was zu verlieren hatte. Mein Zuhause war weg, nicht erst an diesem Tag, schon lange vorher. Nicht nur meine Mutter, sondern ich hatte auch meinen Vater verloren. Aber nicht nur an Monika. Die Politik hatte ihn uns genommen, langsam und schleichend. Oder war es seine Geltungssucht? Er konnte sich nie bescheiden mit dem, was er erreicht hatte. Mehr, weiter, höher!", sagte Constantin zu Stella, noch ziemlich am Anfang

eines langen Telefonats.

Bei Stella brauchte Constantin nicht zu schweigen. Im Gegenteil, sie ermunterte ihn ständig zu reden. Sie wollte mehr wissen über ihn, vor allem über seine Mutter und ihr Verhältnis zu seinem Vater. Etwas Schreckliches musste seiner Mutter widerfahren sein, aber lange Zeit traute sich Stella nicht zu fragen. War Monika Teil dieser Katastrophe, oder kam sie erst später?

Ein heißer Tag, einer der Sorte, die sich Menschen an kühlen und verregneten Sommertagen herbeisehnen, und dann, wenn sie da sind über die Hitze jammern. Stella nicht, denn sie mag es heiß, selbst wenn es schwül ist. Sie liegt im Liegestuhl in der prallen Sonne, nackt, denn niemand konnte diesen Teil ihrer Dachterrasse einsehen, außer den Leuten, die in den Hochhäusern in ein paar Hundert Meter Entfernung wohnten und arbeiteten, aber die müssten dann schon ein Fernglas nehmen, um sich zu entrüsten. Ihre Augen waren unter ihrer Sonnenbrille geschlossen und sie lauschte Constantins Stimme.

In ihrer Fantasie folgte Stella ihm dann auf den großen freien Platz vor dem großen roten Rathaus aus dem 15. Jahrhundert, das sie noch nie gesehen hatte, in der Stadt, in der sie noch nie gewesen war. Mit ihm baute sie davor wieder eine Tribüne, auf der auch die städtische Musikkapelle Platz hatte. Um die Tribüne ließ sie wieder eine Menschentraube wachsen, — Leute, die sich vor mehr als drei Jahrzehnten dort versammelt hatten, um ihren neuen Oberbürgermeister zu sehen — und positionierte sich mittendrin, als Gast aus der Zukunft. Nein, nicht mittendrin, sie hatte ein Plätzchen gefunden, wo sie besser alles überblicken konnte.

Ein heißer Sommertag, sowohl in ihrer Vorstellung als auch in Wirklichkeit. Sie liegt immer noch schwitzend im Liegestuhl auf der Dachterrasse und Constantins Stimme an ihrem linken Ohr. Mit geschlossenen Augen stellte sie sich vor, wie sie ungeduldig mit all den anderen Menschen und mit Constantins zukünftiger Mutter auf Gabriel Colanik wartete, während die Stadtkapelle mit ihren Bigbandstücken für Kurzweile und die nötige Atmosphäre sorgt. Stella stellt es sich vor wie bei einem Popkonzert: Die Vorgruppe spielt, niemand hört richtig zu und alle warten ungeduldig auf den Star, Jim Morrison. Junge Mädchen, die ganz wild darauf sind, möglichst nahe bei ihrem Idol zu sein. So hatte sie sich Constantins Beschreibungen ausgeschmückt. Ganz vorne steht eine junge hübsche Frau. Nicht in ihren normalen Uniform, also nicht in Jeans und T-Shirt. Natürlich erschien sie zu diesem Anlass auch nicht in einem ihrer Minikleider, die damals immer noch sehr ungewohnt waren. Sie erschien in einem neuen Kleid, knielang, und einem roten Hut, unter dem ihre schwarzen gelockten Haare hervorquollen. Eine wohlgeformte, dünne Hakennase zwischen zwei dunklen, nahezu schwarzen Augen. Ihr Blick wandert unruhig zwischen dem Eingang des Rathauses und dem Aufgang der Bühne hin und her. Sie ist aufgeregt und wischt immer wieder ihre verschwitzten Hände an ihrem funkelnagelneuen Kleid ab, denn sie will ihm keinesfalls eine feuchte Hand reichen,

wenn sie ihm die Blumen überreichen würde. Falls er ihr überhaupt die Hand schütteln würde, vielleicht würde er ihr ja auch nur die Blumen abnehmen und sich bedanken. Und wenn er ihr ein Küsschen gäbe? War das nicht immer so? Die Vorstellung verursachte ein Ziehen und Krampfen in ihrem Magen.

Dann plötzlich ist das Warten vorbei. Die Tore des Rathauses öffnen sich. Heraus quellen die Honoratioren der Stadt, alte Männer in silbernem Haar oder Glatzen in zeitlosen dunklen Anzügen, schneeweißen Hemden und trotz Hitze Krawatte. Alle mit ernsten Gesichtern oder verhaltenem Lächeln, um die Würde des Augenblickes, aber vor allem die eigene Bedeutung zu unterstreichen. Dann endlich taucht er auf zwischen weiteren noch bedeutenderen Würdenträger, die in narzisstischer Selbstgefälligkeit für ihr Spiegelbild in der Presse lächeln. Auch Constantins zukünftiger Vater steckt in einem dunklen Anzug, aber dennoch wirkt er anders. Ein blendend aussehender junger Mann, noch voller Elan. Er schaute in die Menge, und man spürte, dass er noch Menschen auf der Suche nach Menschen und nach Claqueuren ist. Das war der junge Mann, der Constantins Mutter so vertraut schien. Von Weitem hatte sie ihn schon ein paarmal in Jeans und T-Shirt gesehen.

Von seiner Rede bekam sie nichts mit. Ihre Ohren rauschten und in Gedanken probte sie nur, wie sie vor all den Leuten auf die Bühne gehen würde, wenn er fertig wäre, und ihm die Blumen überreichen würde. Trüge er eine dick gesteppte Lederjacke, dann wäre es genau wie auf ihrem Poster. Jim Morrison auf der Bühne, sein Mund ganz nahe am Mikrofon, haucht seine apokalyptischen Obszönitäten in die Membranen. Seine beiden Hände fest und sinnlich um Mikrofon und Galgen und immer schauen sie seine melancholischen Augen an. Deutschlands erster Oberbürgermeister der Hippiebewegung so hatten die großen Zeitungen Gabriel Colanik tituliert. Er, und er meinte sich selbst, verdanke sein Leben Jim Morrison, hatte Constantin ihr lachend anvertraut. Jim Morrison und der glücklichen Fügung, dass seine Mutter glaubte eine frappierende Ähnlichkeit zwischen ihrem Idol und Gabriel zu sehen. Allerdings könne auch er gewisse Ähnlichkeiten nicht abstreiten, sagte Constantin zu Stella. Wenn sein Vater die Gitarre nähme, was allerdings nur noch recht selten der Fall sei, dann könnte man glauben Jim Morrison selbst zu hören.

Die Furcht und die Anspannung vor dem Abitur war nach bestandener Prüfung von einer tiefen Leere und Melancholie abgelöst worden. Stundenlang konnte sie in dieser Zeit auf ihrer Bettcouch liegen und über ihr Leben brüten, während ihre Lautsprecher dröhnten. Die Doors vor allem. Der Gesang, die Stimme von Jim Morrison war es, was sie faszinierte. Auch wenn sie nicht alles, nicht jedes Wort verstand, so spürte sie dennoch die Schwermut, die ihre postabituriale Depression ideal widerzuspiegeln schien.

,,Riders on the storm
into this house we’re born

into this world we're thrown
Like a dog without a bone "

Stella konnte sich vorstellen, wenn sie an ihre eigene Mutter dachte, wie Annes Mutter lamentiert haben musste, dass es Zeit sei, wieder etwas Sinnvolles zu tun. Gott-sei-dank begänne das Studium bald, so dass sie nicht mehr auf dumme Gedanken käme.

„ Girl you gotta love your man.
Take him by the hand;
make him understand.
The world on you depends, our life will never end.
Gotta love your man."

Dann reichte Anne ihm ihre Hand, übergab ihm die Blumen unter dem Applaus der Menge und den Blitzen der Fotografen. Eine Göttin sei aus der Menge zu ihm gekommen, sagte Gabriel Colanik später immer bei Familienfesten. Liebe auf den ersten Blick.

„There's a killer on the road,
his brain is squirming like a toad.
Take a long holiday let your childern play
if you give this man a ride sweet family will die,"

— „Das hätte ich nie gekonnt. Das macht einfach den Politiker aus. Blitzschnell handeln zu können. Ich hätte sie gesehen und später von ihr geträumt und mich geärgert, nicht die Initiative ergriffen zu haben. Aber mein Vater ... stell' dir vor ... hätte ich mich nie getraut ... vor all den Leuten ... er konnte doch nicht wissen, wie sie reagiert ... oder machte ihn der Blick in ihre Augen so sicher ... mitten auf der Bühne, als er die Blumen übernimmt, beugt er sich zu ihr herunter, ... meine Mutter war fast genauso groß wie mein Vater, aber sie und er sprachen immer davon, dass er sich zu ihr herunter beugte, ... dann gibt er ihr einen Kuss auf die Wange und flüstert ihr zu: 'Ruf mich an, ich muss dich wiedersehen!' "

Wartete er dann ungeduldig auf ihren Anruf, wenn er an dem riesigen Eichenschreibtisch wie Dutzende von Vorgängern die Geschicke der Stadt leitete. Pochte bei jedem Klingeln des Telefons — und das war sicherlich nicht selten — sein Herz, dachte Stella.

— „Damals habe ich deinen Papa ganz schön schmoren lassen!", hatte Anne Jahre später einmal lachend zu Constantin gesagt.

Aber in Wirklichkeit traute sie sich nicht, ihn anzurufen, aber das hatte sie ihm nie eingestanden. Manchmal glaubte sie sogar, dass er gar nichts zu ihr gesagt hatte, als sie ihm die Blumen überreichte. Je mehr Zeit verstrich, desto

wahrscheinlicher wurde es ihr, dass sie es sich nur einbildete. Für Anne schien er genauso unerreichbar wie ihr totes Idol Jim Morrison und ohne ein Wunder würde sie nie mit Gabriel zusammen kommen können.

Einige Wochen später kam es dann zu dem, was Anne später als Wunder bezeichnete, und er, — denn er musste ja auch Rücksicht auf den areligösen Teil seiner Wählerschaft nehmen — als glückliche Fügung des Schicksals. Es war Anfang Juli 1971. Im Auto, auf dem Weg zu den Verkaufspalästen in der Innenstadt, hörte sie im Radio, dass Jim Morrison in Paris gestorben war. Danach spielten sie ein paar Titel der Doors, und die Nachricht versetzte sie in eine tiefe Melancholie.

Der gemeinsame Jagdzug von Mutter und Tochter nach Textilien und Schuhen durch Kaufhäuser und Boutiquen war äußerst erfolgreich gewesen, denn in ihren vier Händen schnitt das Plastik der prallgefüllten Taschen mit den erworbenen Beutestücken in ihre Haut, als sie langsam in Richtung Auto schlürften. Dann im Angesicht des Bratwurststandes meldete sich Annes Hunger, trotz aller Melancholie. Aber, auch wenn die Würste ihren Hunger geweckt hatten, sollte es nun eine Pizza sein, und zwar eine aus der Pizzeria Palermo, der besten der Stadt. Außerdem wäre es eine weitere Abwechslung, denn sie wollte nicht alleine zu Hause mit den Postern von Jim Morrison sein. Aber da war auch so ein vages Versprechen oder eine Hoffnung in ihren Gedanken, dass etwas Besonderes sie dort erwartete. Aber dieses Gefühl hatte sie schon öfter getrogen, warum sollte es diesmal stimmen? „Nimm's wie es kommt!", hörte sie Morrison singen, „Zeit zum Gehen, Zeit zum Laufen, Zeit um deine Pfeile zur Sonne zu richten!"

Zur gleichen Zeit langweilte sich Gabriel Colanik in seinem Büro, obwohl sich auf seinem Schreibtisch die Schriftstücke türmten, die auf seine Bearbeitung warteten. Aber dies war eine Arbeit, die er noch nie mochte, und an diesem Tag fühlte er sich in der gänzlich falschen Stimmung. Eigentlich wäre er jetzt mit Vertretern der französischen Partnerstadt unterwegs, aber sie hatten morgens kurz entschlossen das Besuchsprogramm umgestellt. In Anbetracht des schönen Wetters und der schlechten Aussichten für die nächsten Tage war die Burgbesichtigung mit anschließender Bootsfahrt vorgezogen worden. Wegen wichtiger Termine nachmittags konnte er jedoch daran nicht teilnehmen. Bis drei hatte er jedoch keine Termine, denn Gaby hatte ihm den Morgen für die Gäste aus Frankreich freigehalten. Normalerweise aß er nichts zu Mittag, oder höchstens eine Brezel oder so was, aber an diesem Tag war er darauf eingestellt, essen zu gehen. Sein Magen hielt sich streng an die Agenda, die noch bis 8.30 Uhr gegolten hatte und nach der wäre er jetzt auf dem Weg zum Burgkeller. Als dann noch Gaby reinkam und sagte, dass sie richtig Lust hätte essen zu gehen, war plötzlich alles klar. Also, sie solle ihm eine gute Pizzeria nennen, und er lade sie dorthin ein. Aber was würden denn die Leute sagen, wandte sie ein.

— „Die sagen: ‘Schau der OB geht mit seiner Sekretärin essen!’ ”

— „Was starrst du denn so zur Türe . . . ”, sagte Annes Mutter plötzlich „. . . ”

Das ganze Lokal musterte gebannt die Eintretenden. Alle außer ihrer Mutter erkannten ihn. Plötzlich hätte Anne sich am liebsten ganz klein gemacht, hätte sich gerne unsichtbar gemacht. Warum wollte sie überhaupt ins Palermo? Was, wenn er so tun würde als sähe er sie nicht?

— „Ist das seine Frau?”, hörte sie jemand am Nachbartisch flüstern.

Eine Frage, die sie selbst wie ein Messerstich durchzuckte.

— „Aber der hat doch gar keine . . . ”, hörte sie dann eine andere Stimme, die sich aber auch unsicher war.

Äußerst freundlich und galant war er zu ihr. So wäre er doch sicherlich nicht mit einer Frau, die ihm nichts bedeutete. Dann hörte sie nur noch einen Gesprächsfetzen vom Nachbartisch, denn sie wurden leiser, als sie näherkamen. „. . . bestimmt die Freundin . . . Geschmack hat er ja . . . ” Mit der könnte sie nie mithalten, durchzuckte es sie. Dann revidierte sie trotzig und mit ungewohntem Selbstbewußtsein ihr Urteil. Ein Mann wie Gabriel Colanik hätte schon etwas Besseres verdient als die. Mit dieser aufgetakelten Schnepfe könnte sie es allemal aufnehmen,

Salvatore schaute sich mit gequältem Gesicht in seinem Lokal um, kein einziger Tisch frei. Wenn er das nur geahnt hätte, wenn er gewusst hätte, dass er käme, hätte er ihm doch einen Tisch freigehalten, jammerte er und fuchtelte hilflos mit seinen Händen in der Luft herum. Dem OB konnte er doch keinen Platz an der Theke anbieten.

— „Oh hätten sie doch nur vorher angerufen . . . also ich hätte ihnen den schönsten Tisch . . . noch vor zehn Minuten . . . ”, stotterte Salvatore voller Enttäuschung.

Plötzlich schaute Gabriel in Annes Richtung. In Bruchteilen eines Augenblicks erkannte er sie wieder. Sein breitestes, sein schönstes Lächeln verzierte sein Gesicht, eines mit dem er keine Wahl mehr verlieren könnte. Ihre Mutter schaute sich um, wer so Wichtiges hinter Anne sitzen könnte, denn es konnte doch nicht sein, dass er so auf ihre Tochter schaute.

— „Ich denke, wir nehmen dort Platz!”, sagte Gabriel zu Salvatore.

Salvatore rannte sofort zu dem Tisch, den der ausgestreckte Arm des Oberbürgermeisters bezeichnete. Mit gequältem Gesichtsausdruck und Schweißperlen auf der Stirne druckste er Sekunden später an Annes Tisch herum. Es wäre ihm ganz schrecklich peinlich, aber er habe vergessen, dass er diesen Tisch eigentlich für den OB reserviert habe. Er könne ihnen stattdessen zwei tolle Plätze an der Theke anbieten.

— „Aber, was machen Sie denn da!”, unterbrach Gabriel Salvatore, „Nein, nein, wir wollen gerne bei den Damen am Tisch sitzen!”

Ein Blick in das Gesicht seiner Begleiterin zeigte Anne aber, dass das „wir” nicht den Tatsachen entsprach.

Anne und Gabriel sehnten sich danach alleine zu sein, also ohne Gabriels Sekretärin und Annes Mutter, aber was wollten sie eigentlich noch vor ihnen verbergen. Wie es um ihrer beider Gefühle bestellt war, war doch allen offenbar geworden. Zum ersten Mal hatte Gaby ihren Chef erröten sehen. Sie hatte ihn irritiert angeschaut, was sein Gesicht noch feuerähnlicher machte, als er es bemerkte. Noch nie hatte sie ihren Chef sprachlos gesehen, aber vor dem Tisch des Teenies, wie sie Anne abschätzig in Gedanken titulierte, stotterte er.

— „Entschuldigen Sie . . . äh . . . würde es Sie stören . . . also ich meine, wenn wir uns hier . . . "

Gaby hatte schon lange Platz genommen, als er immer noch babbelte und Anne schaute mit hochrotem Gesicht entsetzt auf Gaby.

— „Ähm . . . Das ist übrigens die junge Dame, die mit den Blumen, die . . . ", stotterte Gabriel in Richtung seiner Sekretärin.

— „Die junge Dame, deren Adresse ich hätte ausfindig machen sollen?"

— „Du kennst die beiden?", fragte ihre Mutter, zu laut, und in ihrer Stimme schien Missbilligung zu schwingen.

Da war ein erwachsener Mann, der unverholen Interesse an ihrer kleinen Tochter zeigte. Ein Mann, der womöglich sogar mit der Frau verheiratet war, die bei ihm war. So ein Typ schaut mit großen Kuhaugen auf ihre Tochter.

— „Das ist doch der OB!", flüsterte sie ihrer Mutter ins Ohr.

— „Was für ein OB?", kam sofort die allzu laute Frage ihrer Mutter, der diese Abkürzung nicht geläufig war.

Ihr Chef war scharf auf die Kleine, dachte sicherlich Gaby, nicht ohne Eifersucht. Nachdem er sie vorgestellt hatte, war sie sich ganz sicher.

— „Sie kennen sich ja noch nicht, oder?", fragte er Anne, die misstrauisch in Richtung ihrer vermeintlichen Nebenbuhlerin schaute. „Frau Kutscher, meine Sekretärin!"

Sein „meine Sekretärin" störte sie wohl ungemein, denn noch ein paar Tage vorher hatte er sie nur als Gaby vorgestellt, um den Eindruck offenzuhalten, dass sie vielleicht seine Verlobte oder Frau sei. Oder wenn er sie Besuchern des Rathauses vorstellte, dann war eine seiner liebsten Formulierung „Frau Kutscher! Die, ohne die hier nichts liefe. Frau Kutscher ist beinahe so was, wie ein Schattenbürgermeister!" Und hier vor diesem Teenie machte er besonders deutlich, dass sie nur seine Sekretärin war.

— „Ähm . . . Jim Morrison, . . . nicht wahr?", sagte Gabriel plötzlich.

Er hätte es nur gesagt, weil Annes Mutter ihn dabei ertappt hätte, wie er scheinbar auf den Busen ihrer Tochter gestarrt hatte.

— „Oh, sie kennen ihn!", sagte Anne errötend.

Gleichzeitig räkelte sie ihren Oberkörper, damit das Porträt auf ihrem T-Shirt besser zu sehen sei, gleichzeitig zeichneten sich auch ihre Brüste deutlicher ab.

Anne vermied es in die Richtung ihrer Mutter zu schauen, wo sie missbilligende Blicke erwartete.

— „Ich wusste gar nicht, dass sich die Teenies noch für diesen alten Rock interessieren.", sagte Gaby als verspätete Rache für sein ‚Frau Kutscher, meine Sekretärin!'

— „Ich liebe die Doors.", sagte Gabriel, „Ich hab' alle Alben, aber Strange Days ist mein liebstes."

— „Meins auch! Schade, dass er so früh gestorben ist!"

— „Heute ist doch sein Todestag!"

Wenn er „Light My Fire" oder „You're Lost Little Girl" auf der Gitarre spiele, hätten Freunde gesagt, dass er fast wie Morrison selbst klinge. Ihre Wangen glühten und sie strahlte ihn an, als könne er ihr Idol wieder zum Leben erwecken.

Ihr Herz raste. Gabriel verstand sie ohne Worte. Sie waren seelenverwandt.

— „Ich denke, wir sollten uns nun mal um die Bestellung kümmern!", mahnten Gaby und Annes Mutter fast gleichzeitig, die plötzlich in ihrem gemeinsamen Unverständnis zu einer Form von Verschwesterung gefunden hatten.

Er musste sie nach ihrem Namen fragen, dem Nachnamen, den Vornamen hatte er ja im Laufe der Unterhaltung aufgegriffen. Er brauchte ihre Telefonnummer. Er wollte nicht wieder auf eine glückliche Fügung des Schicksals warten. Aber solange ihre Mutter und seine Sekretärin am Tisch waren, hatte er Hemmungen.

— „Also, wenn ich an der Stelle deiner Mutter gewesen wäre …", sagte Stella zu Constantin, „hätte ich einfach so mal meinen Namen und vielleicht auch die Straße in die Unterhaltung einfließen lassen, den Rest hätte er dann ja im Telefonbuch …"

— „Brauchte sie nicht! …", sagte Constantin, „Du kennst doch die Angewohnheit von Frauen, dass sie gerne in Pärchen zur Toilette gehen? Wenn eine aufsteht, dann läuft meist immer gleich eine mit. Toilette als Social Event!"

In neuer Umgebung war für Annes Mutter der Weg zur Toilette immer ein kleines Abenteuer, so, als lauerten hinter allen Türen undefinierbare Gefahren, oder als könnte sie sich in dem möglichen Labyrinth von Türen und Gängen verirren, deshalb schloss sie sich Gaby ohne lange zu überlegen an. Gaby schaute allerdings verzweifelt in Richtung Gabriel und Anne, so als wollte sie nicht den Kampfplatz räumen, denn sie spürte, dass ihr Chef diese Gelegenheit nutzen würde.

Zwanzig bis dreißig Schritte durchs Lokal, dann die Treppe in den Keller zur Toilette, die Zeit, die es dort braucht, und wieder zurück. Wenig Zeit, um mit Anne ein Treffen zu vereinbaren. Um ihr zu sagen, wie sehr ihn ihr Anblick begeistert hatte. Wie sie Nacht für Nacht, wie Aphrodite, zu ihm auf die Bühne kommt. Wie es ihn quälte, dass er noch nicht einmal ihren Namen wusste. Vielleicht quatschten die beiden Frauen noch auf der Toilette oder mussten warten, bis sie frei war, wichtige Extraminuten, um ihr auch noch all die Nächte zu schildern, in denen er sich verzweifelt und schlaflos wälzte, wenn er sich vor-

stellte, dass er sie vielleicht niemals wieder sehen würde. Sie, die faszinierender als alle anderen sei.

— „So verdanke ich meine Existenz unter anderem der schwachen Blase der damaligen Sekretärin meines Vaters und der Toilettenphobie meiner Oma."

— „Also in der Pizzeria hat er sie doch wohl kaum verführt?", lachte Stella.

* * * * *

Ganz tief unten sein Haus, klein wie eine Streichholzschachtel auf einem Schachbrett. Hinten am Rande der Stadt, dort wo der Wald beginnt, prächtige Villen. Ein paar Straßenzüge davor die kleineren bescheidenen Häuschen. Sein Elternhaus dazwischen, aber mehr in Richtung Wald, eines der Häuser des oberen Mittelstandes, die den Trotzburgen der Reichen wie ein Schutzwall gegen die Armut vorgelagert sind. Langsam kreist Constantin über seinem Haus, ein paar Schwalben beäugen ihn neugierig. Er geht tiefer, im Gefolge die Tauben. Seine Mutter dort im Garten, hängt Wäsche auf, wie damals, als er noch ein kleines Kind war. Sein Herz hüpft vor Freude. Mama, Mama will er schreien, aber aus seinem Mund kommt nur ein undeutliches Gurren. Tiefer und tiefer geht er. Wenn sie jetzt aufschaute, musste sie ihn sehen, aber sie ist in ihre Arbeit vertieft. Nimmt die dritte Klammer aus dem Mund, die für den vor ihr flatternden Bettlaken bestimmt ist.

Schüsse, Kanonenschüsse, Bruder Alfons in Mönchskutte und Stahlhelm hinter der Kanone. Monika feuert ihn an. Constantin schaut hilfesuchend in Richtung seiner Mutter, aber die ist unsichtbar hinter wehender Unterwäsche, Hunderten von strahlenden weißen Krawattenhemden und Bettlaken. Die kann dir nicht mehr helfen, höhnt Monika. Die auch nicht, sagt sie, als Constantin seine Schwester im Haus gegen die Scheiben trommeln sieht. Mit seiner schwerfälligen Kanone habe er keine Chance die flinken Vögel zu treffen, jammert Bruder Alfons mit hochroten Ohren.

Sie sollen doch endlich aufhören, Constantin könne doch eh nicht lange fliegen, denn er habe zu viel gegessen und sei zu schwer, ruft immer wieder sein Vater. Solange können sie nicht warten, außerdem müsse man ihm eine Lektion erteilen, damit er das nicht wieder mache, war die unisono gebrüllte Antwort der anderen. Vollgefressen sei er, voller Eis, schreit Monika und die Kanone donnert aufs Neue. Grelles Mündungsfeuer.

Plötzlich spürt er, wie er schwerer wird, die Erde zieht ihn unausweichlich an. Er fällt, immer schneller, sich überschlagend. Er schließt die Augen, fürchtet den Aufprall. Aber statt harter Erde und Steinen erwartet ihn ein Meer von Wäsche, Kissen und Matratzen, in dem er sanft landet und versinkt. Mit einem Schwung reißt er die Bettdecke von sich. Alle stehen um sein Bett in Bad Trunningen und beschimpfen ihn. Er habe sein Bett versaut. Constantin fühlt die Nässe und zieht seine Bettdecke höher.

— „Das kommt davon. Eis essen, und dann noch während der Schulzeit! Regeln sind Regeln, auch wenn sie noch so unsinnig erscheinen.", tadelt ihn Bruder Alfons, plötzlich wieder der behäbige dicke und nicht mehr der militante Mönch. Verliebt streichelt er seinen ungeheuren Wanst: „ Ich selbst esse ja auch gerne Eis, mehr als alles in der Welt. . . . Aber Regeln sind Regeln, und jetzt kann ich dir auch nicht mehr helfen!"

Bruder Alfons in seiner gewohnten Kutte, aber nun trägt er auf dem Kopf eine Polizeimütze. Eine mit vielen glitzernden Sternen.

— „Ich hab' doch nicht geahnt, dass er so unmäßig wäre und sich für das ganze Geld Eis kaufen würde!", geifert Monika, die sich plötzlich auch vor seinem Bett auftürmt. „Das ist das gleiche Suchtverhalten, wie bei seiner Mutter."

— „Die Eltern sind schuld. Die stopfen ihren Sprösslingen zu viel Geld in die Taschen. Also wenn es nach mir ginge . . . "

Aber es geht nicht nach Bruder Alfons, was der heraneilende Rex mit donnernder Stimme schon vom Flur her klarstellt. In Rex' Donnergrollen geht auch Monikas Protest gegen Bruder Alfons letzte Bemerkung unter.

— „von der Schule verweisen sollte man solche renitenten Kinder!"

— „Und dann habe ich wieder den ganzen Ärger?", tobt Monika, und Gabriel, von dem seine Augen und Stirn gerade so über die Schultern seiner Frau und Bruder Alfons' ragen, versucht sie zu beruhigen. Constantin bleibe in Bad Trunningen, wegen der tollen Ausbildung.

Dann kracht es wieder, lauter als zuvor, und er öffnet — und diesmal wirklich — seine Augen.

Niemand steht um sein Bett, erkennt er blinzelnd im Licht von Johannes' Taschenlampe. Vorsichtig und ängstlich fühlt er unter seiner Bettdecke. Sein Pyjama war völlig verschwitzt, aber sonst war wohl alles nur ein Alptraum gewesen. Ängstlich durchdringt Constantin nochmals das Dunkel des Raumes, ob sich nicht doch irgendein Piesacker verberge. Er tastet unter der Bettdecke nach Fipps, schaut auch neben sich aufs Kopfkissen, aber dann ist die Gewissheit wieder da: Sein Vater hatte seinen Kuschelaffen wieder ausgepackt. Er wäre zu groß dafür, die anderen würden ihn nur auslachen.

— „Na, schlecht geträumt?", hört er Johannes' Stimme, wispernd, denn er will die anderen nicht aufwecken. „Bei dem Gewitter kann ich auch nicht schlafen!"

Der Donner war nur noch aus weiter Ferne zu hören und die Blitze waren nicht mehr hell genug, dass sie durch die grüne Mauer einer alten Eiche vor ihren Schlafzimmerfenstern ihren Saal hätten erleuchten können. Außer Johannes schliefen die anderen. Johannes hält ihm einen Keks hin, den er aus seiner quietschenden Schublade genommen hatte. Von unserem Dädalus, wie ihn Tilo immer nannte, kannst du alles kriegen, nur nichts zu essen, hatte Tilo verächtlich gesagt. Vorher hatte Tilo ihm prüfend in die Augen geschaut. Constantin wich dessen stechenden Augen schnell aus und Tilo war zufrieden.

Constantin greift nach dem immer noch ausgestreckten Keks.

— „Danke, … ist bestimmt auch verboten!"

— „In meiner ersten Nacht hier habe ich nur geheult die ganze Nacht!", sagte Johannes ganz leise flüsternd, „mein Kopfkissen war ganz nass!"

Das unvermittelte Raunen aus Tilos Ecke und das metallene Quietschen, als dieser sich heftig auf die andere Seite wälzt, lässt beide unwillkürlich zusammenzucken.

Johannes krabbelt lautlos aus dem Bett, kreuzt mit dem Zeigefinger seinen Mund und signalisiert Constantin, ihm zu folgen.

* * * * *

Stunden früher als erwartet kam Joane von ihrem Einkaufsbummel zurück. Ein paar Minuten eher, und sie hätte uns … ich wagte es mir gar nicht vorzustellen. Ich lag immer noch im Bett und schaute Fernsehen, als sie mit ein paar Einkaufstüten in Händen in den Raum stürmte. Nur ein flüchtiges „Hallo Freddy" und sie schnüffelte wie ein Polizeihund durch das riesige Schlafzimmer. Vor dem Bett sagte sie dann: „Hier riecht's komisch! Du hättest ruhig mal lüften können!" Vielleicht hätte ich die Fenster etwas länger offen lassen sollen; roch sie wirklich, was sich in dem Raum abgespielt hatte? Joane hat einen verdammt guten Geruchssinn, hatte mir Freddy versichert, der sie ja besser kennt als ich. „Was ist denn mit dir los? Du schaust drein, wie ein Hund, der gerade die Wurst geklaut hat!", sagte sie. Sie hatte dabei gelacht, aber dennoch glaubte ich einen Unterton herauszuhören.

Was ich denn so gemacht hätte, fragte sie mich dann, und starrte mich gleichzeitig interessierter als gewöhnlich an. Fernsehen und so, nichts Besonderes, sagte ich. Sonst nichts, fragten ihre Augen. Joane hatte im Allgemeinen mehr Probleme, sich völlig ohne Gewissensbisse dem Nichtstun zu widmen, dem Reichtum zu frönen. Für sie ist es selbstverständlich, dass man immer irgendetwas arbeiten muss, egal wie reich man ist. Zumindest musste es den Anschein haben. Sie macht ja auch zum Beispiel keinen Einkaufsbummel, sondern geht Besorgungen machen und die schönen Kleider, die sie sich dann kauft, braucht sie ja schließlich zu Repräsentationszwecken, also gewissermaßen geschäftlich. Arbeitskleidung, so wie andere halt einen Blaumann brauchen!

Ja und dann abends, das war das i-Tüpfelchen. Sie hatte die Bettwäsche wechseln lassen, nach nur zwei Tagen. Das ist auch in so einem Milliardärshaushalt was Ungewöhnliches. Estella hatte es wahrscheinlich machen müssen. Seit diesem Morgen hatte ich sie überhaupt nicht mehr gesehen. Mein letztes Bild von ihr ist, wie sie verstohlen und mit erröteten Wangen das Schlafzimmer verlässt, nochmals kurz in meine Richtung lächelnd. Die frische

Bettwäsche hatte mich schockiert und dazu noch Joanes Schweigen. Allerdings traute ich mich selbst auch kaum ein Wort zu sagen. Dann wälzte ich mich schlaflos im Bett. Die wildesten Ideen kamen mir. Vielleicht war Joane nie weggewesen, vielleicht hatte sie vor der Türe oder im Nachbarraum gelauscht. Geheime durchsichtige Spiegelwand, beide Wände waren ja verspiegelt. Blödsinn, es gab keine solchen Wände. Müsste er ja wissen. Aber dennoch, sie benahm sich, als hätte sie alles mit angehört oder angesehen. Immer wieder ging ich die Indizienkette durch: auffälliges Schnüffeln im Schlafzimmer, kritische Fragen, ihr beredtes Schweigen, die frische Bettwäsche. Unsinn! Freddys schlechtes Gewissen spielte ihm einen Streich.

Oder hatte sie vielleicht mit Estella gemeinsame Sache gemacht? Vielleicht hatte sie ihm eine Falle gestellt, nachdem ihr aufgefallen war, dass er Estella immer so begehrlich angestarrt hatte. Vielleicht sollte Estella prüfen, wie weit ich ginge? Aber hätte Joane wirklich erlaubt, dass Estella so weit ginge? Nein, das konnte nicht sein, denn Estella hatte es Spaß gemacht, sie war mit Leidenschaft dabei gewesen. Dabei musste ich mich wohl zu heftig auf die andere Seite geschmissen haben, denn Joane verließ unter Protest den Raum, ging in ihre Gemächer. Bei dem Lärm, den ich machte, könne sie unmöglich schlafen.

Es war klar, sie musste wissen, was vorgefallen war! Aber warum stellte sie mich nicht zur Rede? Warum machte sie mir keine Szene? Wäre das nicht normal gewesen?

Verdammt nochmal, die Zeit ist schon wieder wie im Fluge verflogen. Ich muss jetzt wieder aufhören, so leid es mir auch tut. Muss jetzt zur Arbeit, als Ingenieur in die Automobilfabrik, oder in mein Direktorenbüro oder in mein intergalaktisches Reisebüro. Gr Bitte ankreuzen, was dir am besten gefällt!*

Dein immer an dich denkender intergalaktischer Jan Spacebeing.

* * * * *

Sorgfältig suchten sich vier nackte Füße tastend einen optimalen Weg über den alten Dielenboden des Schlafsaales und des Flures. Vorsichtig alle Bretter meidend, die, wenn man auf sie träte, quietschend und knarrend aufschrien und damit die anderen Jungen weckten. Auch wenn das Gewitter nicht mehr direkt über Bad Trunningen lag, — weggezogen, aber bereit zurückzukehren — so wurden die Räume dennoch vom unheimlichen Licht ferner Blitze durchzuckt. Erst in der sogenannten Kuschelstube — offiziell als Erfrischungsraum bezeichnet — wagten sie, nachdem sie vorher die Türe geschlossen hatten, das Licht anzumachen.

Johannes wirft sich bäuchlings auf eines der verschlissenen Sofas und beginnt in dem Buch „Die Welt der Vögel" zu lesen, das er von seinem Nacht-

tisch mitgenommen hatte. Der Raum ist ein buntes Sammelsurium ausrangierter Möbelstücke, die immer wieder von Eltern dem Internat gespendet werden. Polstermöbel, die von ihren früheren Besitzern — häufig zu Unrecht — als zu schade für den Sperrmüll eingestuft worden waren. Bezüge, die von den Gewohnheiten ihrer ehemaligen Benutzer erzählten: Zwei Kuhlen, eine kleine von Frau Wasner, oder wie auch immer sie geheißen haben mochte, ein Abgrund bis zu den Federn und dem Holz von Herrn Wasner, oder vielleicht auch Herr Dr. Wasner. Zwei Dellen mit ausgebleichten, abgerutschten Farben zeugen von der allabendlich ertragenen Gräuel bei ARD und ZDF, denn damals gab es ja nur die Wahl zwischen Pest und Cholera, die späteren privaten Designer-Krankmacher mit garantiertem vierundzwanzig Stunden Müll waren noch nicht existent. Mulden über Jahre geschaffen von verschiedensten Hintern, hageren, fleischlosen oder dicken, fetten. Akademikerhintern mit und ohne Promotion. Industriellenhintern. Herr und Frau Neureich mit ihrem Ledersofa, nun zerschlissen und speckig. Keine Arbeiterhintern, nicht auf diesen Sofas, nicht im Internat von Bad Trunningen. Eine zart geblümte Chaiselongue, — wie es von seinen ehemaligen Benutzern möglicherweise nur genannt worden war, — mit einem Rotweinfleck, dem Brandloch einer Zigarette und einem mysteriösen Fleck: Butter, Sperma oder was auch immer. Wobei die Vorstellung, dass es sich möglicherweise um einen Spermafleck handeln könnte, die bei weitem interessanteste und beliebteste innerhalb der aufgeklärt pubertierenden Schülerschaft war. Vor allem deshalb, weil diese Liegestatt nicht von anonymen Eltern stammt, sondern aus der Lehrerschaft: Frau Dr. Braitmeyer interessierte sich also nicht nur für Deutsch und Geschichte? So konnten die Schüler wild spekulieren, ob die strenge, scheinbar emotions- und geschlechtslose Überpädagogin zu Hause ein den Sinnen frönender Sexvamp wäre. Ganz anders die Couch in einer Ecke des großen Raumes: züchtig, nur eine einsame Senke. Wer verbrachte ehemals auf seinem zitronengelben Polster einsiedlerisch seine Zeit?

Constantin entspannt sich im konstanten Brummen der Neonlampen, dem Surren des Getränkeautomaten. Anker in die Realität nach seinem schrecklichen Alptraum. „Toscana classico" in roter Leuchtschrift auf silbergrauem Metall. Allzeit bereit nach Einwurf von ein paar Groschen diverse dubiose Brühen auszuspucken, die vom Getränkehersteller ehrgeizig und unter Missachtung des Votums der Geschmacksnerven als „Trinkschokolade", „Capucuccino" und sogar „Expresso" bezeichnet worden sind. Außerdem hatte der Automat noch Zitronentee und Fleischbrühe zur Auswahl, weil der Elternbeirat darauf bestanden hatte, dass dieser Automat auch gesunde Getränke haben müsste. Eine Fleischbrühe, die garantiert kein Fleisch gesehen hatte, aber dennoch penetrant genug schmeckte, dass ein paar Tropfen genügten, um einen anschließend gewählten Kakao oder Kaffee selbst für die hartgesottensten unter den Schülern ungenießbar zu machen.

Constantin saß im Schneidersitz auf einem der Sessel, denn der Boden war zu kühl, um darüber strumpflose Füße baumeln zu lassen. Johannes' Augen hasteten begierig über die Buchseite, hüpften zwischen Bildern und Texten, begleitet von seinem asthmatischen Pfeifen. Ein ewiges Einatmen.

— „Das ist komisch, du liest ein Buch über Vögel und . . . "

— „Wieso ist das komisch?", fragte Johannes, der Constantin nun misstrauisch anschaute.

— „Nein, nein, das ist okay. Was ich meinte ist, du liest ein Buch über Vögel und in meinem Alptraum vorhin . . . " Constantin stoppte und schaute Johannes prüfend an. Nicht sicher, ob er ihm seinen Traum anvertrauen konnte. Aber die großen blauen Augen von Johannes, die über die dicken konvexen Brillengläser und den klobig braunen Brillenrand hinaus zu schwimmen schienen, entlockten Constantin den ganzen Traum.

— „Wow, ich habe auch manchmal solche Träume!", sagte Johannes.

Seine milchigen und verschwommenen Augen leuchteten vor Begeisterung. Augen, die von seinem unermesslichen Potenzial zu träumen zeugten. Johannes war eine Traumfabrik. Was seine Augen und Ohren aufsaugten, wurde sogleich in Träume und damit in Geschichten gewandelt. Meist machte er den Eindruck, als seien seine Blicke nach innen gekehrt, als nehme er seine Umgebung nicht wahr, aber dieser Eindruck täuschte, denn seine Augäpfel waren ständig in Bewegung, aber ruhig und kontinuierlich und für den oberflächlichen Betrachter kaum wahrnehmbar. Hinter den großen blauen Augen, in dem Kopf, dessen geometrische Form nicht wie üblich einem Ei, sondern einem Quader glich, kämpften ein Märchenerzähler und ein Naturwissenschaftler um die Vorherrschaft. Auf der Oberseite des Quaders spross üppiges krauses wolliges Haar, in einem schokoladenfarbenen Braun.

— „Da, schau dir den an! . . . "

Johannes reichte ihm eine Bleistiftzeichnung mit einem Vogel, der mit triefendem Gefieder über einen kleinen See fliegt.

— „Hast du gemalt?", fragte Constantin.

— „Ja, . . . soll ein männliches afrikanisches Flughuhn sein . . . männliches Huhn, klingt lustig, . . . legt oft riesige Distanzen über die Wüste bis zum nächsten Wasserloch zurück. Wenn er dann genügend getrunken hat, wandert der Vogel mit gesträubtem Gefieder durch das seichte Wasser. Hin- und her wiegend wartet er bis seine Daunen voller Wasser sind. Seine kostbare Fracht wird dann mit den Deckfedern verschlossen und schwerbeladen startet er dann zum beschwerlichen Rückflug, wo ihn sein durstiger Nachwuchs begierig erwartet.' "

— „Der sieht so unendlich traurig aus."

— „ 'Tausend Tränen will ich weinen' . . . heißt das Bild"

— „Merkwürdiger Name für eine Zeichnung!"

— „Der Anfang eines Gedichtes . . . ", errötend fügt er hinzu „von mir 'Tau-

send Tränen will ich weinen, zu wässern meine Wehmut, tausend Tränen muss ich weinen, und ihr Fluss der Weg für das Boot meiner Sehnsucht.' "

— „Und daran hast du gedacht, als du das Bild maltest?"

— „Ich dachte daran, selbst ein Vogel zu sein. Niemand könnte mich dann hier halten! Ganz hoch ganz weit. In meinen Träumen schaffe ich es. Ich fliege, wohin ich will!"

— „Dir gefällt's wohl auch nicht hier?"

Er schüttelte nur seinen Kopf und Constantin glaubte Tränen in seinen Augen zu sehen.

— „Doris sagte, dass ich nur warten müsste. Mit der Zeit würde es mir schon gefallen!"

— „Nie, und wenn ich noch ewig hier bleiben müsste . . . und ich bin schon ewig da!"

— „Bist du schon einmal ausgerissen?"

— „Der Traum ist es, was zählt!", sagte Johannes, „Sich vorzustellen, man könnte, wenn man wollte, das macht es erträglicher. Es ist gar nicht so wichtig, wirklich zu fliegen. Erfüllte Träume sind meistens eine Enttäuschung oder gar eine Katastrophe!"

War das der Freund, den er sich so dringend ersehnte? Widerstandslos, wie ein Ertrinkender, ließ sich Constantin in seinen Augen versinken.

— „Aber wohin . . . ich meine, das Ziel ist doch wichtig?", wendet Constantin ein.

— „Warum? Einfach fliegen, hoch im blauen Himmel!"

Johannes hatte ihm einen Traum geliefert. Einen für abends, wenn er nicht einschlafen könnte, wenn ihn das Heimweh plagen würde. Fliegen, aber nicht wie ein Vogel, sondern er träumte sich in Ballons und Flugzeuge. Immer schneller wurden seine Traumobjekte. Raketen, Raumschiffe. Aber alle hatten immer nur ein Ziel: sein Zuhause. Warum nicht gleich wie in Enterprise beamen. Einfach so in Sekunden nach Hause. Zu seinem Vater oder seiner Schwester, dann würde er auch immer gerne ins Internat zurückkehren, dann wäre die Schule ganz okay. Wann immer er wollte, könnte er sich nach Hause beamen und das Internat hätte für ihn seinen Schrecken verloren.

Plötzlich wurde das Brummen des Toscana-Classico lauter und tiefer als zuvor. Constantin erschrak, als der Automat auf dem Boden zu hüpfen schien. War dies nicht auch eines der fremden Geräusche gewesen, die er bereits im Bett gehört hatte. Johannes blieb ungerührt.

— „Gleich geht der Kasten in die Luft!"

— „Der weiß, was gut ist!", sagt Johannes lachend.

— „Vielleicht ist der nur nicht mehr im Blei."

— „Eher der ganz normale Protest eines Sklaven!"

— „Wenn man ihn mal ein wenig verschiebt, . . . Pack' mal mit an! . . . Das war zuviel, der steht jetzt zu weit im Raum, aber er ist still!"

— „Was macht ihr denn da?"

Tilo, der unbemerkt den Raum betreten hatte, als sie mit dem Verschieben des Apparats beschäftigt gewesen waren, gab auch gleich eine verblüffende Antwort auf seine Frage.

— „Ihr versucht wohl mitten in der Nacht den Getränkeautomaten zu knacken?"

* * * * *

Dank der ausgezeichneten Vorbereitungen, die Evariste von seiner Mutter erfahren hatte, machte sich Galois schnell unter seinen Mitschülern einen Namen, obwohl er sich nicht mit der harschen Disziplin des Louis-le-Grand anfreunden konnte. Am Ende der Troisième, also seines zweiten Jahres am Louis-le-Grand, erhielt er einen Preis und drei Auszeichnungen. Im darauffolgenden Schuljahr nahm Evariste am Concours Général teil. Er erhielt eine Auszeichnung für seine Übersetzung aus dem Griechischen, und am Louis-le-Grand gewann er den ersten Preis für lateinische Dichtung.

In der Seconde wurde Evariste den ganzen Winter hindurch von ernstem Ohrenweh geplagt, woran sicherlich auch die klimatischen Bedingungen im Internat — kalt und feucht — schuld waren. In diesem Schuljahr zeigte Evariste auch die ersten Anzeichen von Überdruss und Abscheu für die schulischen Anforderungen. Laborie, der im Sommer 1826 Berthot als Direktor ablöste, war zwar ein sehr rechtschaffener Mann gewesen, aber auch ziemlich engstirnig. Der Direktor erkannte weder Galois' Problem noch konnte er ihm helfen. Er nahm nicht wahr, dass sich allmählich Galois Einstellung zur Schule änderte und das Kind schließlich die schulischen Übungen satt hatte, die seinen Geist einengten. Und gerade in dem Moment, als sich dieser Überdruss in klaren Zeichen äußerte, wollte er ihm die Versetzung in die Première, auch Rhetorik genannt nicht gewähren.

Am 21. August begründete Laborie in einem Brief an Evaristes Vater seine Entscheidung. Der Junge sei für die Anforderungen der letzten Klasse noch nicht reif. Intelligenz und Geist ergänzten zwar die Arbeit, könnten aber nicht die Urteilsfähigkeit ersetzen, die erst mit dem Alter reife. Dann warnt Laborie davor, dass Evariste sich hüten solle zu glauben, dass seine neuen Rivalen ihm einen leichten Sieg überlassen würden. Er würde es mit einer der besten Klassen des Lyzeums zu tun haben.

* * * * *

Rex hatte die Klassentüre geschlossen und kam mit seinem gefürchteten väterlichen Lächeln zu Constantin und Johannes, die ängstlich am Pult standen. Der Rest der Klasse hatte den Raum schon verlassen, nicht ohne sich zu wundern, warum Rex die beiden gebeten hatte, noch zu bleiben.

— „Also verstehen kann ich es nicht, warum gerade zwei Kinder aus gutem Hause, denen es wohl kaum an Geld fehlen kann …"

Beide starrten ihn gebannt und starr an.

— „... nachts versuchen den Getränkeautomaten zu knacken ..."

— „Wer hat das versucht?", fragte Constantin erstaunt, während Johannes, der Tilo schon besser kannte, bereits verstanden hatte.

— „Also ein Schüler informierte mich, dass ihr letzte Nacht, als alle schon geschlafen hatten ..."

— „Außer Tilo!", unterbrach ihn Johannes.

— „Unterbrich' mich bitte nicht!", sagte Rex barsch, „Also man hat euch beobachtet, wie ihr versuchtet den Getränkeautomat zu knacken."

— „Also Tilo hat wirklich so eine Lüge ...", sagte Constantin zu Johannes.

— „Klar! Tilo ist bösartig und hinterhältig!", und dann sagte Johannes in Richtung Rex: „Ich würde ihm nichts glauben!"

— „Tilo ist Brandners Sohn und ..."

— „und als Sohn eines schmieriger und zwielichtigen Geschäftsmann darf man lügen ...", unterbrach ihn Johannes wieder.

— „So etwas will ich nie wieder in dieser Schule hören! Brandner ist Träger des Bundesverdienstkreuzes und ohne seine überaus großzügigen Unterstützungen stände es in dieser Schule nicht zum Besten!"

— „Haben Sie schon mal gehört, dass jemand mit bloßen Händen einen Apparat aufbricht?", fragte Constantin.

So wie Rex ihn anschaute, konnte Rex glauben, dass er etwas ausgesprochen hatte, was Rex bisher nicht bedacht hatte.

— „Was für ein Werkzeug habt ihr benutzt?"

— „Nichts!", sagte Constantin.

— „Also mit bloßen Händen ...", sagte Rex.

— „ haben wir versucht den Automat so zu verschieben, dass er nicht mehr so laut brummt! Das haben wir auch Tilo gesagt!", sagte Constantin.

— „Also nehmen wir einmal an, dass es so war, wie ihr sagtet!" und zu Constantin gewandt, sagte Rex „Vor allem deinem Vater zuliebe!"

* * * * *

Wie im Lichtkegel eines Scheinwerfers: Nur Walburga im Licht der Morgensonne. Sie strahlte in den rötlichen Farben der aufgehenden Sonne. So wie in den Bergen, wenn früh am Morgen der höchste der Gipfel zu glühen beginnt, während andere noch in schattigem Grau verharren. Zufällig hatte Constantin in ihre Richtung geschaut, als sie in dieses kosmische Rampenlicht getaucht wurde. Jahrelang mit ihr in der gleichen Schule und nie war sie ihm besonders aufgefallen. Er hatte sie weder als besonders schön noch als hässlich empfunden, und nun im vorletzten Schuljahr erschien sie ihm unvermittelt wie ein

himmlisches Wesen, eines, das ihn magisch in seinen Bann zog. Sie trug eine strahlend weiße Bluse und einen riesigen kaminroten Schal.

— „Dies gilt auch für dich, Constantin. Du solltest auch zuhören!"

Sein Kopf schnellte unwillkürlich wieder Richtung Pult. Aus der ersten Bank vor dem Pult erhielt er noch einen missbilligenden Blick von Alex, der seinen neuen zartrosanen Pollunder trug — schweinsfarben hatte Tilo die Farbe getauft. Alex lacht, wenn eine Lehrperson es will, schaut ernst, wenn es opportun ist und immer zeigt er höchstes Interesse. Ganz egal, ob es sich um Poesie, Grammatik, Latein oder Religion handelt. Selbst in Mathe, wo er große Verständnisprobleme hat, ist sein gespielter Eifer nicht zu bremsen.

Frau Dr. Braitmeyer rückte ihr Buch zurecht, um ihnen ein Gedicht vorzulesen. Constantin folgte seinem unwiderstehlichen Verlangen, sich wieder zur Seite zu drehen, als sie ihren Blick senkte, um das Gedicht vorzulesen. Diesmal schaute auch Walburga in seine Richtung, spürte, dass er sich eigens für sie umdrehte. Das Lächeln eines Engels, durchfuhr es Constantin, die schönste von allen, und das auch ohne Schal und kosmisches Rampenlicht, dachte Constantin.

— „Könntest du bitte den Schal im Klassenzimmer ausziehen! Noch ist kein Winter und außerdem ist das ein Schal für außen!", hatte Dr. Braitmeyer sie schroff zu Beginn der Stunde angefahren.

— „Aber sie trägt ihn doch außen …", mokiert sich Tilo, „außen um den Hals, meine ich!"

Die Braitmeyer ignorierte seine Bemerkung. Vor allem wohl deshalb, weil das Gelächter der Klasse schnell, auch ohne ihr Eingreifen wieder verebbte.

— „Das ist kein Schal!", sagte Walburga

— „So? … Was ist es denn dann? Ein Verband?"

— „So ähnlich."

Dann als Walburga bemerkte, wie Frau Dr. Braitmeyer rot wie Feuer anlief und sich an ihren runzeligen, schallosen Hals griff, so als wolle sie die Luftversorgung sicherstellen, fügte sie noch schnell hinzu.

— „Es ist natürlich schon ein Schal, aber ich brauche ihn für meinen Hals."

— „Wozu sonst … !", rief Tilo in die Runde, die sofort mit Gelächter reagierte. „Oder zum Morden!"

— „Dich erwürge ich gleich eigenhändig, Tilo! Und zwar ohne Schal", fährt die Braitmeyer ihn schroff an, auch wenn sie damit wieder eine offizielle Beschwerde seines Vaters riskierte.

— „Mein Hals tut weh. Ich habe so ein merkwürdiges Kratzen im Hals.", sagt Walburga.

Natürlich spürte die Braitmeyer, dass dies nur eine Lüge war, aber sie war klug genug gewesen nachzugeben.

Constantin war nicht der einzige gewesen, dem Walburga an diesem Morgen besonders aufgefallen war. Oder hatte er Tilo erst mit seinem ständigen

Schauen in ihre Richtung auf sie aufmerksam gemacht? Dann schaute Tilo ihn mit dem ihm eigenen dreisten und vor Selbstbewußtsein strotzenden Grinsen an, welches Constantin so hasste. ‚Die sieht doch echt geil aus! Einem wie mir kann auch die nicht widerstehen!', sagten seine gebleckten Zähne, aber Constantin verweigerte ihm die Zustimmung und drehte sich mit ernstem Gesicht nach vorne, wo Frau Dr. Braitmeyer auf absolute Stille in der Klasse wartete, um mit dem Gedicht beginnen zu können.

— „Also wir haben es hier mit einem der wenigen poetischen Werke von Bernard Bychan zu tun. Vielen ist leider gar nicht bekannt, dass es von ihm auch Lyrik gibt.

Rose im Wind

Wind wirbelt durchs Haus,
trägt des Sommers Duft,
die frühe Wiese, der ferne Wald
Kühle des Morgens auf junger Haut

Reißt im Sog heraus
Geruch frischer Farbe
von weißen Wänden, gelacktem Holz
ganz blass an den Fingern ihre Haut

Noch feuchtwarm nah der Wand
warten zwei Pantoffeln
auf die abendliche Wiederkehr
rot eine Rose in ihrer Hand

Gestern voller Träume
Türe schließt mit schwerem Knall
in der Hand der Dornenstiel
zuckt vom Schmerz, ferner nun die Bäume

Erfüllt ein Traum
Windstille ein winziger Tropfen Blut
thront auf der Kuppe ihres Fingers
Tränen, man sieht sie kaum

Natürlich war es Frau Dr. Braitmeyer nicht entgangen, dass Constantin sich mehr für Walburga als für ihr mit voller Emphase vorgetragenes Gedicht interessierte.

— „Also Constantin, könntest du uns vielleicht einmal erklären, was in diesem Gedicht passiert ist?"

— „Äh . . . Nichts"

Schallendes Gelächter in der Klasse. Allen voran Tilo, der sogar laut auf der Bank trommelte, bis ihn Frau Dr. Braitmeyers ernster Blick zur Raison brachte. Natürlich erwarteten nun alle, dass sie Constantin wegen seiner anscheinend provozierenden Antwort zurechtweisen würde.

— „Nichts?"

— „Ähm, ich meine, dass das Gedicht ja nur so eine Art Zustandsbeschreibung ist!"

— „Das ist gar nicht so schlecht.", sagt sie und unterbricht damit das schadenfrohe Lachen in der Klasse „Könntest du uns auch noch sagen, was für ein Zustand in den Versen beschrieben wird?"

— „Eine Frau mit einer Rose in einem Haus und . . . äh Wind"

— „Wissen wir noch mehr von der Frau?"

— „Sie ist schön!"

— „Steht das so im Gedicht?"

Alex wedelt ungeduldig mit seinem Arm, schnalzt mit seinen Fingern.

— „Alex?"

— „Es ist eine junge Frau, denn im Gedicht steht ‚auf junger Haut' und ihr Geliebter hat ihr eine Rose geschenkt!"

— „Bernard Bychan benutzt hier die Rose als Symbol der Liebe und des Schmerzes. Sie wird geliebt und Liebe macht schön, und so betrachtet lag Constantin gar nicht so falsch."

Dr. Braitmeyer brauche wohl eine besonders große Portion Liebe, um schön zu werden, flüstert Tilo und erzielt im Umkreis seiner Bank aus Angst vor ihrem Zorn ein vorsichtiges, ein mühsam gebändigtes Lachen. Diesmal interessierte es Constantin nicht, ob Tilo für seine unverschämte Bemerkung bestraft würde. Er nutzte stattdessen die Gelegenheit, — denn nun beäugte die Braitmeyer misstrauisch Tilo und nicht ihn — wieder nach Walburga Ausschau zu halten. Aber diesmal bemühte er sich, den Anschein zu erwecken, dass er sich auch für die Wolken und die Bäume interessiere, denn es erschien ihm so, als traute sie sich nicht mehr in seine Richtung zu schauen. Aufmerksamer als gewöhnlich schaute sie in Richtung Pult. Ihr Gesicht rötlich und frisch, nicht so blass wie all die anderen. War es nur der Glanz der Sonne und die Reflexionen des Schals?

— „Menschen", begann Frau Dr. Braitmeyer.

Sie stockte, als wolle sie auf Tilos Bemerkung reagieren. Laut genug war er gewesen, dass sie Tilos Bemerkung hatte verstehen können, aber auch leise genug, dass sie so tun konnte, als habe sie nichts gehört und das erschien ihr in diesem Moment der einfachere, der klügere Weg. So konnte sie scheinbar unbeirrt mit ihrem Unterricht fortfahren und brauchte sich keine Gedanken um eine adäquate Zurechtweisung oder eine passende Bestrafung zu machen, denn dies war eine heikle Sache. Sie sollten seinen Sohn behandeln, wie alle ande-

ren, bloß keine Extrawurst aus ihm machen, sagte Herr Brandner immer bei seinen Besuchen im Internat. „Ordentlich ranholen" war einer seiner Sprüche, damit aus seinem Sohn etwas Ordentliches werde, und etwas Ordentliches, das konnte in Brandners Meinung nur heißen „so wie er". Ordnung, das hieß für Brandner senior auch — so wie Johannes später Constantin erläuterte — Differenzierung und Hierarchie. Ordnung sei Respekt vor ihm und garantiere ihm seinen Platz ganz oben auf der Erfolgspyramide. Aber als Tilo mal wirklich von Dr. Braitmeyer hart aber fair bestraft wurde, da dauerte es nur ein paar Stunden bis sein Vater Rechenschaft suchte, und sie ein langes unangenehmes Gespräch im Büro von Direktor Rex hatte. Ebenso ungern erinnert sie sich daran, als sie Tilo zum ersten Mal für einen absolut ungenügenden Aufsatz die entsprechende Note gegeben hatte. Rex hatte sie in seine Räucherkammer bestellt. Wie ein ausgehungertes Baby nuckelte ihr Chef an seiner Pfeife, und fuhr sie an:

— „Also so schlecht ist der Aufsatz doch wirklich nicht!"

In seinen Augen sah sie, wie viel Mühe es ihn kostete, Brandner Seniors Meinung als die eigene auszugeben.

— „So? … Also mir ist nichts Gutes aufgefallen!"

Tilo habe doch zum Beispiel weniger Rechtschreibfehler als die anderen und keine Probleme mit der Zeichensetzung.

— „Kein Wunder. Wäre ihm auch schwergefallen, bei den wenigen Zeilen, die er geschrieben hatte und vor allem bei dem primitiven Satzbau."

Sie solle aufpassen, hatte er ihr gedroht, wenn Brandner seine Beziehungen spielen ließe, könne er sie zum Nordpol versetzen lassen.

— „Soll ich ihm in Zukunft nur noch gute Noten geben? Egal was er schreibt!"

— „Nein, nein,", und in seinen Augen stand ein deutliches Ja „aber in Zweifelsfällen ihm halt die bessere geben!"

Nein, es war besser so zu tun, als habe sie Tilos neue Demütigung nicht gehört, damit würde sie sich wenigstens eine weitere Erniedrigung beim Direktor sparen.

— „Alle Menschen sind schön für die, die sie lieben.", fährt sie fort, „Und die Frau im Gedicht ist jung. Jugend macht schön. Wie eine frische Rose. … Aber von wem hat sie die Rose? Von einem Geliebten? Schaut mal genauer auf die zweite Strophe!"

— „Ein Geliebter lässt keine Pantoffel zurück!", sagt Walburga.

Constantins Herz schlägt laut und schnell. Er will Walburgas Geliebter sein, und sofort verspürt er bei diesem wie ihm scheint allzu kühnen Gedanken ein dumpfes Ziehen im Unterleib. Aber wie sollte das gehen? Bisher hatte sie ihn ja noch nicht einmal besonders beachtet. Sollte er sie einmal zu einem Eis einladen? Oder sollte er es so machen wie es Tilo immer mit seinen Flammen machte? Sie ins Kino einladen. In einen romantischen oder schmalzigen Film. Dann in einer besonders rührseligen oder spannenden Stelle konnte er seinen

Arm um ihre Schulter legen. Und dann. Vielleicht ging ja dann alles von alleine.

Sie sei entjungfert worden, raunt Tilo allzu laut in die Runde. Der Braitmeyer könne das auch nichts schaden.

— „Könntest du deine Bemerkung bitte mal wiederholen!", fragte ihn Frau Dr. Braitmeyer.

Sie genoss es, ebenso wie die grinsenden Mitschüler, wie er plötzlich rot anlief und stammelte. Tilo war sich nicht sicher, was sie genau gehört hatte, insbesondere hoffte er, dass seine letzte Bemerkung im allgemeinen Gelächter untergegangen wäre. Wenn sie das gehört hätte, könnte ihm vielleicht auch sein Vater nicht mehr helfen.

— „Also . . . Herr Brandner! Hat es uns die Sprache verschlagen?"

— „Was soll ich denn wiederholen?"

— „Das, was du eben zur allgemeinen Belustigung von dir gegeben hast!", aber nach einer kurzen Pause fuhr sie selbst fort „Das Blut an ihrem Finger, der Dorn der Rose, ein Symbol für eine Entjungferung! Aber warum weint sie?"

Alex' Arm rudert wieder wild und schnalzend durch die Luft. Nachdem sie vergeblich darauf gewartet hatte, dass sich vielleicht jemand außer Alex melden könnte, gab sie ihm widerstrebend das Wort.

— „Alex?"

— „Es hat bestimmt weh getan!"

Für das darauf einsetzende Gelächter war hauptsächlich der völlig verdutzte Gesichtsausdruck von ihrer Lehrerin verantwortlich.

— „Ich meine doch nur den Dorn!"

Aber mit seiner unverzüglichen und ehrlichen Klarstellung machte Alex alles nur noch schlimmer. Denn nun wurde Tilo wieder aktiv. Der Dorn sei vielleicht zu groß gewesen, sprudelt es aus ihm, und das Gekichere seiner Kollegen zeigte, dass sie seine Obszönität verstanden.

Constantin wünschte sich, dass sie Tilo bestrafen würde, am besten gleich aus der Klasse schicken würde. Tilos Gesichtsausdruck strotzte vor Selbstbewusstsein, wie es Macht und Geld in Gesichter zu zeichnen vermögen. Tilo starrte Walburga unverblümt und dreist an, als wisse er, dass er haben könne, was immer er wolle. Am schlimmsten war jedoch, dass Walburga zurückgelacht hatte, statt sein arrogantes Verhalten mit Missachtung zu strafen.

— „Warum weint die junge Frau in dem Gedicht?", fragt Frau Dr. Braitmeyer, aber sie gibt selbst die Antwort, denn die Stunde ist schon weit fortgeschritten, und sie will wohl das Gedicht unbedingt abschließen, „Hätte sie nicht allen Grund zur Freude? Sie wird allem Anschein nach geliebt, wie wir an der Rose sehen. Sie lebt in einem neuen Haus oder zumindest einem erneuerten Haus . . . ‚Geruch frischer Farbe von weißen Wänden, gelacktem Holz'. Es ist Morgen. Der Morgen ihres Lebens. Sie hat das Leben noch vor sich. Alle Türen

stehen ihr offen. Wirklich alle. Nein. Eine ist gerade zugefallen, symbolisch die Haustüre. Und wer hat die Türe zugeschlagen?"

Eigentlich war auch ihre letzte Frage rhetorisch gemeint gewesen, aber Alex war nicht zu bremsen, seine Weisheit loszuwerden.

— „Der Wind!"

— „Der Wind ja, aber hinter ihrem Ehemann ist sie zugeschlagen. Er hat sie nicht verlassen, denn „noch feuchtwarm nah der Wand warten zwei Pantoffeln auf die abendliche Wiederkehr!"

— „Wer weiß, was noch alles feucht bei der ist!", raunt Tilo, wie immer allzu laut.

— „Ja, sicherlich ist dies auch eine Anspielung auf das Geschlechtliche. Aber es wäre schön, wenn du deine Beiträge in sachlicherer Form vorbringen könntest. … Außerdem ist sie traurig, weil sich ein Traum erfüllt hat. Wie ist das zu verstehen? Man muss doch eigentlich erwarten, dass sie glücklich ist, wenn sich ein Traum erfüllt hat. Es ist sicherlich so, wie zum Beispiel das Prospektewälzen und das Blättern in den Reiseführern vor dem Urlaub. Die Vorstellungen, die Träume sind schöner als alles, was wirklich kommen kann. Dann sind wir plötzlich im Hotel, am Strand oder wo auch immer und sind maßlos enttäuscht. Nicht das es uns nicht gefällt. Vielleicht wird es sogar der schönste Urlaub von allen. Aber was uns traurig macht, ist das wir nun nur einen von allen möglichen realisieren konnten. Wir sind traurig darüber, dass wir so vieles nicht tun können. Das ist es: Jung sein, das heißt, den Kopf voller Prospekte haben. Wählen können zwischen scheinbar unzähligen Alternativen. Man ist sich dessen aber nicht bewusst, man glaubt, alles wird immer so bleiben. Bis man dann plötzlich merkt, dass sich die Alternativen verringern. ‚Erfüllt ein Traum', ‚Tränen, die man nicht sieht!' "

* * * * *

Eigentlich hatte Stella ihn damals gar nicht auf die Pressemeldungen ansprechen wollen. Er würde es schon von selbst ansprechen, wenn er darüber sprechen wollte, aber dann fragte sie ihn — in aller Vorsicht und indem sie ihre eigene Skepsis durchschimmern ließ —, ob an diesen Meldungen etwas dran sein könnte.

— „Mein Vater? Nie!", hatte Constantin beinahe in den Hörer gebrüllt. „Der ist so unbestechlich wie der Papst oder Gott persönlich."

— „In den Medien stellen sie es jetzt aber so dar, als …"

— „Das geht einfach nach dem Schema. Alle Politiker sind korrupt. Colanik ist ein Politiker! Ergo Colanik ist bestechlich, quod erat demonstrandum!"

— „Die brauchen einfach einen Sündenbock, denke ich!"

Beide schwiegen einen Moment.

— „Hörst du dieses merkwürdige Knacksen in der Leitung?", brach er plötzlich das kurze Schweigen in leiser Stimme.

— „Wir haben diesmal eine besonders schlechte Leitung erwischt. Der Preis fürs billige Telefonieren …"

— „Hoffen wir, dass es nichts anderes ist!"

— „Wie meinst du das?"

— „Könnte ja auch sein, dass jemand die Leitung manipuliert hat … Wenn die wirklich kompromittierende Fotos von meinem Vater hätten, wie sie behaupten, warum veröffentlichen sie die nicht? …"

— „Wahrscheinlich müssten sie zu viel wegretuschieren. Wer weiß, wer da sonst noch drauf ist!"

— „Es gibt keine Fotos und damit auch nichts zum retuschieren."

Brandners steiler Fall ging dem Colanik-Skandal voraus. Fast alle Politiker überboten sich in Beteuerungen, dass sie nie etwas mit diesem Verbrecher zu tun gehabt hätten, und manche behaupteten sogar, dass sie vor seinen Machenschaften gewarnt hätten. Sie hofften natürlich, dass niemand alte Interviews herauskramte, in denen sie dem Musterunternehmer Brandner ihre offene Bewunderung zollten, und einige vertrauten darauf, dass niemand in alten Passagierlisten recherchierte und ihre Namen zusammen mit Brandners fände. Flüge in sogenannte Krisengebiete, dort wo Brandner, wie angeblich erst zu diesem Zeitpunkt herausgekommen sei, alles verkaufte, was das Herz der Tyrannen und Generäle höher schlagen ließ. Brandner sah es als natürliche Erweiterung seines bisherigen Geschäftsfeldes: Mit Sprengstoff hatte sein Konzern ja schon im Tunnelbau Erfahrung gesammelt.

— „Warum sagt dein Vater nicht einfach wie es wirklich war?"

— „Der ist selbst einem Schurken wie Brandner gegenüber loyal. Die Wahrheit sagen empfindet er als Diffamierung. Lieber zieht er sich selbst die Schlinge zu …"

* * * * *

Die Schule würde in wenigen Tagen wieder anfangen und wie immer kurz vor Ende der Ferien fühlte Stella wieder dieses bange Gefühl. Die Ungewissheit, was sie nach der langen Zeit erwarten würde. Würde sie ihre alte Klasse behalten? Im letzten Jahr hatte sie sich vor allen Dingen — was sich im Nachhinein als begründet erwies — gesorgt, ob ihr Stundenplan wieder so gut wie im Vorjahr sein würde, denn da hatte sie freitags morgens nur die erste Stunde gehabt, also ideal für lange Wochenenden. Da hatte es sie überhaupt nicht gestört, dass die anderen Tage vollgestopft waren.

Aber diesmal kamen ihr solche Überlegungen belanglos und nebensächlich vor. Diese geistigen Planspiele hatten nicht wie sonst Einzug in ihren Tagesablauf gehalten. Da war nicht das wehmütige Gefühl morgens beim ausgiebigen

Frühstück, dass es damit bald vorbei sei, dass es dann wieder nur die schnelle Tasse Kaffee im Stehen gäbe. Diesmal brodelte mehr als ein flaues Gefühl in ihrem Magen. Es rangelte sich hoch und schien ihren Hals zuzuschnüren. Sie hatte das Gefühl, als könne sie nicht mehr richtig durchatmen, und das Schlucken schmerzte. Der Schulanfang stand wie ein Hinrichtungstermin vor ihr. Nicht ihrer, aber der ganzen Welt des Internets. Es war absurd, denn auch wenn die Schule wieder begonnen hätte, könnte sie weitermachen. Lediglich hätte sie weniger Zeit. Aber es war so, als wäre Constantins Schicksal mit dem Schulanfang gekoppelt. Diese Gefühle waren absurd, denn wenn ihm etwas zugestoßen sein sollte, dann wäre es längst geschehen und die Realität ihres Schulalltags konnte darauf keinen Einfluss haben.

Diese Ferien hatte sie ganz ruhig und gemächlich verbringen wollen. Deswegen war sie nicht mit Brigitte und Betty in Urlaub gefahren. Sie war hart geblieben, obwohl ihre Freundinnen sie lange bekniet hatten, mit ihnen einen Urlaub in der Dominikanischen Republik zu buchen. Sie priesen die tollen Hotels mit ihren kulinarischen Genüssen, den endlosen Büffets unter Palmen vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang im Meer.

— „Nein, dieses Jahr ist für mich der Baggersee und mit seinen deutschen Eichen und Tannen angesagt!", hatte sie scherzend gesagt.

Discos in der Nacht, auch am Strand, barfuß im Bikini unterm Sternenhimmel, und wenn dir heiß wird kühlst du dich im Meer ab.

— „Dieses Jahr haben die sogar den besten DJ von ganz Deutschland unter Kontrakt!", sagte Betty immer wieder. Eigentlich sagte sie nicht „DJ" sondern „Diiiiiijei" und „Konträkt"

Die Reise, die Stella dann, während sich ihre Freundinnen am Strand vergnügten, mit ihrem Rechner und ihrer Vorstellungskraft durchs Internet angetreten hatte, war weiter und intensiver gewesen, als sie es sich zu Beginn der Ferien vorgestellt hatte. Einen weiteren Palmenurlaub hätte sie schon längst wieder vergessen, da würden auch die 9 x 13 Bildchen nicht helfen. Ihre Freundinnen waren längst wieder zurück, als sie immer noch in Freds Kalifornien weilte und das Paris des vorigen Jahrhunderts wurde immer realer. Aber am meisten dachte sie an Constantin.

— „So ich hab' die Nummer", riss Swen sie aus ihren Überlegungen.

— „Von den Colaniks?"

— „Nein, von einem Nachbarn. War eigentlich gar nicht so schwer gewesen. Mit ein wenig Glück und Inspiration hatte ich die richtigen Suchbegriffe eingegeben und dann diesen Illustriertenartikel gefunden."

In dem Artikel brüstet sich ein Herr M., — ein Mann mit einem Allerweltsnamen, wie ihn die Illustrierte bezeichnete —, dass er schon immer in der Nähe der Colaniks gewohnt habe, und jetzt sogar direkt gegenüber. Für die Colaniks sei er immer der Karsten gewesen, und Gabriel und er seien sogar kurze Zeit gemeinsam in die Schule gegangen.

Mehr als unfreundlich sein könne Herr Müller nicht, ermunterte Swen seine Schwester. Swen hatte sich getäuscht, Müller reagierte nicht nur unfreundlich, sondern dazu noch genervt und aggressiv. Nur Stellas flehender, freundlicher Stimme, in der sie ihm versicherte, dass sie ihm nichts verkaufen wolle, dass sie von keiner Versicherung sei und auch nichts mit der Presse zu tun habe, war es wohl zu verdanken, dass er nicht sofort aufgelegt hatte und im Laufe des Gesprächs seine Haltung in skeptische Hilfsbereitschaft änderte.

— „Find' ich ne super Idee den Colaniks einen Zettel mit deiner Nummer in den Briefkasten zu schmeißen. Hätt' ich auch draufkommen können …", sagte Swen lachend.

— „Aber das mit der Polizei beunruhigt mich."

— „Was ist mit der Polizei?"

— „Weiß ich ja auch nicht so genau. Herr Müller sagte nur so etwas wie, dass er mir doch nicht die Nummer der Colaniks geben könne, jetzt wo fast ständig ein Polizeiauto vor deren Türe stehe. Es wäre ja auch ein bisschen viel passiert in letzter Zeit. Das klingt doch so, als sei vielleicht auch Constantin …"

— „Quatsch, bei Spitzenpolitikern steht immer mal die Polizei", sagte ihr Bruder, „apropos 'zugestoßen sein' … Silvia macht sich auch bestimmt schon Sorgen, ich muss sie mal anrufen …"

* * * * *

— „Du kannst jetzt noch nicht gehen!", sagte Stella, die schnell aufgesprungen war und sich ihrem Bruder in den Weg gestellt hatte. Unruhig tänzelte sie von Bein zu Bein, wie ein Fußballspieler, der den Gegner auf jeden Fall daran hindern will, mit dem Ball zum eigenen Tor vorzudringen.

— „Aber der Rechner läuft doch wieder …"

— „Du musst noch bleiben, weil …"

Weil sie Angst hatte vor dem Alleinsein, dachte sie. Weil sie jemanden brauchte, mit dem sie reden konnte. Weil sie mit ihm über Constantin reden wollte. Sie war die Träumerin, er der Rationale. Wenn sie sich, was sie nicht glaubte, in eine Sackgasse verrannt hätte, würde er sie wieder zurückholen. Aber sie sagte nur:

— „… weil es noch Kaffee gibt, den musst du noch trinken! Sonst müsste ich ihn ja wegschütten!"

Sie rannte in die Küche, um den letzten Rest Kaffee zu holen. Sie hatte seinen Gang zur Diele gestoppt, und er würde noch bleiben. Aber nicht weil ihn der Kaffee lockte, auch nicht wegen der Verzweiflung in ihren verschatteten Augen, die er ebensowenig wie das Zittern in ihrer Stimme wahrgenommen

hatte. Es war einfach nur so, dass er das Maß an Müdigkeit überschritten hatte, ab dem alle Entscheidungen halbherzig werden.

Eine verbrannte Brühe, die sie vor über zwei Stunden aufgestellt hatte. Kaum mehr eine halbe Tasse. Natürlich wäre es am besten gewesen, sie hätte ihn weggekippt, aber er hatte das Getränk, das den Namen nicht mehr verdiente, widerspruchslos entgegengenommen. Er würde also noch nicht nach Hause gehen. Der Regen- oder Hagelschauer von Silvias Beschimpfungen würde eine halbe Stunde später auch nicht schlimmer sein. Im Gegenteil, je später er nach Hause käme, je größer wäre die Chance, dass sie bereits schliefe, und er selbst unbehelligt ins Bett könnte.

Swen ließ sich willig von Stella ins Wohnzimmer führen, wo er sich immer noch unter ihrer Führung auf einem der blauen Sessel niederließ. Dann ließ sie sich seufzend auf dem großen Sofa nieder; helles Blau, wie der Sessel.

Ein winziger Schluck des Kaffees, den er noch nicht einmal geschluckt hatte, machte Swen wieder hellwach. Er hatte nur an der Tasse genippt und hatte sofort wieder die Flüssigkeit ausgespuckt.

— „Pfui Teufel! Was für eine Brühe!", brüllte er beinahe, während er sich sein Kinn mit dem Handrücken trocken rieb.

— „Vorhin hatte er dir noch geschmeckt!"

— „Ja, aber ‚vorhin', das war bevor wir die Festplatte gekauft hatten!"

Dann als er sich wieder munter und fit fühlte, dachte er sofort wieder an den Heimweg.

— „Also ich glaube, dass ich nun wirklich gehen sollte!"

Entsetzt sprang Stella auf und griff die Tasse.

— „Ich mache dir einen neuen!"

Dann rannte sie los, immer wieder hastig zurückblickend, als müsse sie sich vergewissern, ob er nicht doch versucht zu gehen. Swen hatte keine Chance ihr zu sagen, dass er überhaupt keinen Kaffee mehr wollte, dass eine weitere Tasse ihn womöglich um die Nachtruhe bringen würde.

— „Ich will einfach nicht alleine sein!", sagte sie später, als auf dem Glastisch eine Tasse Kaffee dampfte.

— „Naja, jetzt muss ich erst mal Stunden warten, bis der Kaffee kalt ist!", sagte Swen scherzend.

Aber Stella lachte nicht. Swen schaute in die Augen einer Eule im düsteren Wohnzimmerlicht.

— „Ich habe Angst . . . vor der Gewissheit!"

— „Bald wirst du sehen, dass deine ganzen Ängste unnötig waren! . . . Aber du könntest dir ein wenig Sorgen um mich machen, denn ich sterbe bald vor Hunger, und das ist gewiss. . . . ein Schinkenbrot wäre jetzt genau das Richtige!"

— „Kann ich leider nicht mit dienen!"

— „Dann halt ein Käsebrot!"

— „Leider auch nicht!"

Erst als er ihr sagte, dass sie ihm dann halt irgendetwas aufs Brot machen solle, sagte sie, dass sie noch nicht einmal Brot habe. Sie habe noch Cornflakes, aber keine Milch mehr. Swen, der sich nicht sicher war, ob es bei ihm zu Hause möglicherweise genauso aussehen könnte, schlug vor, dass sie in die Stadt noch etwas essen gehen sollten.

* * * * *

Auch wenn Adélaïde Marie Demante ihren Sohn fachlich bestens auf die schulischen Anforderungen des Louis-le-Grand vorbereitet hatte, so hatte sie es versäumt, ihm beizubringen — oder möglicherweise war es auch ein unveränderlicher Charakterzug ihres Sohnes — dass er sich auch mit Dingen auseinanderzusetzen hatte, die nicht seinen Neigungen entsprachen, und dass er sich, falls nötig, dem Willen anderer unterwerfen konnte. Darin lag die Tragik seiner Existenz. Dies bereitete ihm sowohl in der Schule als auch als Staatsbürger Probleme. War Louis-Philippe und seine Regierungsform nicht ein Kompromiss, mit dem er sich hätte zufriedengeben können? Wenn man es mit heutigen Demokratievorstellungen vergleicht, lautet die Antwort natürlich nein, aber unter den Umständen der Zeit sah es wohl anders aus. Unsere heutigen Demokratien werden ja auch — oder hoffentlich — unter dem Blickwinkel von Bewohnern des 22. Jahrhunderts höchst unzureichend erscheinen.

* * * * *

Fast alle glaubten im Nachhinein, dass sie in der Nacht zum Sonntag Licht in der Kirche gesehen hätten. Aber obwohl sie es sonderbar gefunden hatten, hielt es keiner für nötig, nachzuschauen oder andere zu alarmieren. Jeder hatte eine Erklärung parat, die ein Einschreiten überflüssig machte. Irgendein Pater — auch wenn sie nicht wussten, wer von ihnen — würde dort in der Stille und Andacht der Kirche noch Exerzitien absolvieren. Oder war es gar eine mögliche Wiederkehr, also Auferstehung, von Pater Ignatius, von dem die Legende sagt, dass er tags und nachts gebetet habe, damit die feindlichen Truppen ihr Kloster verschonen mögen. Feuer rund ums Kloster, kaum ein Gebäude, das nicht ein Raub der Flammen wurde, aber ihr Kloster mit allen Gebäuden habe wie eine Insel in dem Meer der Verwüstung gestanden, nachdem sich die Soldaten zurückgezogen hatten.

Ein paar besonders misstrauische Mönche hatten sogar in Erwägung gezogen, dass Kunsträuber am Werk sein könnten, als sie nachts das Licht in der Kirche sahen. Möglicherweise könnten sie es auf das berühmte riesige Kreuz im Altarraum abgesehen haben, das mit dem überlebensgroßen hölzernen Jesus. Aber dagegen sprachen zu viele Fakten: Würden solche Leute die Kirche

so hell erleuchten? Wie wollten sie es abtransportieren, denn dazu brauchten sie einen Laster vor der Kirche? Sie konnten es ja schlecht durch den ganzen Park schleppen. Aber wo in aller Welt könnten sie dieses Kunstwerk verkaufen? Es war wertvoll, aber auf dem Schwarzmarkt unverkäuflich. Also musste es doch jemand vom eigenen Orden sein, und sie legten sich beruhigt schlafen.

Irgendwann nach Mitternacht sei die Kirche wieder dunkel gewesen, wussten am darauffolgenden Sonntag einige zu berichten. Die Exerzitien wären beendet, hatten sie gedacht. Aber niemand konnte sich zu diesem Zeitpunkt vorstellen, was sie am nächsten Tag erwartete. Im Wesentlichen Bettlaken, die aus der Kleiderkammer des Internates stammten, wie man an den Stickereien erkennen konnte.

Sonntagmorgens sammelten sich die wenigen übers Wochenende verbliebenen Schüler und Schülerinnen, die Lehrer und Lehrerinnen, der Abt, seine Pater und Brüder, sowie eine Fülle von sogenannten Gläubigen aus Bad Trunningen auf dem großen Platz vor dem Brunnen.

Vom Platz folgte die Gemeinde singend dem mobilen Stockkreuz. Vorneweg Priester und Ministranten. Vorbei an Dädalus und Ikarus, zwischen den Baumriesen hindurch zur Kirche. Aber kaum waren Messdiener und Geistliche durch die Pforte verschwunden, stoppte die Prozession.

Bruder Alfons stand im Eingang oder besser blockierte den Eingang. Abt Ignatius hatte ihn unverzüglich zurückgeschickt. Er sollte die Leute am Eintreten hindern. Ignatius wollte ihnen den blasphemischen Anblick ersparen und damit den Schmerz und die Wut, die ihn beim Eintritt packte. Aber solche Gefühle hätten sicherlich nur die ganz Frommen mit ihm geteilt. Viele hätten eher gegen Lachkrämpfe ankämpfen müssen, denen sie sich später, — nachdem sie erfahren hatten, was vorgefallen war — genüsslich ergaben.

— „Bevor wir eintreten, wollen wir erst noch ein paar Fürbitten sprechen!", intonierte Alfons mit lauter Stimme.

Jedem war klar, dass irgendetwas Außergewöhnliches in der Kirche passiert sein musste, denn auf den Stufen zum Eingangsportal hatten sie noch nie Fürbitten gesprochen.

Bruder Alfons war als wandelndes Heiligenlexikon bekannt. Man nannte ihm ein Leiden und er konnte einem gleich mehrere Heilige nennen, die bei entsprechendem Gebet helfen würden. Für jeden Beruf, ja fast jede Sache wusste er den oder die passende Heilige.

Bruder Alfons, der immer noch den Eingang der Kirche blockierte, beschwor den heiligen Titus, Patron gegen Freigeister, der einen heidnischen Tempel nur mit seinen Worten zum Einsturz gebracht haben soll. Titus solle ihnen beistehen gegen Frevler, denen nichts heilig scheint. Zwei Ministranten quetschten sich mit einer Leiter, die sie eilends herangeschleppt hatten, an Bruder Alfons vorbei.

Der heilige Germanus, Schutzpatron gegen Durchfall und Irrsinn, sollte für

sie beten, und in der Kirche krabbelte einer der Messdiener neben dem großen Kreuz auf die Leiter.

Alfons bat um die Hilfe der heiligen Genoveva, die er als Schutzheilige gegen Trockenheit und Krieg kannte; Abt Ignatius' Gesicht hellte sich wieder etwas auf, als das bemalte und zugeschnittene Bettlaken vom Kreuz entfernt wurde. Die Messdiener grinsten nun unverholen vor sich hin.

Sicherheitshalber flehte Alfons noch den heiligen Nikolaus von Myra und den Heiligen Vinzenz von Valenzia an, denn die helfen, wie er zu wissen glaubte, bei der Wiedererlangung gestohlener Sachen. Alfons hatte ja nur einen kurzen Blick in die Kirche geworfen, hatte den Wal mit dem großen traurigen Auge gesehen und die beiden anderen Bettlaken, und er wusste nicht, ob es sich um eine Schändung oder einen Diebstahl in der Kirche handelte.

„Erst die Wale dann der Mensch!", stand in großer roter Schrift auf einem der Laken, das das Marienbild umhüllte. Das Laken, welches das große Holzkreuz umhüllte, zierten dicke schwarze Lettern „Wale werden nicht mehr auferstehen!"

Den Altar umhüllte ein Laken mit einer Weisagung der Cree-Indianer: „Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fisch gefangen, der letzte Fluss vergiftet ist, werdet Ihr merken, dass man Geld nicht essen kann."

* * * * *

Walburga hatte Constantin aus der düsteren Bibliothek des Internates befreit. Statt Muff der alten Bücher der Duft von Blumen und Tannen. Statt Ciceros „De officiis" hätte im Lesesaal auch ein Telefonbuch vor ihm liegen können. Für seine Lateinvorbereitungen wäre es ihm an diesem Nachmittag ebenso nützlich gewesen und sicherlich ebenso packend. Statt zu büffeln wanderten seine Blicke mal verstohlen mal unverhohlen auf die andere Seite des riesigen Tisches, an dem bequem zwölf Schüler Platz finden können. Immer wenn ihn dort ein bezauberndes Lächeln empfing, kaute und suckelte er energischer an seinem Bleistift. Ein entlarvendes Lächeln, eines, das ihm zeigte, dass sie wusste, dass er außer Bleistiftfarbe nichts verinnerlichte.

— „Ob wir hier sitzen und nichts machen oder draußen, kommt doch auf dasselbe hinaus, oder nicht?", resümierte Walburga flüsternd in der Bibliothek.

Kaum eine Stunde später sind sie fern von allen Büchern, verlassen gerade einen dichten Tannenwald und das Ziel ihrer Wanderung, der imposante Gipfel, Hasenfels genannt, scheint nun greifbar nahe. Nebeneinander wandern sie über eine Weide, weich vom Regen der letzten Nacht. Sie achten auf ihre Schritte, denn die Wiese ist übersät mit Kuhfladen.

— „Da hinten, das ist doch Fadimann, der alte Spanner mit seinem Köter?", fragt Walburga.

Walburga ergriff wieder Constantins Hand, so wie sie es auch getan hatte, als sie die sogenannte Wolfsburg, so wie Fadimanns Haus von allen nur genannt wurde, passiert hatten. Ein riesiges altes Bauernhaus, gespickt mit bizarren Erkern und Türmen, eigenhändig von Fadimann im Laufe der Jahrzehnte angebaut. Wucherungen im alten Gemäuer, die scheinbar die Gesetze der Statik widerlegen wollen und eine Kampfansage an das ästhetisch-architektonische Empfinden der Trunninger darstellen. Drei Hektar Land umgeben diese Fantasieburg. Nur solche der deutschen Sprache Unkundige würden es als Garten bezeichnen. Dort wuchern und gedeihen nicht Pflanzen, sondern Alpträume für Hobbygärtner, der einzige noch verbliebene Urwald in Europa, düster und unheimlich im Schatten des Varkopfes. Eine dichte Hecke, die im Sommer undurchdringlich für Blicke von Neugierigen ist, garantiert blühende Fantasien. Aber während die Blätter und die Äste für das Licht eine unüberwindliche Barriere darstellen, gilt dies keineswegs für den Schall, denn das unheimliche Geheul von Wölfen dringt tags und nachts durchs Gestrüpp. So war es ganz natürlich, dass Walburga dort Constantins Hand ergriffen hatte und schneller lief, um möglichst schnell dieses Anwesen zu passieren. Niemand außer Fadimann, — oder vielleicht noch seine uralte Mutter, — wusste wie viele Wölfe auf seinem Anwesen lebten. Mit einem Pärchen war er damals zurückgekommen, als der Krieg schon lange vorbei gewesen war. Zwei sibirische Wölfe.

Leicht hatte er ihre Hand gedrückt, und sie hatte seinen Druck erwidert, deutlich und fest.

Johannes, in dessen Fantasie so vieles möglich war, sah Bad Trunningen und vor allem das Internat als die Hölle und statt Kerberos gab es Fadimanns Wolfsrudel. Wölfe und Hunde bevölkerten Johannes' Geschichten, die häufig auf die anderen wie Regenschauer prasselten. Manchmal erst ein paar Tropfen aus heiterem Himmel, kaum wahrnehmbar, aber Köder, an denen sie sich festbissen, und das galt auch für Tilo, der meist nur sarkastisch grinste, wenn Johannes ansetzte. Aber auch er konnte Johannes' Künsten nicht entgehen. Wie ein orientalischer Geschichtenerzähler zieht er andere in seinen Bann. Blitz und Donner waren dann plötzlich nicht mehr reine Naturphänomene. Die griechischen Helden und die Götterschar lebten dann wieder unter ihnen. Oft lagen seine Zimmergenossen danach schlaflos in ihren Betten, und Kerberos starrte sie mit seinen sechs gleißenden Augen aus drei Köpfen an, und in der Ferne heulten Fadimanns Wölfe.

Auch wenn Constantin den Alten mit seinen Wölfen merkwürdig und bisweilen unheimlich fand, so störte ihn dennoch das negative Bild, das die anderen von ihm hatten. Seine beiden Wölfe Thor und Leika, mit denen der Alte auch durch die Straßen von Bad Trunningen spazierte, freuten sich, wenn sie Constantin sahen, sprangen meistens wie verspielte Hunde an ihm hoch und leckten ihm sogar die Hände. Geduldig ließ sich Constantin in die sibirische

Taiga entführen, die Fadimann nach seinen Erzählungen jahrelang nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs alleine oder in Begleitung seiner treuen Wolfsfreunde durchstreifte.

Constantin widersprach Walburga; er wollte nicht, dass sie ihn als Voyeur bezeichnete.

— „Dann frag' mal Birgit, die kann dir ein Lied davon singen! Sie knutscht ahnungslos mit ihrem Freund herum und die ganze Zeit kauert der Kerl hinter einem Gebüsch. Wäre nicht plötzlich einer seiner Köter herausgestürmt, wäre es ihnen noch nicht einmal aufgefallen."

Seit der Deutschstunde, als sie das Gedicht interpretierten und Walburga im Licht der Morgensonne glänzte, war alles anders. Selbst ihr Name war nun schön für ihn. Sein anfängliches Entsetzen konnte er nicht mehr nachvollziehen. „Mein Gott, wie können Eltern ihrem Kind so einen Namen antun!" Brunhilde, Siegfried, Walhalla, die ganzen deutschen Heldensagen ließen grüßen. Aber was soll man schon von Eltern erwarten, wenn die ‚von Sunnegut' hießen, hatte er gedacht. Aber an diesem Morgen war die Bedeutungs-Metamorphose initiiert worden. Nun konnte, nun durfte sie gar nicht mehr anders heißen. Alles Hässliche, alles Störende an ihrem Namen hatte sich an jenem Morgen wie Nebel im Licht der goldenen Sonne aufgelöst. Ihr Name war entstaubt. Der Name „Walburga von Sunnegut" stand nun für eine Zauberin, die bei jedem Lachen ihre Lippen so weit öffnet, dass ihre strahlend weißen Zähne zu sehen sind, sinnliche herzförmige Lippen unter einer kleinen, himmelwärts strebenden Stupsnase. In Gedanken ließ er ihren Namen Walburga erklingen und sah in ihre dunklen, großen Augen mit ständig herumhüpfenden Pupillen. Augen mit dunklen Wimpern, die in spannungsvollem Widerspruch zu ihrem blonden leicht gewellten schulterlangen Haar stehen. Plötzlich hatte der Name wieder den Glanz des alten Adelsgeschlechtes zurückgewonnen, obwohl ihre Familie zu einem verarmten Spross gehörte. Ihr Vater, ein Freiherr, der zum Start seiner beruflichen Karriere Tante-Emma-Läden bereiste. „Kennen Sie schon unsere Stammmarke ‚Die gute Bausmann'?" oder „Bausmann Extra unsere neue! Wollen Sie mal probieren" „Bausmann besser als vom Haus-man" war einer der Werbeslogans. Keine edle Konfitüre für Adlige, sondern Brotaufstrich für Familien, die Marmelade aßen, weil Brot und Käse zu teuer für sie waren. Wenige Pfennige pro Glas Provision für Freiherrn von Sunnegut. Wagenladungen musste er umsetzen, bis ein paar Hunderter für ihn hängen blieben. „Bausmann, weil's niemand besser kann!" Schlechter machen, das wäre die größere Herausforderung. Morgens auf dem Frühstückstisch standen sie immer vor Walburga, aufgereiht wie Zinnsoldaten, die ganzen Bausmänner: Erdbeere, Aprikose, Himbeere, Holunder und viele andere, dann die Adligen unter den Bausmännern, „Früchte des Waldes", die außer dem Etikett wohl sehr viel mit der gewöhnlichen Erdbeerabfüllung gemein hatte. „Bausmann Tropika": Stücke von Apfelsinen- und Zitronenschalen und vor allem das Foto vom

Palmenstrand gaben dieser Marmelade das Südseeflair. Abends marschierten sie dann wieder auf, Glas für Glas, alle Bausmänner, aber dann gab es meist zusätzlich, — wenn auch streng quotiert, — Wurst und Käse.

Auch an diesem Morgen in Frau Dr. Braitmeyers Stunde hatte Walburga ihm wieder ihr Lachen geschenkt — ihr sofortiger Lohn dafür, dass er ihr geholfen hatte, obwohl er es sich selbst damit wohl entgültig mit der Deutschlehrerin verscherzt hatte.

— „Also Walburga, wie hieß denn das Thema?"

Alexander, der auch an diesem Vormittag wieder seinen schweinsfarbenen Pullunder trotz Sommer und Hitze über einem weißen Hemd trug, konnte natürlich wieder nur schwerlich an sich halten. Man konnte ihm ansehen, wie er litt, dass Frau Dr. Braitmeyer nicht ihn bemühte. Er brannte darauf ihr zu zeigen, dass er den Titel nicht vergessen hatte, dass er aufgepasst hatte. Aber sie ignorierte ihn, wollte nicht von ihm in ihrem Spiel mit Walburga gestört werden. Eine ausgemergelte alte Katze, die ihre Maus mal ein Stück weit loslässt, um gleich wieder mit der Tatze loszuschlagen.

— „Me me me ", begann Walburga zu stottern, während ein paar Tränen ihre Wangen hinunterkullerten, „memmissgegegeglückte Rad . . . "

— „Genau 'Missglückte Radtour´ ", unterbrach sie Walburga barsch unter dem allgemeinen Gelächter der Klasse „ 'Missglückte Radtour´ und nicht 'Meine arme Mama´ oder vielleicht 'Ein schönes Weihnachtsfest´ hieß das Thema! Und dein Aufsatz ist wohl eindeutig missglückt!"

Das grölende Gelächter der Klasse verstummte sofort, als Frau Dr. Braitmeyer ihren grauhaarigen Pagenkopf in Zeitlupenverneinung hin und her bewegte und dabei ein „So geht es nicht!" murmelte. Immer wieder fixierte sie einzelne Schüler, wobei sie jedesmal auch ihre Brille neu zurechtrückte, obwohl sie gar nicht gerutscht war. Alle außer Constantin blickten zu Boden, um dem phosphoreszierenden funkelnden Blick der Gorgone zu entgehen. Aber sie brauchte gar nicht wie Medusa mit ihren Blicken zu versteinern, schon die Angst davor lähmte unwillkürlich. Ihre Augen waren es, die einmal in einer solchen Situation eine Neonröhre nebst Fassung fallen ließen, sagte eine Anekdote, die schon von vielen Schülergenerationen tradiert worden war. Auch wenn die Sachverständigen später sagten, dass es ein Wunder sei, dass nicht schon mehr Dinge aus dem völlig maroden Deckenverputz heruntergefallen seien, wollte niemand von denen, die Frau Dr. Braitmeyer schon einmal erlebt hatten, eine so profane Erklärung akzeptieren. Konnte es denn Zufall sein, dass die Beleuchtung ausgerechnet auf den Tisch des Schülers gefallen war, der ihren Zorn erregt hatte? Variationen der Geschichte ließen sogar die Lampe direkt auf den Kopf des Schülers fallen, ließen ihn ins Krankenhaus kommen oder machten Frau Dr. Braitmeyer sogar zur mordenden Hexe.

Aber Constantin hielt an diesem Morgen ihrem Blick stand, ohne dass ihm der Himmel auf den Kopf fiel.

— „Da hätte sie uns ebenso gut auch noch von Adam und Eva erzählen können. . . . " fuhr Frau Dr. Braitmeyer fort und wendete sich dann wieder direkt an Walburga „Also, was können wir dir denn für diese Leistung . . . oder besser Nichtleistung für eine Note geben?"

Immer führte sie das gleiche scheinheilige Prozedere auf. Wenn sie jemandem eine schlechte Note verpasste, musste immer der Pluralis Majestatis herhalten. Ein 'wir´, dass auch ihr Opfer mit einschloss und gleichzeitig höhere Gerechtigkeit vorgaukeln sollte, Naturrecht oder Gottesurteil, aber es wirkte meist eher wie olympische Willkür. Alle fürchteten sich vor der zum Sprung bereiten Katze.

— „We we wenn man Schauspielerin werden will, muss man auch was von Deutsch verstehen!",

Vielleicht hatte Walburga das Gefühl, dass sie extra zu Beginn ihres Satzes gestottert habe, um sie nachzuäffen, und damit ihren Berufswunsch besonders lächerlich zu machen. Plötzlich schnellte sie empor und schaute ihre Peinigerin mit kämpferischen Augen an! Wenn es wirklich darauf ankommt, wenn sie sich in die Ecke gedrängt fühlt, wenn ihre Wut überschäumt, oder wenn sie so aufgeregt ist, dass andere normalerweise stottern, dann strömt die Sprache bei ihr ebenso mühelos, wie wenn sie völlig ruhig und entspannt ist:

— „Ich werde Schauspielerin! Und daran wird mich niemand hindern!"

— „Also bleiben wir bei deinem Aufsatz. . . . ", fuhr Frau Dr. Braitmeyer mit ihrem bewährten Prozedere fort, als sei sie nie durch Walburgas Kraftausbruch unterbrochen worden. „Ich denke, dass wir für diese unzureichende Leistung nur eine Note geben können?"

Constantin konnte ihr sadistisches Ritual nicht mehr länger ertragen und wollte nicht mehr länger schweigen, auch wenn er sich selbst schaden würde:

— „Ja und zwar eine Zwei!"

— „Kann es sein, dass sich eben unser Mathegenie in der Kunst der Rhetorik übte? . . . Allem Anschein nach hat er sich sogar verrechnet!", sagte sie sarkastisch.

Ihr hochroter Kopf verriet, wie sehr sie sich über Constantins Bemerkung geärgert hatte und die Klasse verstand die Zeichen richtig zu deuten, denn plötzlich herrschte ein Geräuschvakuum, kein Rascheln, kein Hüsteln — auch wenn es Alex wohl äußerst schwerfiel — und nicht das zaghafteste Räuspern.

Dann spricht sie im Zeitlupentempo. Jedes Wort betont. Immer eine gewichtige Pause dahinter. Leise sprach sie, aber laut genug für das Geräuschvakuum im Raum. Vorsichtig artikulierte sie ihre Wörter, so als seien sie Granaten oder Bomben, die sie vor einem endgültigen Einsatz erst noch vor sich aufreihte:

— „Hört, hört! Eine Zwei vergibt unser Zahlenkünstler für 'Thema verfehlt´? . . . "

Sie holte gerade tief Luft, um wieder eine Agitation zu starten, als sie Constantin unbeirrt unterbrach:

— „Hat sie aber nicht!"

— „Bitte?", donnerte ihre Stimme.

Ihre Stirne voller wandernder Dünen, und sie starrt ihn aus zu Schlitzen geschrumpften Augen ungläubig an. Ihre Hände über die Wangen gepresst und ihre Zeigefinger nahe an ihren Ohren, so als wollte sie bereit sein, sie bei Bedarf schnell zuhalten zu können.

— „Sie hat das Thema nicht verfehlt! Was sie geschrieben hatte, war notwendig, sonst hätte ich ihre Trauer am Ende, als ihr Rad gestohlen wurde, nicht verstehen können."

— „So so, dann hättest du ihre „Trauer" nicht verstehen können. Dafür musstest du wissen, dass ihre Eltern damals arm waren? … Müsstest du nicht vielleicht auch noch wissen, was mit ihren Großeltern war. Ein bisschen was vom Krieg und von der Vertreibung aus dem Paradies wäre doch auch nicht schlecht!", sagte sie mit süffisanter Stimme und erzielte wieder ein paar Lacher in der Klasse.

— „Sie hatte sich lange Zeit vergeblich ein Rad gewünscht, während ihre Freundinnen schon lange welche hatten. Und dann noch fast ganz neu wird es bei der Radtour gestohlen und sie weiß, dass ihre Eltern nicht Geld genug haben, um ihr unverzüglich ein neues zu kaufen. Das muss man wissen, um ihre Trauer und ihren Schmerz zu verstehen!"

— „Auch wenn du in Mathe über … gewisse … Fähigkeiten verfügen magst, so solltest du doch deine Grenzen kennen!"

Constantin glaubte, dass sie ihn provozieren und verletzen wollte. Wie sollte er sonst ihren hämischen Gesichtsausdruck und die Art, wie sie „gewisse" betont hatte, interpretieren. Ihn störte es nicht, wenn man ihm in Deutsch oder Latein die Begabung aberkannte, aber dass sie nun so tat, als sei sein Können in Mathe auch nichts Besonderes, machte ihn rasend.

— „Ich weiß, was ich nicht weiß, was man von manchen Lehrerinnen nicht sagen kann, wenn sie sich wegen eines Studiums und ihrem Titel einbilden, allwissend zu sein …"

Am Pult rang plötzlich ein hochroter Fischkopf im Trockenen nach Atem. Ihre Hände hatte sie nun fest auf ihre Ohren gepresst, und ihr Kopf kreiste mit schmerzverzerrtem Gesicht hin und her. Ihr Hals wabberte unter unkoordinierten Schluckbewegungen.

— „Ich denke, einer von uns ist hier zu viel im Raum!", brüllte sie plötzlich.

— „Von mir aus dürfen sie gerne gehen!" murmelt Constantin mit zittriger Stimme.

Wenn einige unter anderem auch Walburga nicht spontan gekichert hätten, dann hätte sie Constantin sicherlich schroff zurechtgewiesen, oder hätte ihn energisch aufgefordert, den Raum zu verlassen. Aber das schadenfrohe Gelächter war zu viel für sie. Sie konnte ihre Fassung nicht wiedergewinnen. Was dann geschah, war wohl einmalig in ihrer pädagogischen Laufbahn. Sie

verlor völlig die Kontrolle über sich, verließ heulend wie ein Schulmädchen den Raum und rannte, ohne lange zu überlegen, zum Direktor. Dort musste sie, wie Constantin viel später erfuhr, ihre nächste Schlappe einstecken. Er könne nicht verstehen, dass eine so erfahrene Lehrerin wie sie sich von einem unreifen Schüler ins Bockshorn jagen ließe, sagte dieser nur.

Auf dem steileren Teil der Weide greift Walburga Constantins Hand. Trocken und angenehm warm, während seine, wie häufig, verschwitzt und heiß ist. Energieübertragung von Ballen zu Ballen und plötzlich rennt Constantin los, Walburga kommt kaum nach, aber sie lässt seine Hand nicht los.

— „He, was ist denn mit dir los? Bist du plötzlich zur Bergziege geworden?"

— „Wär doch gar nicht so schlecht, wenn man dann den ganzen Tag in so einer tollen Umgebung verbringen kann!", sagt Constantin.

— „Die Natur ist wirklich super, aber immer nur in so steilem Terrain zu kraxeln und Gras zu fressen, würde mir wohl nicht so viel Spaß machen! . . . "

— „Ohne dich würde es mir auch keinen Spaß machen!", sagt er und errötet sofort.

Damals nach der Deutschstunde, in der sie das Gedicht von Bernard Bychan besprochen hatten, war er nervös neben Walburga und Kirstin in Richtung Pausenhof hergelaufen, denn er wartete ungeduldig auf eine günstige Gelegenheit, Walburga zu fragen, ob sie mit ihm ins Kino ginge. Natürlich kreiste ihr Gespräch um die vergangene Deutschstunde, und wie schon so oft vorher, wurde erörtert, wie blöd die Braitmeyer sei. Immer diese blöden Gedichte und warum hatte sie nicht hart gegen Tilo durchgegriffen, so wie sie es bei jedem anderen auch getan hätte. Aber Constantin, der sich sonst gerne und energisch an solchen Diskussionen beteiligte, interessierte sich nur für sein Kinoproblem. Wann und wie würde er sie fragen? Was, wenn sie einfach so nein sagen würde? Würde das automatisch bedeuten, dass sie sich nicht für ihn interessierte? Wäre er doch nur endlich einmal mit ihr alleine, dann würde er sie fragen. Aber wenn er nur daran dachte, fühlte er ein unangenehmes Ziehen in seiner Magengegend. Solange Kirstin da war, hatte er eine Ausrede, brauchte er nicht mutig zu sein. Aber wahrscheinlich würde Kirstin nicht von ihr weichen. Sie würde wie immer die große Pause mit ihrer Freundin verbringen, und wahrscheinlich würden sich bald noch andere dazugesellen.

Aber dann, noch bevor sie den Hof betraten, verschwand Kirstin unvermittelt in Richtung Toilette. Sie hatte es so eilig, dass sie gar nicht erst wartete oder fragte, ob Walburga mit wollte. Walburga und er sollten bitte auf sie warten.

— „Ähem . . . Was ich noch fragen wollte . . . äh . . . hättest du Lust . . . mit mir ins Kino zu gehen."

— „Was kommt denn?"

Auf diese Frage war er nicht vorbereitet, obwohl sie ihm sofort als logisch und konsequent vorkam. Man geht doch nicht einfach so ins Kino, sondern man geht in einen bestimmten Film. Aber er hatte keine Ahnung, was überhaupt

gespielt wurde. Aber das konnte er ihr doch nicht sagen. Was würde sie von ihm denken? Wäre es nicht unmittelbar offensichtlich, dass es ihm gar nicht ums Kino ginge? Aber sie löste lachend sein Dilemma.

— „Okay. Sag's nicht! Ich lass mich überraschen! Wann wolltest du?"

— „Wie wär's mit heute Nachmittag?", fragte er zaghaft.

Aber nachmittags war die Überraschung bei Constantin. Nicht der grauenhafte Film: Hohe Berge im Alpenglühn, grünliche Bergseen, schnuckelige Gemsen und viele fröhliche Menschen, aber eines gab es nicht im Film: eine sinnvolle Handlung.

Sie würden sich im Saal treffen, hatte sie morgens vereinbart, so könnte er gute Plätze reservieren. Ganz oben in der letzten Reihe, saß er. Genau in der Mitte, die besten Plätze. Vor dem Film wartete er ungeduldig auf sie, obwohl sie gesagt hatte, dass sie wohl erst nach der Werbung käme, denn dann wären sie erst fertig mit der Probe des Theaterstücks. Der Werbeblock näherte sich seinem Ende, und er schaute immer öfter in Richtung Eingang. Auf dem für sie auserkorenen Platz warteten schon eine Cola, eine Packung Chips, sowie diverse Süßteile auf ihre neue Besitzerin.

Er rieb sich die Augen, aber es gab keinen Zweifel. Auch im Dämmerlicht war ihre kräftige Statur unzweifelhaft erkennbar. Sie lächelte sogar, verlegen in seine Richtung, und kam zielstrebig auf ihn zu. Vergeblich wies er sie darauf hin, dass der Platz für Walburga reserviert sei. Sie setzte sich einfach neben ihn.

Am Morgen hatte Walburga ihren schicken roten Schal wohl doch nicht nur aus modischen Gründen auch während des Unterrichts getragen. Das leichte Kratzen im Hals war doch keine geschickte Ausrede bei der Braitmeyer gewesen und ihre glühende Gesichtsfarbe nicht der Morgensonne sondern einer erhöhten Körpertemperatur zuzuschreiben gewesen.

Dann erklärte sie ihm, während sie Kartoffelchips zermalmte, dass Walburga schon früher aus der Theater-AG zurückgekommen sei und sich sofort ins Bett gelegt habe. Damit er nicht ganz alleine sei, sei sie nun gekommen, sagte Kirstin lächelnd. Außerdem spiele in dem Film ihr Lieblingssänger den Bergführer. Constantin hasste Filme, in denen gesungen wird und Rudi, der schöne, der unwiderstehliche Bergführer beschmalzte mindestens die Hälfte des Filmes die naiv glücklich um ihn gackernden Mädchen und Frauen. Ausgerechnet die hübscheste von allen scheint immun gegen seinen Sirenengesang. Rudi will natürlich nur sie, wie könnte es anders sein, und Steffi mit den blonden Zöpfen, lässt ihn 88 Filmminuten bis zum Happyend zappeln.

Walburga drückt Constantins Hand fester und reibt ihre Finger über seinen Handrücken, während sie zusammen die Weide zum Varkopf heraufgehen. Constantin war glücklich und konnte seine Trauer und Verzweiflung am Wochenende nicht mehr verstehen. Walburga war von Tilos Eltern abgeholt worden. Tilo hatte ihm zum Abschied grinsend zugezwinkert.

— „Sag' mal, hast du eigentlich mit der Kirchenschändung zu tun?", fragte plötzlich Walburga.

— „Das war keine Schändung!"

— „Ist mir egal, wie du es nennst. Ich will nur wissen, ob du dabei warst!"

— „Im Prinzip ist es doch egal, ob ich es war oder nicht. Wichtig ist nur, was Rex denkt! Für den bin ich sicherlich der Schuldige!"

— „Das wirst du ja morgen hören. . . . Aber mir könntest du doch wenigstens die Wahrheit sagen . . . "

— „Ich will dir nicht sagen, was ich weiß, dann brauchst du auch nicht zu lügen!"

— „Warst du eifersüchtig wegen Tilo? Hast du es deshalb getan?"

— „Warum sollte ich eifersüchtig gewesen sein?"

— „Es sah so aus. . . . Warum machst du immer so einen Scheiß. Du tust wirklich alles, damit du von der Schule fliegst . . . "

— „Anders herum: Die tun alles, um mich loszuwerden. Das ganze Scheiß-System taugt nichts. Mathematische Genies scheitern, weil man sie mit zwei Fremdsprachen und Spitzfindigkeiten der deutschen Sprache foltert, als ob es immer noch notwendig sei, wissenschaftliche Erkenntnisse in Latein zu veröffentlichen. Wenn jemand sprachlich fit ist, dann kann er sich ruhig eine Fünf in Mathe leisten, denn Einsen und Zweien in Deutsch und den Fremdsprachen gleichen das aus. Aber jemand der sprachlich schlecht ist, ist meist in allen sprachlichen Fächern schlecht, da kann man mit Mathe alleine nichts ausgleichen. Kein Wunder, dass die meisten berühmten Mathematiker und Physiker in der Schule große Probleme hatten."

— „Das mag ja alles stimmen, aber du solltest trotzdem nicht ständig einen kompromisslosen Konfrontationskurs mit den Lehrern fahren. Heute Morgen zum Beispiel, das war nicht nötig . . . "

— „Ich wollte dir helfen!"

— „Hast du aber nicht! Du hast dir selbst geschadet! Damit hast du es dir endgültig bei ihr verscherzt!"

— „Die kann mir überhaupt nichts anhaben!"

— „Sehe ich nicht so . . . und Rex?"

— „In Latein müsste es in der letzten Arbeit geklappt haben. Vielleicht sogar mal eine richtig gute Note . . . "

— „Oh, wieso denkst du?"

— „Quatsch, Rex hatte doch in den letzten Arbeiten immer einen Kapitelanfang von "De officiis gewählt. Also. Ich hatte systematisch einige noch verbleibenden Kapitelanfänge mit der Übersetzung von Gunermann durchgearbeitet. Solange, bis ich sie fast auswendig konnte. Tja und dann hatte ich halt Glück!"

wäre!"

Sie hatten den Gipfel des Hasenfels erreicht und Walburga ging nahe an den Abgrund heran.

— „Pass auf, wenn du da runterfällst …", begann Constantin seine Warnung ohne die grausige Vorstellung weiter auszumalen.

— „Kennst du eigentlich die Geschichte, wie der Fels zu seinem Namen gekommen ist?", fragte Constantin Walburga.

Johannes hatte ihm die Geschichte erzählt, als sie einmal zusammen oben auf dem Felsen waren. Natürlich hatte Johannes es in seiner Art ausgeschmückt, aber man konnte die Handlung auch in einem Satz fassen. Ein Hase springt in seiner Verzweiflung, denn er wird von Hunden und Jägern gejagt wird, vom Felsen und landet unversehrt wieder auf dem Boden, während oben auf dem Felsen, die Jagdgesellschaft das Nachsehen hat.

— „Manchmal muss man das scheinbar Unmögliche wagen, um zu gewinnen!", war Johannes' Fazit gewesen.

— „Aber im Prinzip hatte er doch keine Chance!", wandte damals Constantin ein.

— „Keine Chance hätte er gehabt, wenn er nicht gesprungen wäre. Dann wäre er zur Jagdtrophäe und Hasenbraten geworden."

— „Trotzdem, seine Flucht war selbstmörderisch!"

— „Apropos Selbstmord. Hatten schon einige hier versucht!"

— „Und? Ging wie bei dem Hasen!"

— „Ne, hat immer geklappt!"

Constantin sagte, dass er so etwas nie machen könnte. Aber was wäre, wenn er einmal so verzweifelt wäre, dass er keinen anderen Ausweg mehr sehen würde.

— „Wie sieht es eigentlich in Deutsch bei dir aus?", hatte Constantin ihn daraufhin scheinbar unvermittelt gefragt.

— „Dass ich ausgerechnet in Deutsch so schlechte Noten kriege. Das zermürbt mich …Wenn ich deswegen kleben bleibe, muss ich diesmal die Schule verlassen …"

— „Hey, was soll ich denn da sagen?"

— „Du hast Super in Mathe und bekommst auch die entsprechenden Noten. Nicht so wie bei mir in Deutsch. Wie soll ich jemals ein guter Schriftsteller werden, wenn ich in Deutsch so schlechte Noten habe?"

— „Du bist schon ein Schriftsteller. Der beste Geschichtenerzähler, den ich kenne und daran ändern auch die Phantasienoten von der blöden Braitmeyer nichts! Mensch Johannes, ich habe noch nie jemanden mit einer so blühenden Fantasie wie dich gekannt, und das ist es doch was zählt, oder etwa nicht? Außerdem sagtest du selbst vorhin, dass man manchmal auch das Unmögliche wagen muss, um zu gewinnen …""

— „Also du meinst ich soll springen …", sagte Johannes verlegen lachend, während seine Augen wie zwei Feuer leuchteten.

— „Ja, aber nicht den Felsen runter! Schreib', auch wenn es gegen alle Vernunft . . . oder besser gegen Braitmeyers Vernunft erscheint."

— „Weißt du, Constantin, ein Leben ohne Schreiben . . . "

— „Ohne Mathematik kann ich es mir auch nicht mehr vorstellen, aber . . . "

— „Der arme Hase,", riss Walburga Constantin aus seinen Erinnerungen, „er musste doch bestimmt schreckliche Angst gehabt haben!"

Beide saßen nun nebeneinander auf der Bank.

— „Vor allem all die armen Menschen, die sich schon hier heruntergestürzt haben. Was mag in denen vorgegangen sein, . . . "

— „Und so sinnlos. Wenn die Leute doch nur ein wenig Mut gehabt hätten. Ich kann es einfach nicht verstehen. Mir gibt es Mut, wenn ich von hier oben herunterschaue", Constantin schaute sie fragend an, und sie fuhr fort, „Siehst du da unten den kleinen Punkt, der sich gerade im Schatten der Schule über den Rasen bewegt?"

— „Klar, das ist Rex! Unverkennbar, selbst wenn wir 1000 Meter höher wären."

Der Spitzname des Rektors war noch ein Überbleibsel aus der Zeit, als Lateinisch noch die Schule dominierte. Alle seine Vorgänger, soweit das kollektive Gedächtnis der Schule reichte, trugen schon diesen Namen. Er trug seinen Namen zurecht, denn er herrschte wie ein König. Ein König der Bürokraten. Herrscher und Wahrer der Kleinkariertheit und des Scheins. Drakonische Strafen zur Erhaltung einer pingeligen und peniblen oberflächlichen Ordnung.

— „Wie ein aufgeblasener Fasan stolziert er doch immer über den Rasen!", fährt sie fort „Voller Stolz über sein Symbol der Macht! Schließlich dürfen nur Lehrer den Rasen betreten. Strengstens verboten für Schüler. . . . Der fühlt sich doch wie Kaiser Augustus persönlich, aber nun schau ihn dir doch einmal an, den alten Fettsack. Von hier oben ist er doch nichts mehr als ein Fliegendreck auf einem winzigen Stück grün. Der würde über Leichen gehen, um sein Ansehen zu halten, und doch ist es von hier oben nichts. Herr über ein kleines Puppenhäuschen am Fuße eines mächtigen Berges, hat meine Mutter einmal hier oben zu mir gesagt, als ich total traurig war und keine Lust mehr hatte in die Schule zu gehen. 'So klein und unbedeutend wird nachher mal die Schule in deiner Erinnerung sein und du wirst gar nicht mehr verstehen können, was dich heute quält! Irgendwo ist immer ein Berg, auf den es sich lohnt zu steigen, um von dort seine Sorgen zu betrachten,' "

Sie schweigen eine Weile, dann nimmt Walburga wieder seine Hand. Sie betrachtet die Innenfläche, und er versinkt in ihren Augen. So nahe hat er noch nie jemandem in die Augen geschaut. In ihren Pupillen könnte er versinken. In seinem Bauch breitet sich dieses warme Kribbeln aus, das er immer in Erwartung großer Freude aber auch Schmerzes verspürt. Jetzt müsste er sich vorbeugen, so wie in den Filmen, ihren Kopf fest in seine Hände nehmen und sie küssen.

— „Du hast wunderbare Augen", sagte Constantin mit glühenden Wangen

und Ohren.

— „Und du hast schöne Hände. Tolle lange Finger."

Ihre Lippen waren nur einen Hauch von seinen entfernt. Noch nie hatte er ein Mädchen geküsst. Wie würde sie reagieren? Vielleicht würde sie entsetzt aufspringen und davonlaufen. Nie mehr mit ihm reden wollen wegen seiner Dreistigkeit. Musste er sie nicht zuerst fragen?

— „Doris sagt immer, dass ich die idealen Finger zum Klavierspielen hätte. Aber zum Geigenspielen ist es auch nicht schlecht!"

Sie schreckt zurück, nicht wegen des Hundegebells in der Ferne.

— „Ist eigentlich was zwischen dir und Doris?"

— „Wie kommst du denn darauf? … Doris könnte doch meine … "

— „Also deine Mutter könnte sie nicht sein, wenn du das sagen wolltest. Dazu ist sie nicht alt genug. Bestenfalls eine ältere Schwester von dir!"

— „Genau, Doris ist so was wie eine ältere Schwester für mich. So eine, die auch Mutterersatz sein kann."

— „Also ich weiß nicht, sie ist nur ein paar Jahre älter wie du … und was bin ich eigentlich für dich. Was findet eigentlich ein Mathegenie wie du an so einem Dummchen wie mir?"

Er kapierte nicht, was sie hören wollte, dass sie auf eine Liebesbeteuerung wartete. Stattdessen erklärt er ihr, dass er sie keinesfalls für dumm in Mathe halte, dass ihre letzte Mathearbeit doch schließlich besser als seine eigene gewesen wäre, aber das wusste sie, und es interessierte sie nicht. Nicht damals auf dem Hasenfels. Dann sagte er, dass er es nicht mag, wenn man ihn als Genie bezeichnete. Alle, selbst oder vor allem Frau Dr. Braitmeyer, meinten es immer so abschätzig, sagten es immer nur um ihn zu ärgern. Niemand hielte ihn wirklich für ein Genie. Er selbst wolle auch keines sein. Ein bedeutender Mathematiker ja, einer der die Welt um eine neue tolle Theorie bereichert oder einer der beweist, was andere vor ihm vergeblich versucht hatten. Aber war das nicht letztendlich das gleiche? Er hatte eine Chance verpasst, doch beharrlich gibt ihm Walburga noch eine:

— „Du hast immer noch nicht meine Frage beantwortet! Was findest du an mir?"

Er könnte ihr sagen, dass sie das schönste Mädchen in der Klasse, der Schule, der ganzen Welt sei, aber er traut sich nicht. Allein die Vorstellung lässt ihm die Schamesröte ins Gesicht schießen. Sie muss es sehen, denkt er, und noch mehr Blut schießt in sein Gesicht.

— „Hey Coco, was ist los mit dir? Hat es dir die Sprache verschlagen?"

Ihre Augen begannen wieder zu funkeln. Diesmal würde er die Chance nutzen.

— „Also, was denkst du?", fragt sie.

— „Da bellt ein Hund!"

— „Naja, wahrscheinlich findest du mich ja auch gar nicht besonders!"

— „Doch, doch . . . Du bist anders, . . . nicht so wie die anderen!"

— „Das muss ja nun nicht gerade ein Kompliment sein. Der Glöckner von Notre Dame war ja auch nicht so wie die anderen!", sagt sie lachend.

— „Die anderen Mädchen in der Klasse sind immer so albern. Du bist so unheimlich nett. Verstehst du?"

— „Gut, und sonst?"

Constantin spürt, dass sie weiß, was er sagen will. Ihr ist auch bewusst, dass er Hemmungen hat es auszusprechen, aber sie lässt nicht locker, denn sie will es hören. Kein Kuss ohne es vorher ausgesprochen zu haben, sagt ihr Blick.

— „Nett sind doch viele in der Klasse?", sagte sie und schaut plötzlich ganz traurig aus.

— „Du bist . . . ", und er zögert wieder.

— „Ja?"

Sie kommt ihm näher und ihre Augen glitzern wie Diamanten im Sonnenlicht. Um ihn herum gibt es keinen Wald mehr und das Bellen des Hundes, welches konstant lauter geworden war, ist für ihn verstummt. Er würde es ihr nun sagen und dann würde er sie küssen.

— „Du bist das schönste Mädchen in der Klasse!" und nach einer Pause „Die Schönste der Schule, keine ist wie du in der ganzen Welt!"

Schon während er es sagte, schloss er seine Augen. Angst und Scham machten die Lider bleischwer, und er glaubte, sie erst wieder öffnen zu können, wenn sie sich entweder neben ihm in Luft aufgelöst hätte, oder sie ihn mit einem Kuss erlöste. Raum und Zeit schienen für ihn seine Bedeutung verloren zu haben. Starr und steif wie ein Stein harrte er in der Ewigkeit. Warum lehnte sie Ihre Hände auf seine Oberschenkel, sollten sie sich nicht um seinen Kopf legen. Ihr heißer keuchender Atem nun vor ihrem Gesicht. Er öffnet leicht seinen Mund, spürt ihre feuchte heiße Zunge, die dann unvermittelt durch sein ganzes Gesicht leckt.

Unter Walburgas schallendem Gelächter reißt er seine Augen auf, starrt entsetzt auf eine Wolfsschnauze und zwei treuherzig blickende Wolfsaugen funkeln ihn an.

— „Thor, lass doch den armen Constantin in Ruhe."

Er wolle sie ja nicht stören, sagte Herr Fadimann. Sie könnten sich ja sicherlich Schöneres vorstellen, als mit einem alten Mann wie ihm auf einer Bank zu sitzen, aber er müsse ein wenig rasten. Constantin und Walburga widersprechen ihm höflich. Constantin hat das untrügliche Gefühl, dass sie ihn so leicht nicht mehr los würden, und dass er sie auch mit nach unten begleiten würde. Fadimanns Atem verströmt eine wilde Mischung aus Tabakrauch, Alkohol, Magensäure und ungeputzten Zähnen. Krieg, er irrt wieder durch Sibirien, die Taiga und die Wölfe, die ihm das Leben gerettet hätten. Fadiman hatten sie das Leben gerettet, und Constantin hatten sie um einen Kuss gebracht, dachte Constantin lakonisch.

— „Nach dem Wolfskuss bist du nun bereit zu Großem!", sagt Walburga lachend, „Romulus und Remus sind von der Wölfin gestillt worden und haben dann das ewige Rom gebaut!"

— „Aber Remus wurde später von seinem Bruder erschlagen!", sagte Constantin.

* * * * *

Die beiden schweren Schicksalsschläge, die Galois im Juli 1829 ereilten, waren sicherlich Katalysatoren für den tragischen Verlauf seines Lebens. Aber es stellt sich die Frage, ob sie auslösenden Charakter hatten oder lediglich beschleunigten, was sich vielleicht schon durch seine bisherigen Erfahrungen am Louis-le-Grand angebahnt hatte.

Das Jahr 1829 war eine Zeit, in welcher der Klerus sich mit dem Wohlwollen des Königs Charles X gegen die liberalen Erlasse von Martignac wehrte, die es zum Beispiel einigen religiösen Orden, wie auch den Jesuiten, nicht mehr erlaubte zu unterrichten.

Dieses Spannungsfeld herrschte auch in Bourg-la-Reine, wo Anfang des Jahres 1829 ein junger Priester die Pfarrgemeinde übernahm und sich bald mit den Ultras zusammentat. Gemeinsam mit einem Mitglied des Stadtrates intrigierte er gegen den ihm verhassten liberalen Bürgermeister Nicolas-Gabriel Galois. Sie verbreiteten gefälschte vulgäre Gedichte und ließen ihn als den Autor erscheinen. Infolge eines daraus resultierenden Skandals verließ Evaristes Vater Bourg-la-Reine und zog nach Paris, wo er sich in seiner Wohnung in der rue Jean-de-Beauvais, ganz in der Nähe des Louis-le-Grand, am 2. Juli das Leben nahm.

Die Priester hatten zugestimmt, den Leichnam in der Kirche St. Etienne-du-Mont in Paris aufzunehmen, obwohl es sich um einen Selbstmörder handelte. Von dort folgte Evariste dem Sarg seines Vaters bis nach Bourg-la-Reine. Die Bevölkerung kam ihnen schon in Bagneux entgegen. Dort nahmen einige den Sarg auf die Schultern und trugen ihn in die etwa zwei Kilometer entfernte Pfarrkirche. Die Anwesenheit des jungen Pfarrers führte dazu, dass dieser beleidigt wurde und sogar von einem Stein an der Stirn verletzt wurde.

* * * * *

— „Ich kam mir vor wie Rudi der Bergführer, den seine Steffi so lange zappeln ließ. Nur wusste ich nicht, ob ich von Walburga jemals erhört würde …", sagte Constantin kichernd zu Stella.

— „Aber du bist kein Weiberheld wie dieser Rudi, … und wann kommt es endlich zu einem Kuss? War doch nicht so schwierig wie am Telefon?", sagte Stella zweideutig.

— „Na, jetzt muss ich dich mal ein wenig zappeln lassen!"

— „Du bist gemein!", schmollte Stella unter Gelächter.

— „Noch tausend Mal könne sie in diesen Film gehen, schwärmte Kirstin. Das erste Mal war schrecklich genug gewesen für mich, aber ich wäre bereit gewesen, ihn ein zweites Mal über mich ergehen zu lassen, wenn mich diesmal Walburga begleitete und Kirstin nicht dabei wäre!"

* * * * *

Die gelben stechenden Augen der Alten im Glaskasten, die Mutter von Fadimann, musterten ihn und Walburga kritisch.

— „Ihr wart noch nicht in dem Film?"

— „Ich noch nicht!", sagte Walburga eifrig.

Was für ein Wüstling, vor drei Tagen erst mit Kirstin und nun schon wieder eine andere. Constantin hatte das Gefühl, dass sie ihn prüfend anschaute, so als durchschaue sie ihn. So als wisse sie von seinen wahren Absichten. Als wisse sie, dass er den Film nicht mochte, dass er nur wegen Walburga hineinging. Er war ein Unhold, einer, der es nicht erwarten konnte, dass er endlich im dunklen Saal neben Walburga wäre und dann, wenn alle gebannt und fasziniert auf den Film schauten, sie umarmen und küssen würde. In riesigen Lettern stand über der Kasse „Karte berechtigt nur zum einmaligen Eintritt!"

— „Ich will doch gar nicht mit der alten Karte, ich habe doch eine neue . . . ", stammelte Constantin unsicher.

Warum hatte er sich überhaupt angestellt, obwohl er bereits eine Karte hatte.

— „Jeder darf nur einmal in diesen Film. Die anderen wollen schließlich auch einmal!", keifte die Alte.

Walburga zog ihn Richtung Saal, aber vor dem Eingang stand Fadimann mit zwei Wölfen Wache.

Dann endlich. Zwei tolle Plätze im Saal. Ganz hinten, die besten. Kaum Leute, die Alte hatte gelogen. Dunkel. Der Film. Aber es war unglaublich schwieriger als in seinen Tagträumen. Er konnte doch nicht einfach so seinen Arm um ihre Schulter legen. Was, wenn sie es nicht mochte. Dann versuchte es Constantin. Im Film hat sich gerade Lucia, die wilde, laszive Gegenspielerin von Steffi, Rudi um den Hals geworfen. Natürlich sieht es Steffi, zufällig, was Rudi natürlich nicht sieht. Die böse Lucia grinst triumphierend in Steffis Richtung. Steffi rennt heulend weg. Rudi dreht sich erschrocken um, fragt, was da gewesen sei. Lucia sagt, es sei wohl ein Reh oder so gewesen. Constantin zuckte zurück, bevor er Walburgas Schultern berührt, denn es kam ihm vor, als weiche ihm Walburga aus. Aber sie hatte sich nur nach vorne gebeugt, um einen Schluck aus ihrer Colaflasche zu nehmen.

Dann traute Constantin sich lange nicht mehr. Bis Steffi in rotem Kleid und Strohhut es schaffte. Bis sie alleine mit Rudi ihrem Bergführer im Tretboot über den funkelnden Bergsee der Sonne entgegenglitt. Steffi lächelte, als Rudi

seinen muskulösen Arm um ihre Schultern legt. Auch Walburga lächelte und drückt sich gegen den Arm, der sich allzu zaghaft über ihre Schultern legte. Dann, als der Film seinen Höhepunkt erreichte, als Rudi aufhörte zu treten und sich bedeutungsvoll in Steffis Richtung dreht, seine weißen Zähne lächelnd bleckt. In Constantins Innern brodelte es. Im Film war alles leichter, dachte er und überhaupt so ein Typ wie Rudi, der hatte es eh leichter. Probier's doch, jetzt, versuch sie zu küssen, er drehte sich zu ihr, und ein überglückliches Gesicht empfing ihn.

— „Und ich dachte immer, du liebst Walburga", flötete Kirstin.

Constantin öffnete verwirrt seine Augen. Halbdunkel des Schlafsaals und um ihn die vertrauten Schlafgeräusche der anderen.

* * * * *

— „Wenn ich für Sie eh der Schuldige bin, weshalb brauchen Sie dann überhaupt noch mein Geständnis?"

— „Ich will sehen, ob du wenigstens die Zivilcourage hast, zu deiner Schandtat wie ein Mann zu stehen."

— „. . . um mir damit einen Schulverweis einzuhandeln?

Rex zauberte plötzlich in seinen sonst so kalt und rational wirkenden Gesichtsausdruck den Schein von väterlicher Sorge und Verständnis. Er stand nun neben Constantin, der im Besuchersessel saß, und legte ihm scheinbar wohlwollend die Hand auf die Schulter.

— „Also, man kann ja mal Mist machen. Ich war ja auch mal jung, und wir haben auch allerlei Streiche gemacht, aber dann sollte man sich wenigstens dazu bekennen.", sagte Rex.

Constantin schaute ihn ungläubig an, wobei nicht klar war, ob Constantin sich mehr über die Tatsache verwunderte, dass Rex einmal jung gewesen sein sollte oder dass er einmal etwas Unrechtmäßiges gemacht haben könnte.

— „Zum Beispiel?", fragte Constantin grinsend.

— „Du glaubst doch nicht etwa, dass ich dir jetzt . . . "

— „Doch, Sie sagten doch, dass Sie zu Ihren Streichen stehen."

Diesmal dauerte es mit Rexens Antwort etwas länger, so dass Constantin den Eindruck gewinnen konnte, ihn aus der Fassung gebracht zu haben, aber dann sagte Rex nur:

— „Damals, als es notwendig war, habe ich zu ihnen gestanden, und jetzt erwarte ich das gleiche von dir!"

— „Und wenn ich einen von Ihren Streichen hier und jetzt machen würde, dann würden Sie es als schreckliche Schandtat brandmarken . . . "

— „Wie soll man Kirchenschändung sonst bezeichnen!"

— „Das war ein Zeichen! Ein Kruzifixus, ein überm Kreuz befestigtes Symbol. Transparente, Bettlaken; Verhüllungen aber keine Sachbeschädigungen. Man brauchte alles nur abzuhängen, und alles war wie vorher."

— „Aber nicht in der Erinnerung der Leute, dort ist es eingebrannt. Mit deinen Verhüllungen, wie du es nennst, hast du das Kreuz verschandelt und die Gefühle der Gläubigen schwer verletzt. Wenn die jetzt zum Altar schauen, sehen sie deinen Wal und erinnern sich an deine Sprüche!"

— „Also dann war derjenige, der es gemacht hat, ja erfolgreich, denn er wollte den Leuten eine andere Sichtweise der Dinge vorführen, so wie damals auch Jesus den Menschen die Augen geöffnet hatte. "

— „Oh, wir haben einen Messias an unsrer Schule. Wir müssen dir also noch dankbar sein."

— „Nein, demjenigen, der es gemacht hatte! Ich war es nicht! Und im Übrigen sollte auch für mich 'In dubio pro reo' gelten!"

— „Das warst du, da gibt es keine Zweifel . . . "

— „Doch, sonst wäre ich ja nicht hier, dann gäbe es dieses Gespräch nicht."

— „Niemand außer dir bejammert ständig das Schicksal der Wale!"

— „Erstens gibt es tausende von Menschen weltweit, auch hier in Bad Trunningen und in unserer Schule, die den Wahnsinn erkannt haben, und zweitens kümmere ich mich nicht ständig um Wale und die Umweltzerstörung, sondern mache auch andere Dinge. Also ist Ihre Aussage falsch!"

— „Du kommst dir wohl verdammt schlau vor mit deinen mathematischen Logeleien: jeder, alle, keiner und so weiter . . . Aber ich sag' dir was: Du machst einen großen Fehler. Du verletzt deine eigenen Regeln. Du schmeißt alle in einen Topf. Du schmeißt mich und all die anderen, die du hasst, mit den Walfängern in einen Topf. Du findest nicht genug Hassenswertes an mir, also projizierst du deine ganzen Feindbilder auf mich. Dein Problem ist, dass du mit dir selbst nicht im Klaren bist. Die Natur hat dir eine schwere Bürde auferlegt: Sie hat dich zum mathematischen Genie auserkoren — wovon ich selbst eigentlich nicht so überzeugt bin, aber ich vertraue hier auf die fachliche Kompetenz von Dr. Wolff — aber in allem anderen hast du nur mäßige Gaben: Sprachlich bist du eine Niete, charakterlich gelinde gesagt ein Problemfall. Deshalb bist du nicht geeignet für diese Schule."

— „Mit Goethes Faust kommt man bei der Primfaktorzerlegung auch nicht weiter. Oder muss man dazu vielleicht noch ein paar Verse aus Ovids Metamorphosen rezitieren. . . . Galois war auch ein mieser Schüler in der Schule . . . "

— „Dann hätte er auch nicht hierher gehört."

— „Kennen Sie Galois überhaupt?"

— „Muss ich jeden x-beliebigen Mathematiker kennen?"

— „Galois gehört zu den ganz großen!"

Rex hatte sich wieder hinter seinem Schreibtisch verschanzt und fragte:

— „Warum ausgerechnet in der Kirche?"

— „Die Kirche hat doch den theoretischen Unterbau für die Ausbeutung unseres Planeten gelegt: Machet euch die Erde untertan. Und man ist gleich noch weiter gegangen und macht sich auch noch die Menschen untertan. "

— „Du gehörst nicht in diese Schule. Du störst die Harmonie."

— „Ja, das stimmt. In IHRE Schule gehören nur Konformisten. Sie ziehen Duckmäuser heran, maßgeschneidert nach den Bedürfnissen der Wirtschaft."

— „Unsere Schule hat mehr berühmte Männer hervorgebracht, als die meisten anderen. Ich glaube, ich brauche dir keine Namen zu nennen . . . "

— „Nein, die Namen stehen ja dick und fett in den Hochglanzprospekten der Schule. Ausnahmen bestätigen die Regel und außerdem, Holzer und Gellner sind auch nicht gerade Beispiele von Freidenkern. Das sind Menschen, die perfekt und effizient innerhalb strikt vorgegebener Spielregeln agieren; mogeln und betrügen selbstverständlich inbegriffen. Sie haben meistens nur ihren eigenen Vorteil im Sinn und haben es deshalb so weit in Politik und Wirtschaft gebracht. "

— „Und du?"

— „Mir geht es nicht darum, dieses Spiel mitzuspielen, sondern darum, die Spielidee zu verändern, das Regelwerk zu sprengen, zu vereinfachen, gerechter zu machen."

— „Du stehst also über den Regeln?"

— „Strebe ich an, denn das muss man, wenn man was ändern will! Die Grundidee unserer Gesellschaft ist falsch: Man glaubt, dass man nur dem Egoismus freie Hand lassen müsse und dann führe dies automatisch zum größtmöglichen Vorteil für alle. Das Ganze immer noch etwas abgepuffert mit den nicht systemkonformen revolutionären Ideen von Jesus. Unsere Gesellschaft hat es geschafft, schon seit fast zweitausend Jahren die eigentliche Lehre von Jesus zu leugnen! Eine Gesellschaft, die auf Kosten der Ärmsten der Armen lebt. Entwicklungsländer werden mit Almosen abgespeist, während man ihnen ihre Rohstoffe stiehlt und ihre Produkte zu Spottpreisen abkauft, damit sich die internationalen Konzerne saftige Gewinne draufschlagen können. Eine Gesellschaft, die Wale tötet, um anschließend aus ihrem Fleisch Tierfutter zu machen . . . "

— „Wir brauchen keine neuen Weltverbesserer, die alten haben Schaden genug angerichtet. Ich sag' dir was: Wir leben in der besten aller Gesellschaften, d.h. wenn es nicht Leute wie dich gäbe, die immer alles zerstören wollen. . . . Ich denke, es langt jetzt: Ich habe keine Lust, mit einem unreifen Schüler zu philosophieren. . . . "

— „Klar, Ihnen gehen die Argumente aus und dann verstecken Sie sich hinter ihrer sogenannten Bildung und sprechen anderen mit fadenscheinigen Argumenten die Reife ab . . . "

Rex schwieg und für einen Augenblick sah es so aus, als würde er nun seine

Fassung verlieren, aber dann sagte er nur ruhig und mit schneidender Stimme:

— „Apropos Reife, Abitur hieß früher auch „Zeugnis der Reife" und du wirst es wahrscheinlich nie bekommen, denn mit Reife hat dein ganzes Verhalten und deine schulischen Leistungen wenig zu tun, auch wenn es die Kirchenschändung nicht gäbe …"

— „Sie gibt es nicht … jedenfalls können Sie sie mir nicht in die Schuhe schieben … da müssen Sie sich schon etwas anderes überlegen, um mich von der Schule zu bekommen."

* * * * *

— „Am Telefon kann man sich doch nicht so nahe kommen! …", wunderte sich Swen und mokierte sich dann über die fehlerhafte Stockwerkanzeige in ihrem Fahrstuhl. Wenn man noch nicht einmal die Leuchtanzeige richtig in Ordnung habe, was konnte man dann von der restlichen Wartung erwarten. Als sie den Fahrstuhl im Erdgeschoss verließen, dachte Stella an Constantin und an eine ihrer ersten Telefongespräche und wägte ab, ob sie Swen davon etwas erzählen sollte.

* * * * *

Ihre beiden Freundinnen hatten Stella mit „Du bist doch verrückt!", „Das ist doch bescheuert!", „Bei so einem Wetter sich freiwillig in seine vier Wände zurückziehen zu wollen!" oder auch „Andere wären froh, sie könnten hier sein!" und mit „andere" meinten sie diejenigen, die nicht frei hatten an diesem Dienstag und in staubigen, stinkenden und heißen Fabrikhallen arbeiten mussten, aber auch diejenigen in den Büros, ob überhitzt und stickig oder klimatisiert, die immer wieder sehnsüchtig aus dem Fenster schauen und danach schmachten, ihren Sonnenhunger zu stillen.

— „Heute Morgen hast du doch am Telefon gejammert, dass deine Wohnung so schrecklich schwül sei, und jetzt willst du dich wieder darin verkriechen?", sagte Brigitte verständnislos.

Brigitte hatte sich eigens, um Stella umzustimmen, aus ihrer vertikalen Sonnenanbetungslage bewegt, die sie seit mindestens einer halben Stunde nahezu bewegungslos innegehabt hatte.

Nachmittags lag Stellas Dachterrasse in der Sonne, aber wenn sie es wollte, konnte sie sich auch in den schattigen Teil zurückziehen. Die Dachterrasse war ihr Ziel gewesen, und keineswegs wollte sie sich innerhalb ihrer vier Wände verkriechen, wie Brigitte und Betty es ihr unterstellten. Aber zuvor hatte sie noch schnell nach E-Mail geschaut, was im Prinzip gefährlich war, denn es hätte ihr leicht wieder passieren können, dass sie am Rechner versumpft wäre.

Aber sie hatte der Versuchung widerstanden und hatte keinen Chatroom betreten. Sie hatte nur schnell nach E-Mails geschaut. Im Prinzip hatte sie zwar noch keine neue E-Mail von Spacebeing erwartet, aber war dennoch ein wenig enttäuscht gewesen, keine vorzufinden. Sie hatte sich ausgemalt, dass sie die E-Mail von Spacebeing ausdrucken würde und auf der Terrasse lesen würde. Aber Constantins E-Mail ließ ihr Herz rasen. „Rufe gegen zwei an!" Das waren nur noch zehn Minuten. Sie war entsetzt, dass sie den Anruf beinahe verpasst hätte, wenn sie ein wenig länger am Baggersee geblieben wäre. Sie las gar nicht mehr den Text, sondern rannte sofort los, um die Liege auf dem Balkon zu richten, stellte eine Flasche Sekt im Eiskübel neben die Liege.

So würde es toller als am Baggersee sein. Sie würde auf ihrer weichen Liege liegen und nicht auf der Strandmatte auf kiesigem Untergrund. Im Kühlschrank warteten noch ein paar Joghurtbecher auf sie und sie würde noch Musik anstellen. Swen hatte ihr im Frühjahr Außenboxen angebracht. Ohne lange zu überlegen entschied sie sich für die Wassermusik von Händel. Ganz leise im Hintergrund und die Wiederholfunktion war aktiviert. Während des Gespräches könnte sie sich ja noch einen Joghurt, einen Pudding oder ein Eis aus ihrem prall gefüllten Kühlschrank gönnen.

Perfektes Timing, dachte sie, als sie gerade aus ihren Kleidern geschlüpft war, und das Telefon klingelte.

— „Du?"

Ein langes, gedehntes U, eines, das sich überdeutlich zur Frage hob und keinen Hehl aus ihrer Enttäuschung machte. Constantin hatte sie erwartet, als es klingelte.

— „Ja ich, tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen!", sagte Betty trotzdem guter Dinge, „weißt du was …" und Stella dachte, dass nun ihre Leitung besetzt sei, und Constantin nicht durchkäme. „Weißt du, Brigitte und ich haben uns überlegt, dass es eigentlich auf deiner Terrasse auch ganz dufte ist. Wir kaufen noch schnell ne Flasche Sekt oder so und dann kommen …"

— „Warte mal Betty! …"

— „Nix! Heute ist nix mit Cyberspace. Wir werden aufpassen, dass du nicht wieder in deinen virtuellen Welten versackst!"

— „Nein, nein, darum geht es ja nicht …", log sie gegen Bettys und Brigittes Gelächter, „Find' ich toll, aber ich bin gerade auf dem Sprung in den Supermarkt …"

— „Ist nicht nötig, wir können dir doch was mitbringen, was du brauchst. Wir wollen doch eh ne Flasche Sekt …"

— „Nee, danke. Ist ganz lieb von euch. Aber ich muss Großeinkauf machen. Mein Kühlschrank ist total ausgebrannt. Wie wär's, wenn ihr so gegen vier vorbeikommt? Dann bin ich bestimmt wieder zurück."

Knapp zwei Stunden hatte sie herausgehandelt und länger würden sie sicher nicht telefonieren. Doch dann kam die große Enttäuschung, als sie die

E-Mail von Constantin öffnete. Sie hatte beim ersten Mal nicht auf das Datum geschaut, denn es war eine alte E-Mail.

Hätte sie doch nur genauer hingeschaut, dann hätte sie Betty und Brigitte länger hinhalten können. Hoffentlich rief Constantin bald an. Vielleicht hätte sie ihre E-Mail, die sie sofort, nachdem sie ihren Irrtum bemerkt hatte, losgeschickt, doch etwas deutlicher formulieren können. Sie hätte ihn direkt fragen sollen, ob er keine Lust habe, sie anzurufen. Ihr „Bin ganz alleine und mir ist zum Quatschen zumute. Was machst du?" war doch nicht klar genug. Vor allem hatte sie vergessen zu schreiben, dass es um vier mit dem Alleinesein vorbei wäre. Wie sollte sie sich mit Constantin unterhalten, wenn Betty und Brigitte kichernd dabei säßen?

Ihr Telefon stand in Reichweite, aber schwieg. Sie hatte sich schon ein paar Male vergewissert, ob auch der Hörer richtig aufliegt. Schon mehrere Frustjoghurts hatte sie verschlungen: Waldfrüchte, Erdbeer- und sogar Bananenjoghurt, den sie versehentlich gekauft hatte und nun voller Verachtung gelöffelt hatte.

Ausgestreckt auf der Liege und über ihrem Kopf hielt sie die Galois-Biografie. Aber sie spürte schon, wie das leichte Buch an Gewicht zunahm, ebenso wie ihre Schläfrigkeit.

* * * * *

Der Park war voll von Leuten, die den wunderbaren Sommerabend unbedingt draußen erleben wollten. Der Park, den sie täglich mindestens einmal durchquerte, in dem sie schon als Kind gespielt hatte, strahlte in dem fremdartigen Licht der untergehenden Sonne. Es war, als sähe sie alles zum ersten Mal. Bizarre Rindenlandschaften der Baumstämme. Ihre Blicke hangelten sich durch die Arme und Ärmchen der Parkriesen, und sie erkannte die gleichen Verästelungen wieder in einem riesigen Blatt, welches der Wind, den Herbst schon vorwegnehmend, in ihre Hände geweht hatte. War nicht jedes Blatt in sich wieder wie ein Baum aufgebaut, wunderte sie sich. Immer wieder der gleiche Bauplan. In wenigen Minuten würde das Festival der Farben, dem Grau der Dämmerung weichen. Swen könnte ihr sicherlich genau erklären, welche physikalischen Gesetze für diese andersartigen Farben verantwortlich waren, aber sie wollte es gar nicht wissen. Sie wollte sich nur am goldenen Glanz des kleinen Teichs, an den vielfältig eingefärbten kleinen Wölkchen und den tiefen satten Farben der Fauna erfreuen. Wie Licht von einem anderen Stern, und sie dachte unwillkürlich an Spacebeing. War dies das Licht Thubans, stärkend und heilend? Sie marschierten inmitten eines Gemäldes. Die Künstlerin, rotgolden am Horizont hatte mit ihrer Farbmischung eine außerirdische Stimmung geschaffen.

— „Ist doch wirklich ein grandioses Spektakel hier? Meinst du nicht auch?", fragte Stella.

— „Was?", schreckte Swen auf.

— „Die Sonne und . . . "

— „Ach so, . . . Also ich denke wir sollten ins Sampler gehen. Dort können wir draußen sitzen, direkt am Parkrand."

— „Die meisten Leute rennen blind herum und bekommen nichts mit. . . . Weißt du, was ich mir überlegt habe?"

— „Deren Thunfischsalat ist wirklich super."

— „Die meiste Zeit im Leben schlafen wir. . . . "

— „Also ich nehme mir einen!"

— „Nicht wirklich, aber wir laufen herum, wie Schlafwandler. In unseren Gedanken versunken. Langweilige, dumme Gedanken, immer die gleichen und das, worauf es wirklich ankommt, kriegen wir nicht mit!"

— „Genau wie mit dem Thunfischsalat, den schlingen viele einfach nur so runter. Dabei ist die Sauce einfach . . . !"

— „Die Menschen im Sog des Alltags. Die verschwinden in ihren Fabriken und Büros und sehen nichts, begreifen nichts."

So wie der Mann im Anzug auf der benachbarten Parkbank. Sie hielt ihn für einen Angestellten der Sparkasse, denn Stella glaubte ihn dort schon öfters gesehen zu haben. Das Geldinstitut residierte in einem Gebäude von ausgefallener architektonischer Schönheit, im Stil den Werken des berühmten Victor Horta nachempfunden, aber mit vielen Anspielungen an die Gotik der in Sichtweite stehenden Kirche. Natürlich wusste er, dass es eine Touristenattraktion war, aber beachtete er und all die anderen Bediensteten das kunstvolle Tor und die berühmten gusseisernen Peitschenschlangenlinien vor Fenstern und Türen, wenn sie früh morgens mit blassen und müden Gesichtern ankommen. Die Gedanken sind bei ihren Familien, bei dem Ehemann, der Ehefrau, möglicherweise — vor allem bei der arbeitswütenden Minderheit — auch schon bei der Börseneröffnung oder — und dies ist wohl ein großer Teil — sie erträumen sich schon den noch allzu fern scheinenden Feierabend. Wo auch immer ihre Gedanken weilen, niemand bewundert das kunstvolle schmiedeeiserne Zentrum mit den verspielten riesigen Fenstern. Der dezente Griff zum Krawattenknoten, um zu sehen, ob sie noch richtig sitzt und los geht der Tanz auf dem Börsenparkett, bevor überhaupt die Musik startet. Der namenlose Banker auf der Parkbank schielt immer wieder auf Stellas Beine und sein Handy umklammerte er aufrecht zwischen seinen Beinen. Stella ärgerte sich, dass sie vergessen hatte, sich umzuziehen. Dieses Kleid war ihr viel zu kurz, und sie zog es normalerweise nur zu Hause oder wenn sie schwimmen ging an. Die Blicke seiner Frau sind voller Misstrauen gegenüber ihrem Mann und unverhohlener Missbilligung für Stella. Wartet er noch auf einen Anruf? Hat er noch seine geschäftlichen Probleme mit in den Park genommen und nahm weder

gebührend seine Frau noch das allgemeine Naturschauspiel wahr?

Als sie an einem der Gartentische des Samplers saßen, war die Sonne schon hinter dem Horizont verschwunden. Im Sommer, wenn der große Garten am Rande des Parks bewirtschaftet war, verkehrten im Sampler Leute unterschiedlichsten Alters und Geisteseinstellung, während in den kühleren Monaten eine spezielle Klientel mit Durchschnittsalter unter 25 dominierte, die selbsternannte musikalische Avantgarde der Stadt. Allen voran P. Double You — das P. steht für den Namen, den ihm seine Eltern nach der Geburt gaben, und das Double You symbolisiert den ersten Buchstaben seines Familiennamens. Er war überzeugt, dass sein Name Peter Wehinger einer Karriere im Wege stände. P. Double You hatte sich mit Ben Lornson zusammengetan, oder besser Ben mit ihm. Lornson der begnadete Jazz-Trompeter, den viele als eine Inkarnation von Miles Davis feiern. Aber mit seinem als epochemachenden Album „House of Horn" schockte er seine alte Fangemeinde, denn P. Double You spielte erstmalig mit Leuten, die Klavier- und Gitarrenklänge noch ganz konventionell über Tasten und Saiten erzeugen. Die perfekte Fusion von Trip-Hop, Drum & Bass, Electric Jazz, aber all dies sagt wenig über den Klang der Musik. Organische, sehr bewegliche Beats und zurückhaltende Bässe bilden das Grundgerüst für den sehr melodisch anmutenden Teppich, beinahe mythisch, über dem Bens Trompete in synkopisierten Melodiebögen spannungsgeladen schwebt. So leise, so zart bläst er sein Horn, dass sein Atem und der Klang der Trompete gleichberechtigt die Stimme bilden.

Jetzt, wo sein Album so erfolgreich ist, sieht man ihn seltener im Sampler, aber seine Musik wird umso öfter gespielt. „House of Horn" lief auch, als Swen und Stella im Garten waren. Für viele der Anwesenden — keine Stammgäste — war es eine unvermeidliche Geräuschkulisse, um unter den alten Linden sitzen zu können und die auf dem Parkweg kontinuierlich vorbeiflanierenden Leute beobachten zu können. Vor allem konnte man hier selbst gesehen werden. Legaler Voyeurismus und Exhibitionismus. Stella wippte mit ihrem Kopf zum Rhythmus. Beckenschläge und karger Bass. E-Piano, dahin plätschernd. In langen Tönen Bens Trompete.

— „Coole Musik!", sagt Stella.

Der Banker am Tisch gegenüber, der vorhin auf der Parkbank gesessen hatte, nickte zustimmend und lächelte, während seine Frau ihn giftig zurechtwies, dass er doch immer sagen würde, dass dies überhaupt keine richtige Musik sei, zu langweilig und zu monoton. Seine Begeisterung galt jedoch nicht der Musik sondern Stellas Beinen, auf die er immer wieder möglichst unauffällig schielte, aber dennoch nicht verhindern konnte, dass es sowohl Stella als auch seiner Frau auffiel. Unwillkürlich kontrollierte Stella deshalb öfter als normal, dass ihr Kleid nicht zu sehr nach oben rutschte.

— „Ja, sieht einfach toll aus!", sagte Swen.

Er meinte natürlich seinen Thunfischsalat, über den er Messer und Gabel

über wie ein Chirurg vor dem Einsatz kreisen ließ. Er zögerte, denn dieser Salat sei eigentlich zu schön zum Essen. Aber Stella zweifelte, dass seine Kontemplation lange währen könnte. Stella starrte auf die Thunfischstücke.

— „Weißt du eigentlich, wie grausam die Thunfische gefangen werden?", fragte Stella ihren Bruder.

— „Also, wenn du mir jetzt den Appetit verderben willst, das wird dir nicht gelingen!"

Constantin hatte ihr die gigantischen Fabrikschiffe mit ihren endlosen Schleppnetzen ausgemalt. Manchmal glaubte sie, dass sie so riesig, bedrohlich und abscheulich in Wirklichkeit gar nicht sein konnten. Millionen Kilo Fische oder so könnten sie pro Tag fangen. Beifang nennen sie beschönigend die armen Kreaturen, die neben dem beabsichtigten Fisch in ihre Netze gezogen werden. Tiere, die sinnlos in diesen Netzen verenden und noch nicht einmal dem Menschen als Nahrung dienen würden. Tot oder verletzt werden sie ins Meer zurückgeworfen. Delphine als Beifang!

— „Nach dem Menschen die intelligentesten Lebewesen auf der Erde!", hatte Constantin zu ihr gesagt. „Oder eher intelligenter, wenn man sich diesen Wahnsinn anschaut!"

Trotz alledem kaufte und aß sie immer noch ihren geliebten Thunfisch, allerdings nur noch den in den Dosen, die mit delphinfreundlichen Fangmethoden warben.

— „Alles Lug und Trug!", sagte Constantin zu diesen Beschriftungen.

Wenn es um Wale und Delphine ging, machte Constantin keine Kompromisse, dann wurden seine Äußerungen plakativ und radikal. Nichts mehr von seiner sonstigen Ausgewogenheit. Dort war die Welt polarisiert: Die Guten, also Greenpeace, auf der einen Seite, und die Welt des Bösen verkörperte sich in industrialisierten Fangflotten.

— „Volksverdummung!", brüllte er damals ins Telefon, als sie ihm von dem norwegischen Museumsschiff erzählte, dass nach Hamburg käme.

— „Das ist eine Kriegserklärung an die IWC!", fuhr er fort, „Sie versuchen uns an der Nase herum zu führen! Ein Walfangboot wird in ein Museum verwandelt! Aber sie sagen nicht, dass sie mit diesem Schiff eh nicht mehr hätten auf Walfang gehen können. Sie können froh sein, wenn sie mit diesem alten Kasten nach Hamburg kommen. Gleichzeitig stocken sie ihre Flotte unter dem Deckmantel der Modernisierung auf. Aber das was der Kapitän des Schiffes sagt, schlägt dem Fass den Boden aus: Mit ihrem quotierten Walfang hielte Norwegen das Meer in einem biologischen Gleichgewicht. Die Wale würden sonst den Fischbestand dezimieren. Man könne sich ja gar nicht vorstellen, wie viel so ein Wal pro Tag frisst. Die braven Förster der Meere, und sie ignorieren den Protest der USA und der EU"

— „Wenn Greenpeace nichts macht, dann setze ich ein Zeichen!", hatte Constantin gesagt.

Sein Zeichen hatte ihn beinahe das Leben gekostet. Bei rauer See war er alleine mit einem Schlauchboot und einem Transparent hinausgerudert, dem alten Walfangboot entgegen. Wenn sie ihn nicht rausgefischt hätten, wäre er ertrunken. Greenpeace hatte sich zu seinem Ärger sofort von seiner Tat distanziert.

— „Ich hoffe, dass du nicht auch zur Greenpeace-Aktivistin geworden bist!", sagte ihr Bruder, während er genüsslich seinen Salat kaute. „Sternchen, ich bin sicher Constantin ist nichts passiert. Weißt du, für die Industrie ist Greenpeace ein Haufen armer Irrer, vor denen sie sich nicht zu fürchten brauchen."

— „Aber nicht, wenn jemand Informationen hat, die sie diskreditieren."

— „Jetzt verstehe ich!", sagte Swen mit einem breiten Grinsen. „Er ist ihren verbrecherischen Machenschaften auf die Spur gekommen, und jetzt wird er vom Geheimdienst gejagt."

Die Frau des Bankers am Tisch gegenüber schob ihren Stuhl etwas näher heran, wohl um besser zuhören zu können. Gleichzeitig wandte sie demonstrativ ihr Gesicht ab, um zu zeigen, dass sie mit solchen Leuten nicht in Zusammenhang gebracht werden wollte.

Stellas Ängste waren wieder da. Constantin war bestimmt etwas zugestoßen. ‚Etwas zugestoßen' so sagte und dachte sie immer, ihre Umschreibung für ‚er könnte schwer verletzt sein' oder ‚möglicherweise gar tot', aber so genau wollte sie es sich nicht vorstellen. So, als könnte ihre Vorstellung, ihre Gedanken ihn verletzen oder töten. Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sie starrte in Richtung Banker und dessen Frau, hoffte dort etwas Skurriles oder Lustiges zu sehen, aber vergeblich. Die beiden saßen nun schweigend am Tisch und Stellas Tränen kullerten unaufhaltsam ihre Wangen hinunter. Swen legte Messer und Gabel beiseite und ergriff ihre Hand auf dem Tisch:

— „Tut mir leid, aber es gibt Leute, die sehen überall dunkle Machenschaften und Verschwörungen. Ich wollte natürlich nicht Constantin unterstellen, dass er … aber hatte er nicht schon als Student, wie du sagtest, versucht nachzuweisen, dass Bluesoft mit dem CIA zusammenarbeitet und geheime Informationen von allen Rechnern bei Bedarf weiterleitet …" "

— „Deine Skepsis kann ich ja verstehen, aber mit Brandner und der Fleischmafia, das ist etwas anderes. Als Politiker kam sein Vater an andere Informationen heran. Bei Bluesoft hatte sich Constantin verrannt, aber das heißt natürlich nicht, dass es nicht wahr ist. Er konnte es nur nicht beweisen."

— „Wahr wird es damit aber auch nicht! Für mich ist die ganze Geschichte recht wirr! Außer vagen Andeutungen habe ich von dir bisher auch noch nichts gehört!"

— „Du würdest mir eh nichts glauben!", sagte sie, aber es war klar, so wie sie ihn anschaute, dass sie auf seinen Widerspruch hoffte, dass sie darauf wartete, dass er nicht nachließe, dass er sie drängen würde weiterzureden.

Stella hörte weder die verhaltenen Drum Samplings, noch die wundervolle, beinahe kitschige Melodie von Ben in „Whispering Stones in Spring". Abends hatte Constantin sie aus einer Telefonzelle angerufen. Vor lauter Rauschen und Knistern konnte sie ihn kaum verstehen. Aber es waren nicht nur technische Probleme, die seine Stimme so schlecht verständlich machten. Constantin war fürchterlich aufgeregt. Schnell und abgehackt sprach er. In gedämpfter Stimme, so als wolle er vermeiden, dass ihn jemand belauschte. Von zu Hause aus habe er nicht anrufen wollen. Sie werde es gleich verstehen, erklärte er ihr auf ihre erstaunte Rückfrage.

Im Schwimmbad sei er gewesen. Morgens an einem Werktag seien nie viele Leute im Schwimmbad, aber an diesem Morgen sei er fast alleine gewesen, weil es so bewölkt gewesen sei. Wie bei ihr, zuerst nur weiße Wolken, ruhig dahintreibend, im dunkelblauen Himmel weidend. Dann rasten dunkle schwarze Wolken wie Räuber über den Himmel und ihre Schatten huschten über ihren Dachgarten, während sie mit ihm telefonierte. Alles habe so irreal gewirkt. Nur ein paar Pensionäre, und vor allem keine Schulklassen. Das Fehlen der lärmenden Kinder machte alles so unwirklich. Alleine habe er seine Bahnen gezogen, bis auf diesen Sportschwimmer, den er in letzter Zeit schon öfters gesehen hatte. Der schien die gleichen Zeiten wie er zu haben. Riesiger Oberkörper mit langen muskulösen Armen und Händen wie Ruderblättern. Wie ein Raddampfer durchwühlte er das Becken.

Richtig erschrocken sei er, als plötzlich die Lautsprecher knackten. Nichts besonderes an einem heißen Sommersonntag: ‚Tilo wartet im Büro des Bademeisters auf seine Mutter!' oder ‚Wir bitten dringend das Springen vom Beckenrand zu unterlassen!' Aber für wen wollten sie an diesem Tag eine Durchsage machen. Er habe Wasser geschluckt, als er seinen Namen gehört habe. „Herr Colanik bitte ans Telefon im Büro des Bademeisters!'

Am Nachbartisch im Sampler, flüstert die Frau des Sparkassenbediensteten mit ihrem Mann. Ein Theaterflüstern, laut genug, dass Swen und Stella es deutlich verstehen können, aber gleichzeitig wissen, dass es nicht für ihre Ohren bestimmt ist.

— „Also, wenn die Polizei in unserem Land eine Telefonleitung anzapft, dann stimmt doch was nicht mit den Leuten. Nicht wahr, Paul?", ihr Mann nickt verlegen, und sie fährt fort: „Die würde das nie bei unbescholtenen Bürgern wie uns machen? Ist doch so, Paul?"

Zuerst hatte Constantin gegalubt, sich verhört zu haben. Aber als der Bademeister seine Meldung wiederholte, war ein Irrtum ausgeschlossen. Was musste passiert sein, dass man ihn im Schwimmbad anrief? Wer wusste überhaupt, dass er schwimmen war? Nur seine Kollegen an der Uni. Die würden ihn sicherlich nicht anrufen, um ihm zu sagen, dass sein Artikel nun doch angenommen sei.

— „Herr Colanik? Herr Constantin Colanik?", vergewisserte sich der Un-

bekannte am Telefon nochmals, obwohl er seinen Namen genannt hatte, als er den Hörer entgegengenommen hatte. „Bitte wundern sie sich nicht …", fuhr der Unbekannte fort. Der Bademeister tat so, als sei er mit Schreibtischarbeit beschäftigt, beäugte ihn aber ständig mit sichtlicher Neugier. Er stand mit tropfender Badehose im Büro des Bademeisters und der Mann am Telefon sagte zu ihm, dass er sich nicht wundern sollte.

— „Wieso hier im Schwimmbad …", stammelte Constantin, „warum nicht zu Hause …"

Leipholz sei sein Name, Notar Leipholz. Er habe ihn im Schwimmbad angerufen, weil er ihm und natürlich auch sich selbst Unannehmlichkeiten ersparen wolle.

— „Was für Unannehmlichkeiten?"

Der Bademeister wühlte unaufhörlich in einer Kiste mit Badehosen und Bikinis, so als suche er ein bestimmtes Teil. Leise, um Constantin beim Telefonieren nicht zu stören, aber vor allem, um alles zu verstehen.

—„Möglicherweise werden die Telefonleitungen überwacht!"

— „Dann hätten sie mich ja auch von einer Telefonzelle aus anrufen können?", erwiderterte Constantin.

— „Sie verstehen mich falsch. Nicht meine, sondern ihre Telefone. … Aber egal! Was ich Ihnen zu sagen habe, würde ich Ihnen gerne unbehelligt unter vier Augen sagen. Ich schlage vor, dass wir dies außerhalb meines Büros tun sollten. Denn ich möchte keinesfalls mit dieser Angelegenheit in Verbindung gebracht werden."

— „Ist das etwa ein Scherz? … Worum geht's denn überhaupt?"

— „Ich denke, darüber sollten wir besser bei unserem Treffen reden!"

— „Hatte das was mit der Sache mit Gabriel Colanik zu tun?", wurde Stella von Swen unterbrochen.

Die Medien waren immer noch voll von Berichten über das, was Swen als „die Sache mit Gabriel Colanik" bezeichnete. Ein ungebrochener Informationsfluss, der aber kaum Neues offerierte. Wie das Wasser eines Umlaufbrunnens, ein Kreislauf, in dem immer wieder das Selbe dargeboten wird. Wie alle Nachrichten, sagte Constantin, im Wesentlichen immer dasselbe in neuem Gewand.

Am meisten und wildesten wurde über das mysteriöse zweite Champagnerglas spekuliert. Keinerlei Fingerabdrücke und auch keine Abdrücke von Lippen, aber eingetrocknete Champagnerreste. Einige Experten vertraten die Ansicht, dass niemand so sorgfältig, Abdrücke wegwischen könnte ohne ein Glas zu spülen. Aber weshalb waren dann noch die Reste im Glas? Weshalb stand es auf dem Tisch und nicht in der Minibar.

Auch Jean-Luc, der alte Rezeptionist, versicherte, dass niemand bei „Monsieur Colanique" gewesen sei. Aber das hieß ja nur, dass niemand sich bei ihm angemeldet hatte, dass niemand nach seiner Zimmernummer gefragt hatte. Das

hieß, dass Gabriel alleine war, als er sich den Schlüssel bei ihm abholte. Aber, wenn jemand ihm gefolgt wäre, oder wenn Gabriel selbst jemanden heimlich mitgenommen hätte, dass hätte Jean-Luc nicht mitbekommen.

Am Nachbartisch gibt es einen kurzen Disput zwischen dem Banker und seiner Frau. Anscheinend weigert er sich ein von seiner Frau gewünschtes Telefonat zu führen. Erst als sie wütend das Handy greift, nimmt er es an sich, wandert ein paar Schritte in den Park, und während er sein Gespräch führt, schaut er immer wieder verstohlen in Swens und Stellas Richtung.

* * * * *

3 Reiter im Sturm

Comme ce problème a paru, jusqu'ici, sinon impossible, au moins fort difficile aux géomètres, la commission d'examen jugea A PRIORI *que je ne pouvais avoir résolu ce problème, en premier lieu, parce que je m'appelais Galois, de plus parce que j'étais étudiant; et l'on me fit savoir que mon mémoire était égaré.*

Evariste Galois

Weil dieses Problem bis jetzt den Geometern wenn nicht unmöglich so doch schwierig erschienen war, urteilte der Prüfungsausschuss im voraus, dass ich dieses Problem nicht gelöst haben konnte, zum einen, weil ich Galois hieß und vor allem, weil ich noch ein Schüler war; und man ließ mich wissen, dass meine Abhandlung verloren gegangen sei.

liebster Jan,

weißt du was, für mich heißt du jetzt einfach so, egal ob es stimmt. gleichzeitig bist du natürlich auch noch Spacebeing, Freddy, Stephan oder was auch immer für mich. wie du sagtest: „namen sind schall und rauch!". sie zerstören nur die phantasie. wenn ich dich Jan nenne, dann vor allem deshalb, damit ich mir besser einen irdischen mann zum anfassen vorstellen kann :-) — allerdings lege ich mich nicht auf die größe der nase fest :-----) so ein mann ist mir einfach lieber, als ein kleines grünes männchen aus dem all.:-) besser: Spacebeing ist eine erfindung von Jan als umgekehrt. auch wenn mir der verstand sagt, dass das alles nicht wahr sein kann, begann ich dich langsam wirklich als alien zu sehen. da ist mir ein ingenieur und familienvater lieber. ;-) außerdem: Jan muss ein phantasievoller mann sein, um so was wie Spacebeing und Freddy zu schaffen. aber ich gebe dir recht, es ist viel mehr thrill, alles in der schwebe zu lassen, also nicht so genau zu wissen, was wahr und falsch ist.

deine letzte email war ja obercool. hab' mich ein paar mal fast gekringelt vor lachen. wie joane als polizeihund schnüffelnd durch euer schlafgemach trabte. also ich an joanes stelle hätte dir die augen ausgekratzt, beide augen, das von freddy und deins -----) Aber das hätte dich als außerirdischen ja nicht so tangiert, wenn ich freddys körper misshandelt hätte. grins!

ja, ich würde es auch sofort riechen, wenn mein mann — vielleicht habe ich ja einen :-) — eine andere im bett geliebt hätte. ich habe einen verdammt guten riecher! :-) mit sechzehn oder so tanzte ich mal wie verrückt mit einem jungen, andreas hieß er. der dj musste verliebt gewesen sein, denn er spielte die ganze zeit nur schmuserock und so. jedenfalls Andy, so wurde er von allen genannt, klebte förmlich an mir, ich konnte kaum meine beine richtig bewegen. seine hände waren verschwitzt und er zitterte vor aufregung. er schmiegte sich ganz dicht an mich, war aber dennoch so schamvoll, dass er versuchte sein hartes glied vor mir zu verbergen, aber ich spürte, was da unter seiner jeans drückte und lauerte. war damals ja noch etwas nahezu unbekanntes und aufregendes für mich gewesen. das habe ich noch nie jemandem erzählt, aber das internet ist ja so schön anonym: damals hätte ich am liebsten mal meine hand in seine hose gesteckt, um ihn zu fühlen. aber das ging natürlich nicht. aber ich hatte es ihm wenigstens schwierig gemacht, seine erregung zu verbergen. immer wieder musste er sich gegen meinen bauch und meine hüftknochen wie zufällig streifen. und da muss es ihm wohl passiert sein. ging einfach so los. ich merkte es in seinen augen, wie sie plötzlich aufblitzten und dann dumpf wurden. er müsse sich dringend mal setzen. dann am tisch drang der fischige geruch in meine nase, trotz all dem schweiß-, tabak- und alkoholgestank der diskothek.

na, ist es mir gelungen dich auch zu schocken? verglichen mit deinen eskapaden ist das ja völlig harmlos.

aber nochmals zu joane: ich bin mir sicher, dass deine mutmaßungen, dass joane dich überwacht haben könnte oder dass joane gar mit estella unter einer decke gesteckt haben könnten, nur hirngespinste sind, die aus deinem schlechten gewissen erwachsen sind. so wie du es ja auch selbst schon vermutet hast. aber joane fühlte, was vorgefallen war. fühlen und sich sicher sein ist aber nicht dasselbe. du wunderst dich, warum sie dir keine szene gemacht hat. für mich ist das klar. schlimmer als das fremdgehen wären die lügen ,,meines" mannes. die unaufrichtigkeit würde mich am meisten demütigen. du hättest sie doch belogen, wenn sie ihre vermutungen ausgesprochen hätte? und außerdem, wenn sie dich nie offen konfrontieren würde, könnte sie es vielleicht leichter vergessen. erst wenn sie es offen aussprechen würde, würde das geschehene zum faktum. klingt ziemlich schwammig? so nun brenne ich drauf zu erfahren, wie es weiterging.

stellina, dein für dich leuchtender stern

* * * * *

Letzte Nacht tanzten wir, Stellina! Dabei kann ich gar nicht tanzen. Du würdest sicherlich sagen, kann man lernen. Ich nicht! Nie! Aber letzte Nacht tanzte ich wie ein Gott zu der Musik von Kaliforniens Sternen. Leicht wie der Tau, der sich anschickt, ein Plätzchen für den Morgen zu suchen, zertanzten wir die Nacht und in deinen Augen loderte ein Feuer.

Das war echt prima, was du über Joane gesagt hast. Das war irgendwie so zwingend formuliert, dass ich jetzt gar keine andere Wahl mehr habe, als es so, also in deiner Sichtweise zu sehen. Wäre alles nur Fiktion, was ich dir schriebe, könnte ich jetzt wählen, wie ich weitermachte. Aber keine Angst, ich bleibe bei der Wahrheit, auch wenn es faszinierend wäre, aus Stephen einen eifersüchtigen Rächer zu machen. Ich könnte ihn vielleicht in Stefano umtaufen. Klingt doch ein bisschen bedrohlicher oder mehr nach Emotionen. Stefano, ein Macho, einer, der seine Frau abgöttisch liebt und bodenlos eifersüchtig ist. Südländischer Typ. Schwarzgelocktes Haar, so einer auf den die Frauen fliegen, aber beruflich nicht sehr erfolgreich. Also in allem das Gegenteil von Freddy. Stefano hatte Estella schon am Anfang eine schreckliche Szene gemacht, als sie ihm eröffnet hatte, dass sie diesen Job im Hause Fowler angenommen hatte. Muss sich allerdings beugen, da sie finanziell am Ende sind, denn Stefano ist schon seit langem arbeitslos.

Jetzt stell dir vor: Stefano, gefrustet und gedemütigt von seiner misslichen beruflichen Lage, außerdem voller Neid auf Freddy. Estella beichtet ihm nun, was sich zugetragen hat, traut sich aber nicht zu sagen, dass sie selbst nicht passiv gewesen war. Klarer Fall von Vergewaltigung für Stefano. Könnte Estella seinen Zorn besänftigen und ihn davon abhalten, mich umzubringen? Könnte

man einen Thriller draus machen? Oder wie wär's so: Stefano und Estella sind nicht verheiratet. Sie ist erst siebzehn und noch Jungfrau gewesen. Stefano hatte geduldig sein Feuer zügeln müssen, nichts vor der Ehe! Was Stefano versprochen war, raubt sich Freddy. Stefano hätte Freddy in der Hand. Er könnte ihn erpressen. Er könnte Freddy ruinieren: ,,Silikonbaron vergewaltigt unschuldiges Mädchen" Was könnte Freddy tun? Er könnte Stefano einfach ermorden lassen. Wäre doch bei all seinem Geld kein Problem, Profis anzuheuern. Aber das wäre weder realistisch noch spannend, denke ich. Irgendwie müsste er Macht über Stefano gewinnen. Jedenfalls könnte er ihn nicht kaufen. Oder eine noch spannendere Alternative. Freddy ahnt nichts vom rasenden Verlobten. Der übernimmt Estellas Job, denn Joane ist nun ein Mann lieber. Niemand weiß, dass er gekommen ist, um Rache zu üben. Freddy prahlt ständig mit seinem Reichtum. Warum sollte er nicht auch bei Stefano mit seiner Affäre protzen.

Aber genug der Hirngespinste. Zurück zu jenem verhängnisvollen Tag — ne, das ist falsch, denn er hatte ja kein Unglück nach sich gezogen, wie man bei dieser Formulierung meinen könnte. Aber folgenschwer war er gewesen. Am nächsten Tag bin ich für mehrere Tage geschäftlich verreist. Estella geisterte die ganze Zeit in meinem Kopf herum, und trotz aller Spekulationen um das Wissen meiner Frau, grübelte ich schon bald wieder über ein Encore nach.

Aber ich hatte mir überlegt, dass es wohl besser sei, am ersten Morgen nach meiner Rückkehr nicht im Bett zu frühstücken. Es wäre einfach zu peinlich für uns alle, und Joane würde es sicher auch nicht wollen. Du kannst dir nicht meine Überraschung vorstellen, als Joane mich morgens mit einem ,,Honey, wie wär's mit einem Frühstück im Bett?" weckte. Also hatte ich mir doch alles nur eingebildet, sie war ahnungslos. Mein Pickel reckelte sich vor Freude! So wiegte ich mich in Sicherheit und frönte meiner Geilheit, und ahnte nicht, was mich bald erwarten würde. Wie ich später erfahren würde, hatte Joane noch eine Überraschung in petto, und konnte es kaum erwarten, meine Reaktion zu sehen.

* * * * *

warum willst du aus Stephan einen Stefano machen? italiener sind ja alle mafiosi und gefährlich? ist es das? eigentlich müsste ich jetzt böse mit dir sein, aber du konntest ja nicht wissen, dass ich italienischer abstammung bin. mein opa war so eine verführerische erscheinung. volles schwarzes haar und locken hatte er, aber er hieß wenigstens nicht stefano. er war Salvatore — salvatore heißt ja so viel wie retter oder heiland auf italienisch —, für seine maria, meine oma, war er ihr salvatore. ihr retter, der sie aus der armut befreite, mit ihr in die fremde ausgebrochen war, um ihr finanzielles glück zu suchen. reich sind

sie nicht geworden, aber sie sind bis heute glücklich geblieben. eifersüchtig kann er sein, mein opa, aber meine oma hat ihm nie einen grund gegeben. und meines wissens nach war auch mein opa ihr immer treu gewesen, obwohl er sicherlich gelegenheiten genug gehabt hat. so von wegen outfit und so.

wenn du ja lust hast, kannst du mir ja auch ein wenig von jan erzählen?

*deine Stelletta, immer noch sternchen, aber klingt halt ein wenig militärischer. also vorsicht mit Stefano! gr**

* * * * *

Während Evariste an Richards ,,Mathématiques spéciales" teilnahm, veröffentlichte er durch dessen Vermittlung seinen ersten Artikel, der unter dem Titel ,,Demonstration d'un théorème sur les fractions continues périodiques" (Beweis eines Satzes über periodische Kettenbrüche) in den ,,Annales de Gergonne" in der Märzausgabe 1829 erschien. Als Verfasser stand dort: ,,Von M. Evariste Galois, Schüler am Gymnasium Louis-le-Grand"

Obwohl dieser Artikel auf hohem Niveau war, hatte er noch nichts von der Bedeutung der späteren Werke von Galois.

Im Jahre 1829 reichte Richard zwei Abhandlungen von Galois bei der Akademie der Wissenschaften

ein. Richard war der Meinung, dass Cauchy der zwar strengste aber dafür auch kompetenteste Sachverständige sei, weshalb er diesem die Arbeiten direkt anvertraute und sie nicht, wie üblich, im Sekretariat offiziell einreichte.

Cauchy hatte wohl keinen besonders freundlichen Charakter und interessierte sich wohl wenig für die Arbeiten von anderen Mathematikern, wenn man bedenkt, dass er nur eigene Werke mit einer Ausnahme vorstellte. Am 25. Mai 1829 stellte er zur allgemeinen Verwunderung Galois' Mémoires ,,Recherches algébriques" und ,,Recherches sur les équations algébriques de degré premier" vor. Anschließend nahm Cauchy diese Arbeiten zur näheren Begutachtung mit nach Hause.

* * * * *

Bloß nicht schon wieder ins Bett gehen. Als Johannes nach Hause gekommen war, erwachte Constantin aus seinem unruhigen Schlaf und hatte sich dann lange schlaflos hin- und hergewälzt. Als er langsam auf dem Flur auf und ab ging, darauf bedacht, dass die Dielen nicht allzu viel Lärm machten, war er ruhiger, nicht mehr ganz so nervös wie im Bett. Aber nur die Vorstellung dorthin zurückzukehren, elektrisierte ihn. Mit geschlossenen Augen, erschien unverzüglich wieder Rex. Würde wieder effektvoll und laut stöhnend seinen Stuhl weg vom Pult schieben, Stahlkufen über das grau marmorierte Linoleum. Ein Belag, speziell gewählt, damit man den Dreck nicht so sehe, denn die

Schule musste schließlich sauber erscheinen. Das war man den meist betuchten Eltern für ihre üppigen monatlichen Zahlungen schuldig. Weit weg vom Pult schob er seinen Stuhl, damit er seinen dicken Kugelbauch unter der Pultplatte hervorziehen konnte. Sein dicker Wanst, wie der Körper einer Spinne. Statt Spinnenbeinen zwei spindeldürre Arme und ebensolche Beine. Oben auf einem schier endlos langen Hals baumelte ein winziger Kopf, so klein, dass viele sich wunderten, dass darin all sein Wissen Platz finden konnte. Ein lebender Beweis, dass die Hirnmasse nicht unbedingt proportional zur Intelligenz sein musste. Aber auch auf dem Flur entging er Rexens Phantom nicht. Auch dort nahm Rex wie morgens wieder eine Klassenarbeit nach der anderen in die Hände, studiert genau und scheinbar ungläubig die Namensschilder, um dann plötzlich und aufgeregt in einem zu blättern. Dann schaute er Constantin in gespieltem — wie Constantin glaubt — Mitleid in die Augen.

— „Das ist nun die beste Übersetzung von allen!"

Constantins Herz war losgerast, aber er hatte sofort ein ungutes Gefühl, als Rex langsam seinen kleinen Kopf schüttelte und das Heft wieder auf den Haufen der noch zu verteilenden zurücklegte.

Rex war nicht nur ein ausgezeichneter Lateingelehrter, sondern auch ein Dramaturg, der seine retardierenden Momente wohl zu platzieren wusste. Er schrieb mit quietschender Kreide, so dass es einigen empfindlichen Schülern eine Gänsehaut einflößte, in römischer Manier, also nur in Majuskeln an die Tafel:

NON OMNE QUOD NITET AURUM EST.

SCIRE VOLUNT OMNES, MERCEDEM SOLVERE NEMO.

PERDIDISSE AD ASSEM MALLEM QUAM ACCEPISSE TURPITER.

Als sich Rex umdreht, meldet sich Alexander wild mit seinen Fingern schnalzend zu Wort.

— „Lass mal Alexander, vielleicht hätte ja Colanik die Güte für uns den ersten zu übersetzen? …"

— „Nicht alles was glänzt ist Gold!", sprudelte es aus Constantin, denn dieser Spruch hatte die Tafel schon in allen Farben geziert.

— „Sehr schön! …", sagte Rex und las nochmals das lateinische Original, würdevoll jede einzelne Silbe betonend. Perlen, die ein kostbares Geschmeide webten. Dann rannte er schnell zum Pult, greift wieder das Arbeitsheft und sagt beinahe brüllend: „Diese Übersetzung ist glänzend. Die beste von allen," gefolgt von einem akzentuierten und vielsagenden „aber" dem er jedoch keine Auflösung folgen lässt. Stattdessen rennt er wieder zur Tafel, um ruhig mit dem nächsten Spruch weiterzumachen.

Aber nicht nur Rex und die Lateinarbeit raubten ihm in dieser Nacht den Schlaf. Frau Dr. Braitmeyer hätte auch genügt, aber Tilo quälte ihn wohl am meisten. Auch im Halbdunkel des Flures spukten alle ebenso wie im Bett in seinem Kopf herum, aber er fühlte sich nicht so hilflos. Zur Ablenkung konnte er zum Beispiel die Dielen zählen, gruppierte sie in Gedanken in Dreier-, Viereroder Fünfergruppen unter Berücksichtigung des nichtaufteilbaren Restes. Am Ende angekommen drehte er sich um und zählte weiter, tat so, als wäre er immer gerade weitergelaufen. Einen Wall aus Zahlen, sogar Primzahlen, türmte er vor die ihn quälenden Vorstellungen.

Johannes war wirklich sehr leise und rücksichtsvoll gewesen, als er ins Zimmer gekommen war. Leiser als er, konnte man wohl kaum über die alten Holzdielen gehen. Er hatte sich sogar im Dunkeln umgezogen. Aber das unvermeidliche Quietschen und Knarren unter Johannes Schuhen hatte genügt, Constantin aus diesem merkwürdigen alptraumartigen Halbschlaf zu reißen. Dieser Schlaf hatte ihn nicht entspannt und beruhigt, sondern er fühlte sich nun noch wuseliger, so als ob er elektrisch geladen sei.

— „Und wie war's?", fragte Constantin aus dem Halbdunkel des Raumes.

— „Hab' ich dich doch geweckt? Ich hatte extra . . . "

— „Mach dir keine Sorgen. Mich hätte das Niesen eines Flohs in Indien wecken können!"

Johannes kicherte verhalten.

— „Wie war's?", fragte Constantin wieder.

— „Nicht schlecht!"

Man spürte, dass Johannes bewusst untertrieb, um Constantin kein schlechtes Gefühl zu machen und dann fügte er noch hinzu, was sich Constantin die ganze Zeit im Bett auch gesagt hatte:

— „Du hättest einfach mitkommen sollen und dich nicht von Tilo ins Bockshorn jagen lassen sollen!"

Die Nennung dieses Namens verursachte ihm sofort ein schmerzhaftes Ziehen in der Magengegend. Hatte Walburga etwas mit diesem arroganten Schönling, wollte er Johannes am liebsten fragen, aber tat es nicht. Zum einen war er sich ja selbst ziemlich sicher, dass er sich wohl nur etwas einbildete und zum anderen war er sich eh nicht sicher, ob Johannes ihm die Wahrheit sagen würde, wenn es denn eine unangenehme für ihn gäbe.

Das war einer dieser Tage, an denen alles schief gelaufen war, dachte Constantin. Mit der Rückgabe der Lateinarbeit hatte es angefangen. Damit hatte er einfach nicht gerechnet. Seine ganzen Hoffnungen waren zu sehr enttäuscht worden. Wenn er schon die Situation in Latein so falsch eingeschätzt hatte, dann könnte er sich doch auch bei Walburga irren. Noch am Abend zuvor hatte er sich vor dem Einschlafen die schönsten Luftschlösser gezeichnet, in denen er mit Walburga residierte. Er der berühmte und geachtete Mathematiker, und sie war — hier träumt er ihren Traum — eine erfolgreiche Schauspielerin. Wal-

burga liebte ihn, streichelte und küsste ihn, da spielte es keine Rolle, ob dies unter Palmen in der Südsee, an Bord eines Segelschiffes über Korallen oder in den dunklen Wäldern um Bad Trunningen geschah. Natürlich war er auch dann so aufgeregt, dass er nicht sofort einschlief, aber an diesem Abend war es unmöglich. Mit der Lateinarbeit waren Palmen und Korallen weggewischt, und neben Walburga tauchte nun immer die grinsende Visage von Tilo auf.

Hatte er es nicht schon auf dem Hasenfels völlig falsch angepackt gehabt. Immer wieder die gleichen Was-wäre-gewesen-wenn-Gedankenspiele, die ihn malträtierten. Schon beim Hochgehen auf der Kuhweide hätte er sich gescheiter anstellen können, dachte er nun. Beispielsweise als das Thema auf Fadimann kam. Er hätte sagen können: „Heute wird Fadimann wohl Pech haben?" Sie hätte bestimmt sofort gefragt, wie er das denn meine. Dann hätte er zum Beispiel sagen können: „Wen soll er denn beobachten, wenn Birgit in der Bibliothek ist?" Vielleicht hätte sie dann sagen können „uns" und er hätte scheinheilig gefragt „Würde er denn etwas Interessantes zu sehen kriegen?" Vielleicht hätte sie lachend gesagt „Wer weiß!" und er hätte gewusst, dass er sich Hoffnungen machen könnte. Aber, was wenn sie diese Anspielungen nicht richtig verstanden hätte, wenn sie nur gesagt hatte, „Ja, da wird er wohl Pech haben!" Und doch glaubte Constantin, dass alles geklappt hätte, wenn dieser blöde Köter nicht dazwischen gekommen wäre. Seit dem Hasenfels hatte er einerseits das Gefühl, dass sie ihn liebte, und andererseits meinte er, dass sie ihm auswich. Seitdem hatte er sie nicht mehr alleine angetroffen.

Aber er hatte es ja auch nicht richtig versucht. Sonst konnte er immer so stur und konsequent sein, aber wenn es um Walburga ging, war er ängstlich und zaghaft, so wie gestern im Park, als ihm Walburga mit Kirstin begegnete.

— „Oh Hallo . . . ähem "

Die beiden kicherten und lachten. Sie quatschten über die Schule und dann fragte er Walburga, was sie nachmittags noch machte. Sie jammerte, wieviel sie noch zu tun hätte, Biologie und Deutsch und vor allen Dingen müsse sie sich noch auf die Theater-AG vorbereiten. Er hatte nur verständnisvoll genickt, anstatt zu sagen: „Vergiss doch den ganzen Quatsch, lass uns ein Eis essen gehen!" Er schwieg, weil er nicht aufdringlich sein wollte, und jetzt kam es ihm so vor, als hätte sie enttäuscht ausgesehen, als er weggegangen war.

Sein Fehler war, dass er nicht direkter war. Er müsste einfach mal gewissermaßen in Vorleistung gehen. Mit unverfänglichen Fragen und Anspielungen wollte er aus ihr herauskitzeln, ob sie ihn liebte, ohne selbst etwas einzugestehen. Es war als wollte er Seiltänzer werden, aber traute sich nicht aufs Seil. Glaubte alle Übungen auf dem flachen Boden praktizieren zu können. Aber im Zirkus würde er dann bestenfalls zum Clown taugen. Immer wieder sagte er sich, dass er, was die Mathematik betrifft, doch anders sei. Dort wage er sich doch auch an alles heran und habe keine Angst zu scheitern. Er hatte seine große Chance auf dem Hasenfels vermasselt, tadelte er sich. Schon auf dem

Weg hoch hätte er versuchen sollen sie zu küssen. Sie ist doch oft genug unvermittelt stehen geblieben. Er hätte ihr einfach sagen sollen, dass er sie liebt, dass sie sein erster Gedanke am Morgen und sein letzter am Abend sei. Nein, das klänge viel zu pathetisch und abgedroschen. Außerdem konnte er sofort Kirstin und die anderen hören, wie sie morgens in den Pausen ihn kichernd nachäfften: „Ich liebe dich! Du bist mein erster Gedanke am Morgen und mein letzter am Abend!" Aber wäre Walburga so gemein gewesen und hätte es ihren Freundinnen erzählt? Trotzdem er könnte den Spott der Klassenkameraden nicht ertragen.

Johannes würde aber niemals lachen. Ihn hatte er von Anfang an eingeweiht. Johannes ermunterte ihn immer zu sagen, was er fühle. Aber die Tipps von seinem besten Freund taugten in Constantins Augen nicht so viel.

— „Ich würde ihr ein Gedicht schreiben! Die steht auf sowas?", schlug er einmal vor.

Johannes schmiedete immer Reime. Verliebt sein, hieß für ihn Verse sprudeln zu lassen.

— „Du vielleicht! Aber mein Metier ist das nicht!"

— „Soll ich dir eins schreiben?"

Wenn Johannes in der Liebe so geschickt wie im Reimeschmieden gewesen wäre, dann hätte er sicherlich das Zeug zu einem Cassanova von Bad Trunningen gehabt, wenn man einmal von seiner unsportlichen, dicklichen Figur absah. Die dicke schwarze Hornbrille ließe sich sicherlich durch ein Modell austauschen, dass seinem Typ besser angepasst wäre, die besser zu seinen ungestümen blonden Haaren passte. Aber Johannes bekam schweißnasse Finger, wurde krebsrot und schaute unter sich, wenn ihn ein weibliches Wesen nur anschaute. Egal wer, selbst, Frau Dr. Braitmeyer, die doch außerhalb jeder Wertung stand. Aber ein Cassanova wäre Johannes nie geworden, dazu war er seiner Venus, seiner Sonja, zu treu. „Sonja, Son', ja ..." Seine Angebetete fand immer wieder glühende Verse in ihrer Jacke oder Schultasche, aber ahnte sie, dass der Poet Johannes war, der immer irgendetwas aufgeregt mit roten Kopf in seiner Tasche zu suchen schien, wenn sie sich umschaute, wenn sie wieder eine Liebeserklärung in Reimen gefunden hatte.

Als Constantin sein Bett verlassen hatte, schlief Johannes tief und fest in ihrem gemeinsamen Zimmer. Seit Beginn dieses Schuljahres hatten sie ein Zweibett- statt einem Vierbettzimmer, Privileg der oberen Klassen. Constantin hatte kein Licht angeschaltet, dennoch ist der Flur heller als normal, wenn nur die diffusen gelben Notbeleuchtungen Licht spenden. An einem Ende des Flures, auf der Mädchenseite des Gebäudes, quillt das milchige Licht des Vollmondes durch die Fenster. Durch jede Scheibe ein dicker weißer Balken, die in dem dunklen Holzboden zu versinken scheinen.

Aber es war nicht nur die Angst vor der Schlaflosigkeit im Bett, die ihn auf dem Flur ausharren ließ, sondern vor allem die Hoffnung — die wahnwitzige,

die unwahrscheinliche, wie er sich sagte — dort vielleicht Walburga treffen zu können, und damit dem Tag doch noch eine positive Wendung zu geben. Vielleicht könnte sie ja auch nicht schlafen oder müsste einfach mal auf die Toilette gehen? Den ganzen Nachmittag hatte er vergeblich versucht, sie einmal unter vier Augen zu sprechen, ohne dass Kirstin oder andere Freundinnen um sie sind. Dann als er sie endlich mal auf einem Flur der Schule alleine getroffen hatte, war sie gerade in schrecklicher Eile, auf dem Weg zur Probe für ihre Schauspiel-AG. Wenn sie nicht in vierzehn Tagen Aufführung hätten, würde sie ja blaumachen, aber so ginge es wirklich nicht.

—„Komm' doch einfach mit. So als Zuschauer! Heute spielen wir sogar in Kostümen!"

Er ärgerte sich, dass er vor ein paar Monaten nicht auf Johannes gehört hatte, denn dann wäre er nicht nur als Zuschauer dabei gewesen, sondern als Akteur.

— „Mir liegt die Schauspielerei nicht. Ich spiele lieber ehrlich mich selbst!", hatte er damals zu Johannes gesagt.

— „So ein wenig Schauspielern würde dir auch nicht schaden!"

— „Wie meinst du das?"

— „Manchmal in eine andere Rolle schlüpfen, damit könntest du dir das Leben einfacher machen. Wenn du nicht immer alles so ernst nehmen würdest!"

Er ging mit ihr zur Probe, denn so würde er sie wenigstens sehen und hören, und das wäre besser, als die Zeit alleine verbringen zu müssen.

— „Was will denn der hier?", fragte Tilo und zeigte mit dem Finger auf Constantin, der auf einem der harten Kiefernholzstühle der Aula saß. „Hatten wir eigentlich nicht vereinbart, dass es bis zur Generalprobe keine Zuschauer mehr gebe solle?"

Tilo im Gewand des Tambourmajors war ein Soldat, wie aus dem Bilderbuch. Es war nicht mehr Tilo der arrogante und narzisstische Klassenkamerad, der seine Anwesenheit kritisierte, sondern dank Uniform ein angsteinflössender Krieger. Constantin wäre sicher seiner Rohheit gewichen, aber Walburga war noch nicht vom Umkleiden zurück, und sie wüsste dann nicht, was vorgefallen wäre. Außerdem ermunterten ihn auch die anderen zu bleiben, vor allem Kirstin kritisierte Tilo besonders heftig:

— „Also Tilo, ich glaube du verwechselst etwas. Du solltest uns in Zukunft vor deinem kreischenden und quietschenden Fanclub bewahren. Außer dir hat doch bisher keiner Zuschauer mitgebracht!"

Und Johannes war ihm natürlich auch zu Hilfe gekommen:

— „Kritik von außen wäre doch auch mal ganz nützlich!", sagte Johannes, der sich mit weißen Forscherkittel und Fliege in Büchner's ehrgeizigen Doktor verwandelt hatte.

Plötzlich erschien es Constantin, als wäre die Sonne hinter einer Wolke hervorgekrochen oder als glänzte die Bühne im Scheinwerferlicht. Was vorher noch düster und dunkel war, erstrahlte in neuem Licht, wie das eines

wärmenden Feuers. Lyrische Spinnereien, wehrte sich sein analytischer Geist.

— „Na, kennst du mich noch?", fragte ihn eine Elfe im Blumenkleid.

Plötzlich hatte er das Gefühl nicht mehr atmen zu müssen. Alles stand still um ihn herum. Nein, nicht alles, denn die Luft war in Aufruhr. Ein kurzer Durchzug, als die Türe sich geöffnet hatte, aber das konnte es doch nicht alleine sein. Der Mief der Aula war verflogen, der stechende Gestank aus Bohnerwachs und altem modrigen Holz war dem Duft eines lebenden Tannenwaldes im Sommer gewichen, würziges Harz, aber das war nicht der aufregende, der berauschende Duft, der sich ihm mit ihr genähert hatte. Er bringt kein Wort über seine Lippen. War auch nicht nötig, denn kann eine Brise Salz das Meer noch salziger machen. Ein paar Tropfen Wasser können einen Fluss nicht breiter, nicht reißender machen. Wenn Constantin, wie ein Unbeteiligter die Szene hätte betrachten können, dann hätte er gesehen, dass auch sie überwältigt war. Sicherlich war es zum ersten Mal in ihrem Leben gewesen, dass ihr bloßes Erscheinen eine solche ungeheuerliche Wirkung auf einen anderen Menschen hatte. Seine Sprachlosigkeit war beeindruckender als jedes „du siehst gut aus!" oder ein „wow, super!". Dann entschwebt sie in weißen Leinenschuhen in Richtung Bühne.

Nach einer Ewigkeit erwachte er wieder aus seiner Paralyse, und die Probe war in vollem Gang. Marie, alias Walburga, sitzt mit einer Puppe im Arm wippend an einem offenen Fenster. Hinter einem anderen Fenster, Kirstin als Margret. Der Zapfenstreich geht vorbei, Tilo der Tambourmajor voran.

MARIE: He, Bub! Sa ra ra ra! Hörst? Da kommen Sie!
MARGRET: Was ein Mann, wie ein Baum!
MARIE: Er steht auf seinen Füßen wie ein Löw.

Tilo war ein Zentrumsmensch. Wo immer er auftauchte, musste er im Mittelpunkt stehen. Aber er brauchte sich nie zu drängen, es wirkte immer als folge er einer besonderen Form von Anziehungskraft, als sei das Zentrum bis zu seinem Erscheinen vakant gewesen, als habe alles und jeder auf sein Erscheinen gewartet. Alle tanzten freiwillig nach seiner Pfeife. Constantin hatte Tilo noch nie ausstehen können, aber, als er Walburga mit diesem siegessicheren Grinsen angestarrt hatte, hasste er ihn. Das war Tilo selbst, nicht der Tambourmajor im Stück, der Marie so geil anstarrte. In den Regieanweisungen stand sicherlich nicht, dass er so unverfroren ihre Brüste begaffen sollte, die ihr Kleid so betonte.

Aber auch Walburgas Augen hatten so echt geglänzt, dass er hätte wirklich glauben können, dass dort sich eine Frau in diesen Zuchtbullen vernarrt hätte, wenn sie nicht ein paar Mal mit dem gleichen Blick in seine Richtung geschaut hätte.

MARGRET: Ihre Auge glänze ja noch -

MARIE: Und wenn! Trag Sie Ihr Aug zum Jud, und laß Sie sie putze; vielleicht glänze sie noch, daß man sie für zwei Knöpfe verkaufen könnt.

MARGRET: Was, Sie? Sie? Frau Jungfer! Ich bin eine honette Person, aber Sie, es weiß jeder, Sie guckt sieben Paar lederne Hose durch!

Constantin, du musst verrückt sein, denkt er, nachts auf dem monddurchfluteten Flur. Du bist eifersüchtig und weißt noch nicht einmal, ob sie dich überhaupt liebt. Aber dennoch marschiert der Tambourmajor ständig in seiner Vorstellung und er hört Maries Stimme:

MARIE: Geh einmal vor dich hin! Über die Brust wie ein Rind und ein Bart wie ein Löw. So ist keiner! - Ich bin stolz vor allen Weibern!

Wenn sie Tilo haben könnte, warum sollte sie sich ausgerechnet mit ihm zufrieden geben, dachte Constantin?

TAMBOURMAJOR: Und du bist auch ein Weibsbild! Sapperment, wir wollen eine Zucht Tambourmajors anlegen.

Hatte Tilo sie wirklich so grapschen müssen. Musste seine Hand so ihren Hintern kneten. Schamlos war das gewesen! Dann schaute er in Constantins Richtung, hämisch grinsend, Lachen eines Menschen, der zu siegen gewohnt ist. während er Walburga immer noch umarmte, fragte er:

— „Na Publikum? War das überzeugend?"

Tilo hatte ihn bewusst demütigen wollen. Warum fragte er nicht einfach nur „Haben wir gut gespielt?", aber seine Frage sollte bewusst zweideutig sein. Eigentlich war sie noch nicht einmal zweideutig. Die Aussage war klar: „Na, wie war ICH?" oder „Die kann ich auch haben, wenn ich will!" Aber Walburga würde ihn nicht wollen, die war nicht so dumm, denkt Constantin. Tilo war ein Schwein, und Constantin hasst ihn.

Nach der Probe hatte Tilo wieder die Gelegenheit genutzt, als Walburga zur Umkleide gegangen war.

— „Nach der Probe sind die Schauspieler aber unter sich? Oder wird uns auch dort das Publikum verfolgen?"

— „Ich glaube du spinnst, Tilo! Du bist größenwahnsinnig!", sagte Johannes und dann zu Constantin: „Komm ruhig mit, stör dich nicht an seinem Geschwätz!"

— „Ne danke, ich habe eh keine Zeit, habe noch einiges zu erledigen!"

Später ärgerte sich Constantin. Er hätte einfach mitgehen sollen. Tilo hätte sich an seiner Stelle nicht so einfach abdrängen lassen.

Auch wenn er sich noch so vorsichtig bewegt, Unter seinen Schritten knacken und knarren die alten Dielen, die Nägel quietschen. Aber die von ihm erzeugten Geräusche passten sich harmonisch in die nächtliche Sinfonie.

Hüsteln, Husten, und hier und da Schnarchen. Quietschende Bettrahmen, wenn sich jemand unruhig über das Bett wälzte. Alle Türen und Fenster sind weit offen, entgegen dem sonstigen Usus, wegen der schwülen Luft. In dieser Vollmondnacht wehte ein leichter Wind, aber statt Kühle brachte er nur weitere feuchte Luft vom fernen Meer.

Vollmond, das hieß auch für Walburga schlaflose Nächte, hatte sie ihm erzählt. Da sei es schon öfters vorgekommen, dass sie aufgestanden sei. Einmal sei sie sogar durch den Park gewandert, mitten im Winter. Es wäre unglaublich schön gewesen. Sie hätte nicht gefroren und es nicht bereut, auch wenn sie sich den ganzen nächsten Tag wie zerschlagen gefühlt hatte. Er würde jetzt noch auf die Toilette gehen, danach könnte er ja auch nach draußen gehen und dort die warme Vollmond Nacht genießen. Aber er verwarf diese Idee sofort wieder, denn draußen wäre es noch unwahrscheinlicher, dass er ihr begegnen könnte. Schließlich hatte sie nicht gesagt, dass sie jedesmal in den Park ginge, wenn sie nicht schlafen könne. Vielleicht schlief sie diesmal tief. Und wenn sie aufstände, würde sie wahrscheinlich auf dem Flur oder zumindest im Haus bleiben, und er würde törichterweise im Park herumirren. Nein, er würde auf dem Flur ausharren, dort hatte er die größte — wenn auch noch so geringe — Chance sie zu treffen.

Die Toiletten befinden sich in einem riesigen fensterlosen Raum, der durch einen gemeinsamen Lüftungsschacht mit der Mädchentoilette verbunden ist. Acht düstere Zellen mit Toilettenschüsseln ohne Brillen. Dies sei hygienischer, argumentierte man. So ließen sich die Toiletten besser reinigen. Wie gut sich die Toiletten reinigen ließen, wurde immer Freitag Nachmittags kurz vor dem Erscheinen der Eltern demonstriert. Ansonsten beschränkte sich die Säuberung auf das Notwendigste, also Seuchen-Prophylaxe. Das schummrige Licht und die dunklen Fliesen kamen natürlich dem allgemeinen Pflegezustand der Räumlichkeit sehr entgegen. „Wenn du kleckerst, wenn du spritzt, mach' wieder sauber, worauf ein anderer später sitzt!" Trotzdem war all dies für viele kein Hinderungsgrund dort lange Sitzungen abzuhalten, wie die zahllosen Inschriften bezeugen. „Zwei Minuten scheißt der Hund, ein guter Deutscher scheißt 'ne Stund.", „Ich war Atheist, bis ich erkannte, daß ich Gott bin!" Hatte sich Tilo hier verewigt? „Der Satz des Pythagoras: Zwischen zwei Schenkeln ist mir jedes Dreieck gleich." Drunter hatte jemand in anderer Farbe gekritzelt: „Ein Mathegenie!" Am liebsten hätte er Beides entfernt, Spruch und Zusatz, denn bestimmt glaubten einige, dass er der Verfasser sei oder dass er mit dem Zusatz gemeint sein könnte.

Die ganze Aufregung des Tages, musste ihm auf den Magen geschlagen sein, oder genauer gesagt in die Därme.

Ein weiterer Spruch an der Türe zeigte, dass Rexens Sprüche doch manchmal Gehör fanden, wenn auch die Übersetzung etwas gewagt war: „Navigare necesse est - Schiffen ist notwendig" Hatte Pompeius damals damit gerech-

net, dass der Beginn seines Ausspruchs, in dem er die Schifffahrt über das Leben stellte, einmal Toilettenwände zieren würde. Rex sagte auch, dass eine Übersetzung dieses Zitates noch an einem Gebäude in Bremen zu lesen sei. „Es ist notwendig, Schifffahrt zu treiben, nicht notwendig zu leben" An diesem Morgen bei der Rückgabe der Lateinarbeit hatte Rex nicht locker gelassen, half ihm auch bereitwillig mit Wort- und Grammatikerklärungen: Constantin musste auch die beiden anderen Sprüche übersetzen.

— „Das gilt auch noch heute!", kommentierte Rex den zweiten Spruch, nachdem in Constantin schleppend übersetzt hatte. „Gebildet sein, Wissen zu haben, das wollen alle, aber niemand will den Preis dafür zahlen!", dann wedelte er mit Constantins Klassenarbeit herum und sagte „Jeder würde gerne so eine Übersetzung machen, aber dazu muss man erst büffeln, büffeln, büffeln, . . . "

Schließlich bestand Rex noch drauf, dass Constantin den dritten Spruch übersetzte, aber Rex musste ihm nahezu bei jedem Wort helfen.

— „Das war römische Tugend. . . . So war es damals!", sagte Rex verträumt und streichelte dabei sie Speckrollen seines Mehrfachkinns.

Es klang als sehnte er sich in ein früheres Leben im alten Rom zurück, und dann übersetze er mit lauter Stimme den letzten Spruch und schaute dabei Constantin strafend an:

— „ . . . es vorzuziehen, den letzten Pfennig zu verlieren, bevor man irgendetwas unrechtmäßig erwirbt!"

Nun hatte Rex endlich alle seine Bausteine zusammen, die er in seiner nun folgenden Kritik von Constantins Arbeit benötigte. Langsam und bedächtig schritt er wieder zu seinem Pult, seufzte dabei. Constantin sieht noch, wie er wieder sein Heft greift, und damit in der Luft wirbelt, aber dann sucht er in der Toilette weiter nach Ablenkung.

Unwillkürlich findet er an der Seitenwand der Toilettenkabine den Braitmeyer-Spruch, der jede Kabine wenn auch in verschiedenen Variation ziert. Constantin muss grinsen, — obwohl er den Spruch gar nicht besonders geistreich findet, — als er zum vielleicht tausendsten Mal liest „Unsere Frau Doktor ist obenrum recht schmal, doch unterm Kleid wird sie brait!" und jemand hatte später darunter geschrieben: „besser brait als geschait" Constantin brauchte keine Toilettenwand. Er würde seine Vorwürfe offen und sachlich niederschreiben. Sofort begann er wieder, wie schon all die Tage zuvor, im Kopf mögliche Anfänge seines Traktats für Frau Dr. Braitmeyer zu wälzen. „Vielleicht werden sie sich gar nicht erst die Mühe machen diesen Text zu lesen! Aber dennoch werde ich . . . " Verdammt, wenn er sich die Mühe machte, dann musste sie auch den Text zur Kenntnis nehmen. So konnte er nicht beginnen. Vielleicht eher: „Haben sie schon mal in den Spiegel geschaut? Ich meine so richtig, also nicht nur, ob ihre Haare richtig zurechtgemacht sind oder so? So ein Spiegel, der ihnen zeigt, wer sie wirklich sind? Haben sie den Mut, dann

lesen sie diesen Text, und sie werden sich mit den Augen der anderen sehen!" Es würde diesem Ungeheuer zeigen, dass sie als Lehrerin — auch wenn sie fachlich noch so kompetent sei — völlig ungeeignet sei. Das war er sich selbst und auch Walburga schuldig.

Plötzlich das charakteristische Klicken des Türgriffs und ein leises Knarren, der sich öffnenden Toilettentüre. Der hastige Gang und das leichte nervöse Hüsteln, wenn auch in der Nacht gedämpft und leise, ließen keinen Zweifel: Alexander. Constantin würde mittlerweile fast jeden an seinem Gang und Atem erkennen, aber bei Alex war es halt besonders leicht. Spürte auch Alex, dass er es war, der in der besetzten Kabine weilte, oder dachte er gar nicht darüber nach. Eilte er nur schnell zum Pissoir und ansonsten würde er wohl nur daran denken möglichst schnell wieder in sein Bett zu kommen, um weiterzuschlafen. Sicherlich würde er sich schon wieder den Kopf darüber zerbrechen, wie er sich besser bei den Lehrern einschmeicheln könnte.

Aber da waren auch andere Geräusche und die stammten ohne Zweifel nicht von Alexander. Die kamen von draußen. Weil Alex die Türe offen gelassen hatte, konnte er das Knarren der Flurdielen hören. Dann ging die Toilettentüre auf der Mädchenseite auf. War es Walburga? Wenn er nur genauer hinhören könnte, aber das plätschernde Geräusch von Alex machte es unmöglich. Außerdem begleitete er sein Geschäft noch mit einem leichten Stöhnen der Erleichterung. Drüben sperrte jemand eine Türe zu.

Er wollte jetzt so schnell wie möglich raus, auch wenn die Chance noch so gering war, dass es Walburga sei. Aber natürlich wollte er Alex nicht in die Arme laufen. Leise begann er sich mit Papier abzuwischen, so als dürfe Alex nichts hören, als ginge er dann schneller weg. Verdammt noch mal so lange konnte doch niemand pinkeln. Dann plätschert es auch von jenseits der Mauer. Was soll's jetzt musste er abspülen und raus. Egal, ob Alex noch da war oder nicht. Lautlos huscht er an Alex vorbei, der vor dem Pissoir zu meditieren oder zu schlafen schien. Dann stand er auf dem nun hell erleuchteten Flur. Das könnten fünfzig andere Mädchen sein, warum sollte es gerade Walburga sein. Rein statistisch gesehen, waren die Chancen gerade mal zwei Prozent für Walburga. Aber nicht alle Mädchen leiden bei Vollmond und dieses A-priori Wissen erhöht die Wahrscheinlichkeit immens.

— „Was machst du hier?", hört er plötzlich Alex flüsternde Stimme.

— „Ich . . . ähm, . . . ich kann nicht schlafen! Ich bin noch was am überlegen. ", antwortet Constantin und versucht noch leiser zu sein.

— „Hmmm . . . ", beginnt Alexander mit einem tiefen Verständnis zeigenden Schnaufer, gefolgt von seinem charakteristischen Hüsteln. „Was Mathematisches?"

Verdammt, denkt Constantin, er musste ihn loswerden. Was, wenn nun Walburga käme? Am besten würde er seine Frage überhören, würde ihm keine Antwort geben. Wenn es Walburga wäre, wollte er mit ihr alleine sein.

— „Weißt du, ich glaube, ich kann eh nicht mehr einschlafen . . . ", sagt Alexander.

Im Widerspruch zum gerade Gesagten, gähnt er herzhaft, und seine Augen starren ins Leere.

— „Doch, doch, du schläfst bestimmt gleich weiter, . . . lass dich von mir gar nicht stören . . . geh' schnell wieder ins Bett!"

— „Ich finde das wirklich super, wie du immer in Mathe . . . also ich meine, ich wäre frohe, wenn ich so gut . . . "

Das war einfach Alexs Natur. In Ermangelung eines Lehrers schmeichelt er sich halt bei ihm ein. Alexanders Noten in Mathe waren auch nicht schlecht: Einsen, wenn es um bloßes Anwenden von Formeln ging; Zweier und manchmal gar eine Drei, wenn eine Arbeit zu viele Aufgaben enthielt, die tiefergehendes Verständnis voraussetzten.

— „Aber du bist doch auch ganz toll!", sagte Constantin.

Er hatte den Arm um Alexanders Schulter gelegt und schob ihn langsam in Richtung von dessen Schlafzimmer. Doch dann sträubte sich dieser wieder, und drehte sich um zu ihm.

— „Vielleicht könntest du mir ja mal helfen?"

Nein, dazu hatte er überhaupt keine Lust, aber er musste ihn loswerden.

— „Ja ja, aber nicht heute Nacht!", sagt Constantin mit leisem Kichern, „Jetzt gehen wir erst einmal weiter schlafen! Du willst doch morgen fit sein in der Schule."

Kaum hat er Alex, ziemlich hastig in dessen Schlafraum geschoben, oder beinahe gestoßen, hört Constantin erneut die Toilettenspülung und eine sich öffnende Türe. Einen Augenblick schaut ihn Alex verdutzt an, und es sieht aus, als will er wieder rauskommen, aber dann wackelt er brav wie ein Zombie in Richtung seines Bettes.

Das Flurlicht war wieder automatisch erloschen, und er konnte nur schwerlich sehen, wer sich dort von der Toilette entfernte. Wenn er jetzt nicht schnell machte, wäre sie im Schlafsaal verschwunden. Ohne Rücksicht auf den lauten Protest der Dielen und der alten Nägel spurtet Constantin los. Sein Herz rast und pocht. Zu schnell, zu laut. Dann legt er ihr seine Hand auf ihre Schulter. Obwohl er merkt, dass er einen Fehler macht, dass dies nicht Walburga ist, kann er nicht mehr stoppen. Das Mädchen schaut sich erschrocken um.

— „Ach Gott, du bist es! Hast du mich vielleicht erschreckt!", sagt Kirstin erleichtert,

Constantin stammelt nur, dass es ihm Leid tue, dass er sie verwechselt habe, dass er sich hätte nur die Beine austreten wollen, dass die immer so kribbelig bei Vollmond seien, und dass er sie keinesfalls habe erschrecken wollen.

— „Und ich dachte schon, dass du nachts Mädchen nachstellst!", sagte Kirstin nun lachend.

Constantin krauste sofort die Vorstellung, was sie am nächsten Tag ihren

Freundinnen erzählen könnte. Wenn er sie am nächsten Tag irgendwo konspirativ zusammen sehen würde, wenn sie dann lachen würden, dann wüsste er, was ihr Thema sein würde.

— „Anderen geht es übrigens auch so, wie dir. Denen setzt auch der Vollmond zu!"

— „Du?"

— „Ich?", flüstert sie verwundert, „ich würde tief und fest schlafen, wenn mich nicht Walburga wach halten würde!"

— „Walburga?", und er hatte vergessen zu flüstern und betonte ihren Namen, wie ein Weltwunder.

— „Ja Walburga! Sonst ist ja wohl niemand in meinem Zimmer!"

— „Also ich geh'jetzt mal lieber wieder zurück, sonst wecken wir noch alle!"

— „Mo- Moment! …", stammelt er los, „sag' ihr, sag' Walburga … sag' … einen schönen Gruß!"

Kirstin nickt mit dem Kopf und geht mit einem breiten Grinsen weg. Verdammt, er hätte sie doch einfach bitten können, dass sie Walburga mal auf den Flur schickt. Unruhig wandert er auf und ab, hört plötzlich wieder Schritte aus Walburgas und Kirstins Zimmer. Ist es nun Walburga oder hatte Kirstin etwas vergessen?

* * * * *

Im Januar 1830 erwähnt Cauchy wieder Galois' Arbeit, die er Ende Mai 1829 zur näheren Begutachtung mit nach Hause genommen hatte. In einem Schreiben an den Präsidenten entschuldigte sich Cauchy für sein Fehlen in einer Sitzung, bei der er Galois' Arbeit erörtern wollte. Er wollte es beim nächsten Treffen wahrnehmen, aber in der nächsten Sitzung stellte er dann stattdessen wieder eigene Forschungsergebnisse dar. Weder erhielt Galois seine Manuskripte zurück, noch erwähnte Cauchy jemals wieder diese Arbeit.

Galois beschloss, an dem Wettbewerb für den „Grand Prix de Mathématiques" teilzunehmen. Dazu überarbeitete er sein Mémoire und reichte sie kurz vor dem letzten Termin am 1. März ein. Abermals hatte Galois Pech. Diesmal nahm Fourier,

Sekretär auf Lebenszeit, seine Arbeiten mit nach Hause und starb am 16. Mai. Evaristes Arbeiten wurden nicht mehr gefunden und Galois schied damit aus dem Kreis der Wettbewerber aus, ohne dass man es ihm mitgeteilt hätte.

* * * * *

Liebe Stellina, mein funkelnder Stern im Cyberspace,

oh Mann! Da bin ich ja beinahe in ein Wespennest gestochen. Tut mir echt leid mit Stefano. ,,dg' (dumm gelaufen). Ich konnte ja nicht ahnen, dass du italienische Vorfahren hast und wenn ich es gewusst hätte, hätte es mir eh nicht viel geholfen, weil ich bei Stefano an einen feurigen Mexikaner gedacht hatte. Auch wieder ein dummes Vorurteil, du hast recht. Ich bin wirklich froh, dass du es so locker aufgenommen hast. Aber dennoch bitte ich dich nochmal um Entschuldigung! Doch nun Schluss mit diesem imaginären Stefano und zurück zur Geschichte, zurück in Freddys Schlafzimmer:

Alles passte so erschreckend zusammen. Wer führte eigentlich Regie? Joane oder mein schlechtes Gewissen? Auf das Fernsehen, das im Hintergrund lief, konnte sie auf jeden Fall keinen Einfluss genommen haben. Aber sie konnte das geeignete Programm gewählt haben. ,,Chris Burnt's Early Birds". Mike Henderson nahm gerade auf dem großen rosa Sofa Platz. Tut mir leid, du kennst diese Talkshow natürlich nicht. Ist egal, ist im Prinzip der gleiche Quatsch, den du auch hier auf jedem Kanal zu sehen kriegst!

Der Türknopf in unserem Schlafzimmer drehte sich und mein Pickel pochte, in der Erwartung dessen, was sich hinter dem hereinschwebenden Tablett verbarg.

Oh Gott, ich war geschockt. Was da in den Raum kam, hatte nur die dunklen Locken und den dunklen Teint mit Estella gemeinsam. Gutaussehend war dieses Wesen auch, aber es war ein Mann, oder besser gesagt so ein — tut mir leid Stella — Stefano-Typ. Joane kicherte neben mir im Bett, und auch er hatte ein, wie mir damals schien, unverschämtes Grinsen drauf. Das musste Estellas Bruder sein, dachte ich. Der würde mich jetzt in Familiensitte wegen Schändung seiner Schwester morden. ,,Darf ich vorstellen: Enrico, unser neuer Roomservice!" Enrico und Joane grinsten sich an, dass mir Angst und Bange wurde. Wer weiß, was der Zimmerservice alles beinhalten sollte. Vom Liebhaber meiner Frau bis zu meinem Mörder. In möglichst beiläufigem Ton fragte ich sie heuchlerisch, wo denn die sei, die uns sonst immer bediente. ,,Ach Estella meinst du? Wir haben uns leider von ihr trennen müssen!". Und da war es wieder dieses teufliche Grinsen.

Dann machte ich wohl mein eindeutigstes Schuldeingeständnis. Joane lauerte, während Enrico nun mit ernstem Gesicht uns Kaffee ausschenkte. Sie wartete auf eine Frage von mir. Auf die Frage, die normalerweise kommen musste, wenn ich wirklich unschuldig wäre.

Chris Burnt überbrückte mein Schweigen. Er sagte in etwa folgendes zu seinem Gast: ,,Mike Henderson, als Ehemann, das ist ja eine Rolle, die deine Fans schon aus vielen Filmen kennen, aber nun im wirklichen Leben . . . daran müssen sich deine Fans — vor allem die weiblichen — ", dabei grinste er süffisant in Richtung Kamera ,,sicherlich noch gewöhnen. Also Mike, lass mich nun die Frage stellen, auf die wohl alle Zuschauer warten. Gerade, wenn man so an Filme wie ,,Rufe im Sand" oder ,,Frostige Hitze" denkt, drängt sich ei-

nem die Frage auf, kann Mike eigentlich treu sein." Mike schaut in die Kamera, lächelt für seine Fans, Mund weit offen, sein tadeloses Gebiss zeigend, das verführerische Lächeln, das ihn schon mit seinem ersten Film zum Weltstar gemacht hatte und sagte vieldeutig: 'Mike Henderson hat viele Seiten!'

Joanes letzter Satz hallte in meinen Gedanken. Ihr ,,Wir" war eine Drohung gewesen. Ich sollte ihre Entscheidung ohne Widerspruch tolerieren. Aber was hatte sie getan? Hatte sie Estella gefeuert? In meinem Namen etwa? Ich konnte mir gut vorstellen, wie sie gesagt hätte ,,Mein Mann und ich sind der Meinung, dass es besser wäre . . . " Wenn ich mir nur sicher gewesen wäre, dass Estellas Verschwinden nichts mit dem zu tun hatte, was mit uns vorgefallen war, aber mein Gefühl verneinte. Und so war es natürlich auch nicht verwunderlich, dass ich mich nicht traute zu heucheln. Ich hätte ja zum Beispiel fragen können: ,,So, warum haben wir uns denn von ihr trennen müssen. Hat sie geklaut oder so?" Die Formulierung war schon auf meinen Lippen, aber ihre giftige Antwort war auch schon in meinen Gedanken gereift: ,,Tu nicht so scheinheilig. Du weißt doch ganz genau!"

Ich war unfähig, die Überraschung zu zeigen, die der Situation entsprochen hätte, aber gleichzeitig gelang es mir nicht, meine Bestürzung genug zu verbergen, um ihr erfolgreich zu suggerieren, dass es mir egal sei. Dutzende Leute arbeiten für uns, wie konnte ich mich da um solche Details kümmern. So sollte es rüberkommen.

Hatte Joane sie gefeuert, weil sie alles wusste, oder war — was mich noch mehr schreckte — Estella auf eigenen Wunsch gegangen, weil sie vielleicht doch irgendetwas falsch verstanden hatte? Obwohl mich die Antwort brennend interessierte, schwieg ich. Statt mich unter der Bettdecke zu verkriechen, starrte ich bewegungslos auf das Fernsehen, wo gerade wieder die Werbung startete. Sie schaute mich eine Weile lauernd an, ganz vergessend, dass ganz nahe an ihrem Mund ein Croissantrest in ihrer Hand schwebte.

Meine Gespräche mit Kevin McGreenspoon seien übrigens recht erfolgreich gewesen, sagte ich schließlich, als sich meine Erstarrung langsam löste. Für einen kurzen Augenblick glaubte ich eine große Enttäuschung bei ihr wahrzunehmen, dann steckte sie den Rest des Croissants in ihren Mund und spülte mit Kaffee nach.

— ,,Übrigens, heute kommt Luna für ein paar Tage hierher! Ihr Mann muss zu einem Virologenkongress.", sagte sie, wie mir schien in gespielter Beiläufigkeit.

Voilà, da sind wir endlich bei Stephen, denn der ist Lunas Mann und jetzt wird es richtig bizarr. Mitternacht ist übrigens schon vorbei und ich bin verdammt müde, aber ich will diese E-Mail noch zu einem vernünftigen Ende führen. Wenn ich mir vorstelle, dass ich als ich mit der Geschichte anfing, wirklich geglaubt hatte, alles an einem Tag, also in einer E-Mail berichten zu können und nun zieht es sich endlos hin. Das wäre wohl genug Stoff für

einen Roman, so ein dicker Wälzer. Was ich bisher geschrieben hatte, wäre dann wohl ein Kapitel mit dem Titel „Unterwegs zu Stephen"

Vorhin habe ich übrigens der Versuchung widerstanden mich bei Chatline einzuloggen. Du wärst wahrscheinlich eh nicht online gewesen und ich wäre Gefahr gelaufen, meine Zeit in einem sinnlosen Chat zu verdudeln.

So, nun wieder zurück nach Santa Barbara. Lunas Anwesenheit verdeutlichte mir wieder die Fremdartigkeit der menschlichen Sexualität. Am Tag ihrer Ankunft waren Freddy und ich bei Joane immer noch in Ungnade, oder „in the doghouse" wie man dort sagt, und gleichzeitig schmerzte uns Estallas Verlust immer noch. Aber Freddys Idee mit dem Börsenspiel war aber nach all dem Frust des Morgens genau das richtige gewesen. So fühlten wir uns den Umständen entsprechend wieder großartig als wir Luna in der sonnendurchfluteten Eingangshalle begrüßten. Was für eine Frau, dachte ich! Verdammt, das ist doch bloß die alte Zicke Luna, motzte Freddy auf. Mit der war schon als Studentin nichts los, du weißt schon wie ich es meine. Nein, ich will es nicht wissen, wies ich Freddy zurecht! Er schmollte, denn gegen die Willenskraft eines Thubaners hat halt auch ein Freddy Fowler keine Chance.

Aber lassen wir Luna noch ein wenig in der Eingangshalle glänzen und widmen uns noch ein wenig dem Börsenspiel. Freddy nennt es so, um es so von seinen echten Börsengeschäften abzugrenzen. Die beiden Börsenvarianten unterscheiden sich im Wesentlichen im Einsatz, denn der liegt halt im Börsenspiel um ein paar Zehnerpotenzen niedriger als in der ernsten Version. Mach dir aber bitte klar, dass es bei dem sogenannten Börsenspiel immerhin um Einsätze geht, die bis zu Hundertausend Mal höher liegen als beim durchschnittlichen Kleinaktionär. Das Spielbrett ist natürlich die Welt, die Felder heißen Wallstreet, London, Paris, Tokyo, Frankfurt oder sollte ich besser Fredfurt sagen. Ansonsten braucht man einen Computer und vor allen Dingen Geld wie Heu. Mit den Mitspielern ist das so ein Problem. Normalerweise wissen sie nicht einmal das Freddy mit ihnen spielt und erfahren es auch später nicht. Was sie merken ist nur, dass ihre Aktien plötzlich unerwartete Sprünge machen, wofür die Banker und Wirtschaftsexperten dennoch verdammt gute Erklärungen haben, da bedarf es keines mystischen im Hintergrund agierenden Freddy Fowlers. Steil auf, und plötzlich bumm. Über Nacht arm, aber die Experten haben alles im Griff. Haha! Estella war verschwunden und nun würde die Simpcomp Corporation von der Bildfläche verschwinden, oder besser er würde sie nur über dem Abgrund zappeln lassen. Das machte mehr Spaß. Zunächst bot Freddy mal seine Aktien von Simpcomp zum Verkauf an, feinverteilt über die Börsenplätze der Welt. Eigene Verluste nimmt Freddy natürlich in so einem Fall auch in Kauf; er will halt kein Spielverderber sein. Ein paar Telefonanrufe von Freddy waren genug, und plötzlich geisterten Faxe und E-Mails durch die Finanzwelt. „Simpcomp kann der Konkurrenz nicht standhalten!", „Produktpalette von Simpcomp zu schmal!", „Krise im Management von Simpcomp". Dann

wurden die Simpcomp Aktien zu etwa einem Drittel von dem Preis gehandelt, dem man Freddy nur knapp eine Stunde vorher noch gezahlt hatte. Als wir sein Büro auf dem Weg in die Eingangshalle verließen, dachte Freddy noch, dass er bei 10 Prozent wieder zuschlagen würde, denn im Prinzip ist die Simpcomp ja ein solides Unternehmen.

Ihre blonden gelockten Haare verdeckten die Träger ihres orangen Kleidchens. Sie ist nackt darunter, schoß es mir durch den Kopf. Vielleicht trug sie auch einen enganliegenden körperfarbenen Bodysuit. Das war die tollste, die geilste Frau, die ich je gesehen hatte. 'Verdammt noch mal, das ist bloß Luna, die Zicke! Wie oft soll ich's dir noch sagen, dass sie prüde ist!', meldete sich Freddy schon wieder. Was für eine Figur, von wegen Zicke! Ihre Brüste spannten das Seidenkleid, und die Beine nackt bis kurz vor, — naja du weißt schon was ich meine, — waren braungebrannt und lang, schlank und wohlgeformt. Mir wurde ganz komisch, als ihre tiefblauen Augen mich untersuchten. 'Starr sie nicht so an, du thubanischer Affe!', warnte mich Freddy, meine Frau hat dich im Visier.

— „Hi, Freddy! Was hört man denn von dir für Sachen?", unterbrach Luna meine Überlegungen.

— „Was hört man denn von mir?", fragte ich demonstrativ selbstsicher. 'Schau dir Joanes Lachen an! Ich wäre vorsichtig!', warnte Freddy schon wieder. Das Börsenspiel hatte ihn stark gemacht. Blödsinn, hätte Joane schon morgens beim Frühstück so gelacht, hätte ich mir erst gar nichts eingebildet.

— „Ja, ja, ja, seine Frau einfach so alleine lassen für ein paar Tage!", ihr Lachen und ihr Tonfall ließen keine Zweifel daran, dass alles nur im Scherz gemeint war.

Wenn das alles war, wenn sie sonst nichts wusste, konnte ich ja beruhigt sein, denn Luna wäre auf jeden Fall eingeweiht. Also alles doch nur eine Kette von dummen Zufälle? Joane hatte nur aus Langeweile mit Luna telefoniert, und dann ist es halt zu diesem Besuch gekommen.

— „Na ja, alleine war sie ja nicht gerade, wenn man bedenkt, dass hier immer Dutzende von Bediensteten herumschwirren. Wie beklagst du dich immer, Joane: 'Kann man denn hier nie mal richtig alleine sein in diesem Haus¡

— „Das ist aber auch leichtsinnig. Euer Personal besteht ja nicht nur aus Frauen, oder? Und dann eine so hübsche Frau wie Joane …", sagte sie und grinste zu Freddy.

War da was mit Enrico? War er ihre Rache für Estella? 'Ihr Thubaner spinnt!', hörte ich Freddys verachtenden Kommentar.

So und mit diesem Kommentar, dem du ja bestimmt gerne zustimmst, muss ich nun leider doch aufhören, wenn ich wenigstens noch ein paar Stunden schlafen will. Ich wünsche dir einen wunderschönen Tag und kann deine Antwort kaum erwarten.

Dein Außerirdischer

P.S.

Du willst wissen, wie es Jan Weis geht? Schrecklich spannend: Arbeitet an der automatischen Erkennung von bewegten Objekten. Damit der Fahrer eines Fahrzeuges nicht gegen ein anderes Fahrzeug stößt, auch wenn er mal ein Nickerchen macht. Hahaha. Abends entspannt er sich dann mit Science-Fiction. Star Trek, Star Wars oder so ein Zeug. Ich könnte mir so was nicht anschauen.

* * * * *

lieber Jan, mein liebster außerirdischer!

*wow! du musst wirklich die nacht durchgetippt haben. klar, du hast die geschichte ja nicht erfunden :-), aber wenn, dann wäre doch der name Luna wohl kein zufall. sonne, mond und sterne. heißt sie luna, damit sie nicht stella heißt? *^_^**

ich habe auch ein solches trägerkleidchen. letzten sommer habe ich es ein paar mal an besonders heißen tagen getragen. drunter war ich nackt, bis auf einen kleinen hautfarbenen slip, damit er nicht durch den dünnen stoff durchschimmert. jedenfalls konnte ich mir so richtig vorstellen, wie ich in der eingangshalle deiner luxusvilla im sonnenlicht stand. (du hättest sie übrigens doch besser stella genannt, denn den mond sieht man ja nicht im sonnenlicht, ggg)

vielleicht solltest du wissen: ich bin dunkelhaarig und leider kann ich auch nicht mit schulterlangem haar dienen. meine augen sind braun, goldbraun. meine beine sind kräftig, aber straff und gut durchtrainiert. braungebrannt :-)

deine Stellina — nicht mehr Stelletta, ggg

* * * * *

Oh mein glänzendes Himmelsgestirn, neben dir erblasst Thuban; ebenso wie Prahmu, Vischna und Schiwu, das sind die drei Monde meines Heimatplaneten Pangu.

siehst du, ich habe es dir ja gleich gesagt. Jan Weis ist einfach nur langweilig, du bist noch nicht einmal mit einem Satz auf mein Postskriptum eingegangen. Nicht dass ich böse wäre, ganz im Gegenteil. Prima, denn Joane, Freddy, Stephan und vor allem Luna sind die Realität.

Du wirst es nicht glauben, aber Lunas Haar war von Natur aus dunkel.

— „Steht dir wirklich gut, dein blondes Haar! . . . ", und Joane fügte dann lachend in meine Richtung fort „Allerdings steht Freddy mehr auf Dunkelhaarige, nicht wahr Honey?"

‘Siehst du! Die weiß alles’, war sofort wieder Freddy da und diesmal waren wir wieder einer Meinung.

Stella, ich kreise um dich wie Jupiter um die Sonne. Nein, lieber Merkur, denn dann bin ich dir näher. Leider bin ich heute Abend mit irdischen Dingen beschäftigt. Lässt sich nicht verhindern, aber meine Gedanken werden bei dir sein. Versprochen!

Wenn heute Nacht silberne Strahlen dein Schlafzimmer durchfluten, dann sollst du wissen, diesmal wird es nicht der Vollmond sein. Ich werde es sein, Merkur, der sonnennächste der neun Planeten des Sonnensystems. Merkur wird sich zu dir beugen, wird dich küssen, sanft und silbern.

Schlafe süß
Dein Götterbote Merkur

*** * * * ***

`Stella:` *also chatten meintest du mit den ,,irdischen dingen”*
`Spacebeing:` *Ne, ging schneller als ich dachte und wollte nur mal schauen, ob ich dich treffe!*
`Stella:` *ob ich dir das glauben soll . . . *g**
`Stella:` *ich bin froh dich zu sehen.*
`Spacebeing:` *Du hast also meine E-Mail schon gekriegt?*
`Stella:` *wie sonst wüsste ich von deinen irdischen dingen :-)*
`Stella:` *das mit Luna das finde ich total cool . . .*
`Spacebeing:` *warte erst mal wie es weitergeht*
`Stella:` *so wie Luna stellst du dir also mich vor?*
`Stella:` *stimmt’s?*
`Spacebeing:` *Im Prinzip schon?*
`Stella:` *aber ich könnte ja auch alt und häßlich sein? ww?*
`Spacebeing:` *Schluck! . . . Aber ich glaub’ es nicht. Was soll das ,,ww”?*
`Stella:` *wer weiß. . . . warum nicht?*
`Spacebeing:` *Warum was nicht?*
`Stella:` *alt und häßlich . . . auch *g*
`Spacebeing:` *Sagt mir mein Gefühl. So die Art, wie du dich gibst, wie du sprichst.*
`Spacebeing:` *wie du schreibst, sollte ich vielleicht besser sagen.*
`Stella:` *und was sagt dir das?*
`Spacebeing:` *Was meinst du?*
`Stella:` *alter?*
`Spacebeing:` *Meins?*
`Stella:` *mein alter, natürlich!*

*Stella: du hast ja schon ein paar MJ auf dem buckel, sagst du ja, ob nun 2M, 3M oder 10M ist mir schnuppe. sternschnuppe *ggg**

Spacebeing: Was meinst du mit MJ, 2M usw.

Stella: ouuh mann! du kommst wirklich vom anderen stern: megajahre natürlich, 2000 jahre, 3000 jahre. capito?

Stella: Also? Raus damit sei nicht feige. Wie alt bin ich?

* * * * *

— „... so gespenstisch ..."

Walburga stoppte kurz in ihrer euphorischen Beschreibung des Lichtes, welches sie und Constantin in ihren Bann gezogen hatte.

— „ ... nein nicht gespenstisch, verzaubert ... zauberhaft ... milchig, silberne Milch ... gut, dass Kirstin mir sagte, dass du auf dem Flur wärst ..." dann sah sie Tränen in Constantins Augen. „Hey, was ist denn los mit dir? ... Die Schule?"

Walburga war stehengeblieben und hatte eine seiner Hände gegriffen, hatte sie fest in die ihren gedrückt. Plötzlich rollten Tränen über seine Wangen.

Für Walburga war es klar: Das musste der ganze Schulstress sein, der auf Constantin lastete. Deshalb konnte er nicht einschlafen und geisterte auf dem Flur herum. Vor allem die Rückgabe der Lateinarbeit war wohl zu viel gewesen für ihn. Die ganze Zeit hatte er gehofft, — und sie hatte sich diesem Wunschdenken angeschlossen, — in dieser Arbeit eine Eins oder im schlimmsten Fall eine zwei zu bekommen. Damit wären alle seine Sorgen um die Versetzung weg gewesen.

— „Ohne Zweifel ... eine glänzende Übersetzung ", so hatte Rex das Ende seines langen Katz-und-Maus-Spieles mit Constantin eingeleitet, „... eine, die eigentlich nur eine Note verdiente, und zwar eine eins, wenn nicht ..." und er machte wieder eine Pause, um den ersten Spruch der Tafel aufs Neue anzubringen: „Non omne quod nitet aurum est. ... sie glänzt, aber sie ist nicht Gold, denn sie ist nicht rechtmäßig erworben worden! Hier versucht jemand mit fremdem Wissen zu brillieren, ... Unser guter Colanik hat einfach ... wortwört-lich die Übersetzung von Heinz Gunermann abgeschrieben! Gut, ich räume ein, hier und da hat er mal den Versuch gemacht, ein paar eigene Varianten einzubauen! ... Nosse volunt omnes, mercedem solvere nemo. ... aber Constantin muss nun den Preis zahlen. Für diesen Betrug kann es nur eine Note geben!"

Natürlich half es nichts zu beteuern, dass er nicht abgeschrieben habe. Jedenfalls nicht so, wie Rex es sich dachte. Er hatte die Übersetzung dieser Passage von Gunermann im Kopf gehabt, und er konnte sich nicht davon lösen.

Sie schien ihm zwingend richtig, jede Abweichung wäre ein Fehler gewesen. Konnte er denn damit rechnen, dass Rex sie auch so gut kannte? Bereitete sich Rex auch mit diesen Übersetzungen auf den Unterricht vor?

Damit war seine Lateinnote besiegelt. Im schlimmsten Fall könnte er ihm sogar nun eine Sechs auf dem Zeugnis geben. Aber würde das überhaupt noch eine Rolle spielen? Wenn er eine Fünf in Deutsch bekäme, dann könnte er seine Versetzung eh vergessen, solange seine Lateinnote schlechter als Vier wäre.

— „Vergiss doch einfach einmal den ganzen Schulstress!", sagt Walburga zu Constantin im Park, „Genieß einfach die tolle Sommernacht!"

— „Weißt du, das ist gar nicht nur die Schule . . . ", beginnt Constantin seinen Erklärungsversuch.

— „Weinst du vielleicht, weil du mit mir im Park bist?", sagt Walburga scherzend.

— „Ja, auch . . . aber Freudentränen. Weißt du ", startet er wieder „das war alles zu viel, und dann so alleine auf dem Flur und immer die gleichen quälenden Gedanken . . . "

Walburga überkreuzt Constantins Lippen mit ihrem Zeigefinger, versiegelte sie, und ihre gespitzten Lippen hauchten leise ein „Pssshh, jetzt wird alles gut!".

Sie hatte recht, solange sie bei ihm war, stand die Zeit still, da schienen Rex und Co. weit weg in einem fernen Land.

Schweigend, Hand in Hand, wandelten sie dem Mond entgegen.

— „Was hast du eigentlich von unserer Probe gehalten?"

— „Toll, . . . ich finde es übrigens jetzt schade, dass ich damals nicht auch mitmachen wollte."

— „Find' ich auch! . . . Und welche Rolle hättest du dann gerne gespielt? Den Woyzeck oder den Doktor?"

— „Den Tambourmajor!"

— „Du?", schoss es aus ihr, und es wirkte, als unterdrückte sie ein Lachen, „Du, den Tambourmajor?"

— „Warum nicht? . . . Finde ich gar nicht lustig."

— „Weil . . . ", sie suchte nach den richtigen Worten „weil du einfach nicht der Typ für diese Rolle bist!"

— „Aber Tilo der Schönling?"

— „Dem nimmt man die Rolle ab. Primitiv. Ein Zuchtbulle! . . . Der hat so was Animalisches! . . . Du, du wirkst viel zu . . . zu . . . vergeistigt . . . verstehst du, was ich meine?"

— „Ja, du meinst Tilo sieht besser aus!"

— „Quatsch! . . . Ich finde dich toller, auch wenn du keine so breiten Schultern und dicken Muskeln wie Tilo hast! . . . Außerdem ist der Tambourmajor nicht gerade eine Rolle, die durch besondere schauspielerische Leistung hervorsticht! . . . "

— „Aber ", er zögert einen Moment, dann sagt er lachend „Marie . . . also du . . . musst ihm schöne Augen machen!"

— „Geh' einmal vor dich hin!", sagte Walburga plötzlich in gespieltem Ernst und in der Stimme Mariens.

Constantin marschierte vor ihr her, mit geschwellter Brust und erhobenem Nacken und trompetete dabei einen Marsch. So laut, dass beide das Klackern nicht von Schuhen auf den Pflastersteinen um den Brunnen hören.

— „Über die Brust wie ein Rind und ein Bart wie ein Löw. So ist keiner! - Ich bin stolz vor allen Weibern! "

— „Wenn ich am Sonntag erst den großen . . . äh . . . "

— „Federbusch", hilft sie ihm.

— „Wenn ich am Sonntag erst den großen Federbusch habe und die weißen Handschuhe. Donnerwetter, sagt dann der Major! . . . Mist, ich kenn' den Text nicht!"

— „Ja, Donnerwetter wird Rex sagen . . . ,", beide schauen erschrocken hinter sich, wo Doris' Stimme herkam „Vielleicht wird es auch ein Donnerwetter geben, wenn Rex euch hier sieht!"

— „Warum sollte der zu dieser Zeit hier auftauchen . . . ", fragte Walburga.

— „Er wird gleich hier vorbeikommen, denn . . . ", aber später waren Constantin und Walburga unsicher, ob sie wirklich gesagt hatte „denn er ist hinter mir her!" oder ob sie nur sagte „denn er ist hinter mir!"

Auf jeden Fall sagte sie noch:

— „Als Erzieherin sollte es mir ja eigentlich auch nicht egal sein, wo ihr euch nachts rumtreibt."

Bei ihrer letzten Bemerkung hatte sie breit gegrinst, um ihnen zu zeigen, dass es keineswegs ernst gemeint sei, aber dann schaute sie sich mit sorgenvollem Gesichtsausdruck unruhig um und verschwand eilig in Richtung Internatsgebäude.

Obwohl ganz von dem Gefühl erfüllt, dass ihm nichts und niemand etwas anhaben könnte, solange er nur bei Walburga war, folgte er dennoch Walburga in den Schutz eines riesigen Mammutbaumes, einer von vier solchen Giganten. Der Stolz des Parks. Ein ehemaliger Schüler, der in den USA zu Geld gekommen war, hatte sich seiner einstigen Schule erinnert und ihr vor langer Zeit aus der Ferne vier dieser Bäume gespendet.

Dort zwischen den Bäumen und Büschen würde niemand sie vom Weg aus sehen können, abgeschirmt vom Mondlicht im Schatten der Giganten. Aber Walburga und Constantin versuchten spielerisch den Sichtschutz des Baumriesen optimal auszunutzen. Zuerst nebeneinander, beide mit dem Rücken zur Rinde. Constantin stand ideal, aber sie könnte womöglich doch gesehen werden. Am besten würde sie sich vor ihn stellen, meinte Constantin, ganz dicht. Enger als er es zu hoffen gewagt hatte, schmiegte sie sich an ihn. So könne Rex sie garantiert nicht sehen, und sie spürte Constantins pochendes Herz. So na-

he, dass sie beinahe das Gleichgewicht verlor, und er sie um die Hüften halten musste.

Beide lauschen, aber statt knirschender Schritte auf Kies hören sie nun ein ständiges Rascheln und Säuseln im Laub, ein kaum wahrnehmbares Rauschen des Windes, und die Sommer-Impromtu gespielt von einem Heer von Grillenstreichern, gezähnte Hinterbeine, wie Geigenbögen, über geschlossene Flügel oder Flügel gegen Flügel. Mit ihrer Musik locken sie die Weibchen aber auch ihre Feinde an. Dann und wann das Heulen einer Eule. Plötzlich das alles übertönende Fahrgeräusch eines Autos auf der Umgehungsstraße. Ein Lärm, der sie wieder für Minuten taub macht, für die winzigen und zarten Geräusche des Waldes. Aber Thor können sie nun hören, der laut den nächtlichen Störenfried verbellt. Leika und die anderen Wölfe stimmen immer wieder in sein Jaulen ein. Dem Lärmen der Fahrzeuge hatten sich die Einwohner von Bad Trunningen stoisch ergeben, aber Fadimanns Wölfe waren ein konstanter Konfliktstoff. Sie mussten weg, wenn nötig mit Gift.

— „Heute Nacht wirst du Pech haben", flüstert Walburga lächelnd, „heute wird dich kein Wolf küssen, wenn du die Augen schließt! Thor ist hinter Stacheldraht!"

— „Vielleicht sonst wer?", flüstert Constantin kaum hörbar, und sein Herz begann zu rasen wegen seiner, wie ihm schien waghalsigen Bemerkung.

— „Ein Eichhörnchen vielleicht?"

Ein keckes Lachen und die riesigen Pupillen in ihren Augen hüpften munter hin und her, leuchteten wie zwei Monde im Halbdunkel.

— „Weiß nicht . . . "

— „Doch du weißt es?"

Sein verträumter Ausdruck verriet, dass er sehr wohl wusste, was er sich wünschte.

— „Probier's doch einfach mal aus!", ermunterte sie ihn.

Die Augen fest geschlossen, spürte er etwas Zartes ganz flüchtig auf seiner Wange, und ein warmer Strom schoss aus seinem Unterleib durch seinen Körper.

— „Und? Was war's?"

— „Bin mir nicht sicher!", sagte er strahlend, „Vielleicht müsste dieses Wesen mal wieder kommen . . . "

— „Jetzt schließe ich mal die Augen, vielleicht kommt es ja auch zu mir?"

— „Oder ein anderes!"

Dann drückte er kurz seine Lippen nacheinander auf ihre geschlossenen Augenlider.

— „Schön, war aber auch viel zu kurz!"

Knirschende Schritte auf Kies näherten sich, aber sie fühlten sich geborgen im Schutze des Riesen. Dann war sie wieder an der Reihe, ihre Lippen nun auf einem seiner Augen, lange, und er spürte ihren Atem über seine Stirn streifen.

Vier gerötete Wangen und zwei pochende Herzen. Nicht mehr ganz so flüchtige Küsse auf die Stirn, mal er mal sie, immer schneller, Augen kaum mehr offen. Sich reibende Nasen. Hin- und her, bis sich schließlich ihre Lippen finden, und nicht mehr voneinander lassen. Ihre Arme umschlingen sich. Zwei Augenpaare nun fest geschlossen und zwei Zungenspitzen erkunden einander. Knirschender Kies nun auf der anderen Seite des Weges, die Schritte verhallen langsam in Richtung Internat.

— „Was war eigentlich los gewesen mit Doris? Die wirkte irgendwie so komisch, so verstört! . . . Naja, vielleicht hatte sie einfach zu viel getrunken!", fragte Walburga, viel später, als sie es wagten, am Brunnenrand Platz zu nehmen.

Walburga sprach das aus, was ihn auch irritiert hatte.

— „Also betrunken war sie sicherlich nicht!", sagte Constantin.

— „Ist sie wirklich nur deine, . . . wie du sagst, große Schwester?"

— „Was denn sonst, und . . . außerdem ist sie doch Erzieherin . . . und ist so viel älter als ich . . . "

— „Also die paar Jahre . . . "

Aber die Beziehung zwischen ihm und Doris war komplexer. Auch wenn sie anfangs immer für ihn als große Schwester und Mutterersatz diente, wenn sie für ihn der Anker war, der ihn vor dem Abdriften schützte, so schien es in letzter Zeit immer öfter, dass er für sie nun als großer Bruder diente.

— „Wenn jemand einem Lehrer . . . zum Beispiel die Tasche tragen hilft, zum eigenen Vorteil, das ist doch Scheiße oder nicht? ", hatte ihn Doris unvermittelt vor ein paar Tagen gefragt.

— „Wenn er sonst noch ganz viele Sachen zu schleppen hat, dann könnte es . . . "

Aber Doris unterbrach ihn und sagte:

— „Der hat nur seine Tasche und dann kommt ihm jemand entgegengelaufen und fragt ihn, ob er ihm tragen helfen könne?"

— „Ah, jetzt verstehe ich, du meinst diese Schleimer! So einer wie Alexander in meiner Klasse!"

— „Alex? . . . Aber der ist doch nett?"

— „Genau, aus der Sicht von Lehrern oder Erziehern sieht das so aus. Aber wir finden sein Schleimen zum Kotzen!"

Ihre Fragen irritierten ihn. Er verstand nicht, worauf sie hinauswollte. Sie konnte doch nicht unter solchen Speichelleckern leiden? Sie war eine Erzieherin und keine Schülerin. Oder meinte sie jemanden vom Lehrkörper? Jemand, der oder die sich bei Rex einschleimt? Doch ihre nächste Frage hatte ihn noch mehr irritiert.

— „Jetzt stell' dir aber mal vor, sie könnte gar nichts dafür. Ich meine, weil es um ihre eigene berufliche Zukunft geht oder so. . . muss also gegen ihren

Willen, gegen ihre Natur handeln, wenn sie nicht sonst schwerste Nachteile in Kauf nehmen will!"

— „Versteh ich nicht?"

— „Sie könnte ja schlecht dastehen in der Schule, also ich meine die Noten. Dann könnte er kommen und sagen, entweder machst du das und das oder um deine Versetzung sehe ich schwarz!"

— „Und das bloß, um sich eine Tasche tragen zu lassen?"

— „Vergiss doch die Tasche. Das war nur ein Beispiel. War schlecht gewählt. Ich meinte was ganz anderes. "

— „Was meinst du?"

— „Kann ich jetzt so nicht sagen, aber stell dir einfach etwas ganz Schlimmes vor. Jemand tut es, um seinen Job zu behalten . . . oder zum Beispiel nach einer Ausbildung übernommen zu werden . . . "

— „Aber ich dachte, wir reden von der Schule?"

Unbeirrt von seiner Frage fuhr sie fort:

— „Dann ist es doch nicht verwerflich?"

* * * * *

— „Es ist einfach herrlich auf meiner Dachterrasse im Sommer in einer warmen Nacht wie dieser und die Grillen, das ist die schönste Musik . . . ", sagte Stella einmal am Telefon zu Constantin.

— „Dieses Jahr gibt es wirklich viele Grillen . . . als ich mit Walburga im Park war . . . "

— „Oh, mit Walburga, das war erst diesen Sommer?"

— „Nein, nein . . . damals . . . also damals waren auch so viele Grillen im Park! . . . und dieses Jahr gibt es auch viele Grillen. . . . Vielleicht höre ich sie nur, wenn ich verliebt bin?"

— „Das heißt, du hast dich wieder verknallt?", begann sie mit aufgeregter Stimme. „Ich bin ganz Ohr. Erzähl' mir mal von ihr!"

— „Das kannst du besser als ich!"

* * * * *

Walburga und Constantin sitzen sich gegenüber an einem der großen Tische der Kantine, und er wundert sich, warum sie so nachdenklich aussieht. Nein, sie ist keine Schlampe, so wie Johannes behauptete, und sie würde es nicht mit jedem treiben. Johannes unterstellte ihr sogar, dass sie mit Rex geschlafen habe, um ihre Note zu verbessern.

In der Kantine ist gerade wenig Betrieb, denn der erste Schub von Schülern ist schon vorbei und die nächsten sitzen noch in ihren Klassenräumen und folgen ungeduldig und mit knurrenden Mägen den Uhrzeigern.

— „Fühl' mich einfach super, wenn ich bedenke, dass ich kaum geschlafen habe. …", sagt Constantin zu Walburga, „Am liebsten wäre es mir, es wäre gleich wieder Nacht und Mondenschein. Es sollte immer Vollmond sein. Vollmond und Sommer. Und wir unter den Mammutbäumen …"

— „Wär' das auf Dauer nicht doch ein wenig langweilig?", fragt Walburga, die sich gerade ein Stück ihres Schnitzels — viel Paniermehl und wenig Fleisch — abschneidet. Dann legt sie wieder ihre Rechte in Constantins linke Hand quer über den Tisch. Die größtmögliche Form von Zärtlichkeit, die in der Kantine von Bad Trunningen möglich ist, ohne Aufsehen zu erregen.

— „Mit dir könnte ich es selbst als Figur auf dem Brunnen ewig aushalten!"

Schöner war es gewesen als all seine Träume, die sich im Nachhinein als viel zu bescheiden herausstellten. In seinen Phantasien hatte es nur zaghafte flüchtige Küsse gegeben, aber keine leidenschaftlichen Umarmungen im Mondlicht. Kein Traum, in dem sie nackt im Licht des Mondes über den Rasen rollten. Ihre Körper milchig silbern glänzend. Nur noch sie beide, keine Angst entdeckt zu werden. Ein unvergleichliches Gefühl, ihre Haut zu spüren, weich, geschmeidig, glatt, nein kein Wort konnte das Kribbeln in seinem Körper beschreiben. Zum ersten Mal in seinem Leben schmiegte er sich an einen nackten Frauenkörper und als sie begann, seinen Penis zu liebkosen glaubte er zu bersten.

— „Sag' mal, Rex, denkst du auch, dass der was mit Schülerinnen hat? Es gibt ja so Gerüchte …", fragte Constantin sie später in der Nacht, als sie nebeneinander am Rand des Brunnens saßen.

— „Warum fragst du das? Ausgerechnet jetzt?"

Warum er es ihm erzähle, obwohl er doch genau wisse, dass er Walburga liebe, hatte er Johannes vorwurfsvoll gefragt. Alles, was Johannes wusste, hatte er von Tilo. Tilo könne es nicht verwinden, dass es Mädchen wie Walburga gibt, verteidigte sie Constantin. Tilo könne alle haben, entgegnete Johannes.

— „Ich weiß, dass allerlei Scheußliches über mich erzählt wird.", sagte Walburga, während im Wasser des Brunnens das Mondlicht waberte, ein Meer glitzernder Sterne. „Vor einem Jahr oder so hatte ich Nachhilfestunden in Latein bei Rex. Die ersten Male war alles okay, aber einmal … wir würden mal was richtig Interessantes lesen sagte er, nicht so ein langweiliges Zeug … Gedichte von Catull, Catulli Carmina … erotische Phantasien über seine Geliebte Lesbia, Rex ließ keine Zweifel, wie man die Gedichte zu interpretieren habe und plötzlich hatte Rex sein Ding draußen. Keine Gewalt oder so, und ich habe mich nicht gewehrt, ich habe einfach gemacht, was er wollte, obwohl ich es nicht wollte. Dafür schäme ich mich. Es war widerlich und abstoßend. Vielleicht hätte er sofort aufgehört, wenn ich nur energisch genug … jetzt verach-

test du mich, oder …"

— „Rex ist das Schwein, du brauchst dir nichts vorzuwerfen. …Aber warum hast du ihn nicht einfach angezeigt?"

— „Der Braitmeyer hatte ich alles erzählt, aber die sagte, dass dies eine sehr schwere Anschuldigung sei, und ich sollte mir bewusst werden, dass ich damit einen Menschen ruinierte. Ich hatte das Gefühl, als glaubte die, dass ich lüge und dann dachte ich, dass mir vielleicht niemand glauben würde. Schließlich ist er der Direktor, und ich nur eine Schülerin … vielleicht würden sogar einige sagen, dass ich es darauf angelegt hätte, um meine Note zu verbessern, also habe ich geschwiegen … meine Note ist ja auch wirklich besser geworden. Kein Wunder, ich hatte mich wahnsinnig angestrengt. In der ersten Arbeit übersah er ein paar Fehler. Ich bin sofort nach vorne gerannt, was alle anscheinend vergessen haben, und habe ihn darauf hingewiesen, aber auch mit den Fehlern hatte ich noch eine Zwei!"

In der Kantine ist es auf einen Schlag wieder lauter geworden, denn die letzte Unterrichtsstunde am Vormittag war vor wenigen Minuten zu Ende gegangen. Einer übertönt alle anderen:

— „Das habt ihr ja heute wieder gut hingekriegt. Solche Pommes kriegt man in keinem Restaurant! … Könnte ich vielleicht …", hallt eine Stimme klar und deutlich durch den großen Speisesaal.

Eine unverkennbare Stimme; Constantin braucht gar nicht hinzuschauen. Überheblich, arrogant, gleichzeitig fordernd und bestimmend ist diese Stimme, selbst wenn sie nur eine Seite aus dem Telefonbuch vorläse. Aber dennoch fehlt ihr nicht die Portion Charme, die ihrem Besitzer nun einen Extrazuschlag Pommes Frites sichern würde. Ohne hinzuschauen kann Constantin sich plastisch vorstellen, wie die Frau mit Haarnetz an der Essensausgabe wieder in die riesige Blechschüssel langt, und er ihr zum Dank ein göttliches Lächeln schenkt.

— „Oh, vielen Dank, das ist sehr nett von Ihnen …", schallt wieder Tilos Stimme in überzogener und falscher Freundlichkeit durch den Saal.

Also alles klar, denkt Constantin, Tilos Teller quoll über. Da lagen schon einige Pommes auf seinem Tablett. Alle im Speisesaal mussten teilhaben an seiner Konversation, mussten hören, wie galant er sein konnte. Constantin brauchte nicht hinzuschauen, Tilos Hollywoodlachen, ein gewinnendes und falsches Lachen, konnte er sich auch so gut vorstellen. Eine verführerische Gestik. Romeo wirbt um Julia, nur dass seine Julia zu alt ist, um seine Mutter zu sein und zu jung für seine Großmutter. Aber er hat natürlich gar nicht sie im Visier, denn der Speisesaal ist für ihn eine Bühne. Er flirtet mit seinem Publikum, und seine Blicke streifen selbstgefällig über den Saal.

In dem Moment, als Tilos Stimme ertönte, hatte Walburga Constantins Hand losgelassen und begann wieder ihr Paniermehl mit Fleischeinlage mit dem Messer zu bearbeiten.

Wie wohl in den meisten Kantinen gibt es auch in Bad Trunningen keine Sitzordnung, jedenfalls keine, die offiziell oder schriftlich festgelegt worden wäre. Prinzipiell kann sich jeder hinsetzen, wo er will. Aber wie überall, gibt es natürlich ein Geflecht von inoffiziellen, nicht schriftlichen Konventionen, die strikter befolgt werden, als jede offizielle, wenn es sie gäbe. Subtile ungeschriebene und unausgesprochene Regeln bestimmen, wo wer zu welcher Zeit normalerweise sitzt, oder erwartet wird. A sitzt immer neben B, aber nicht, wenn C anwesend ist. Sollte jedoch auch D anwesend sein, sitzt A wieder neben B und so weiter. Da gibt es zum Beispiel die beiden Tische in der Ecke fern von der Essensausgabe. An dem einen sitzen meiste nur Lehrer und Lehrerinnen an dem anderen Erzieherinnen und Erzieher.

Analoges gilt natürlich auch für die anderen Tische, die sich die verschiedenen Klassenstufen stillschweigend unter sich aufgeteilt haben. Dort gelten die komplexen Gesetze der Cliquen.

Prinzipiell ist es jedem natürlich freigestellt, Platz zu nehmen, wo er oder sie will. Aber wer nimmt schon gerne dort Platz, wo er nicht erwünscht ist. Constantin wollte Tilo auf keinem Fall an ihrem Tisch und seine Signale waren eindeutig gewesen. Um mit Walburga alleine zu bleiben, hatte er es peinlichst vermieden in Tilos Richtung zu schauen, was dieser als Ermunterung oder als Einladung hätte auffassen können. Constantin schaute geflissentlich unter sich, schaute sogar einmal durch Tilo hindurch.

Eine Person anschauen, freundlich zu lächeln, sie zu grüßen, oder ihr gar zuzuwinken, dass sind Signale, die eine prinzipielle Einladung darstellen, die Ausnahmen vom komplexen Regelnetzwerk ermöglichen. Ebenso, wie die konsequente Nichtbeachtung ein Indiz war, dass man am Tisch nicht erwünscht war. Niemand außer Tilo würde es wohl wagen, sich an einen Tisch zu setzen, wo er so offensichtlich unerwünscht ist. Aber Tilo hatte sich daran auch in der Vergangenheit nie gestört. Immerhin war Tilo wohl auch der einzige Schüler, der des öfteren schon in der sogenannten Paukerecke gesichtet wurde. Das hätte sich selbst Alexander nie getraut, und der könnte sich sicherlich keine schönere Gesellschaft vorstellen.

Aber Tilo steuert unbeirrt mit seinem Tablett auf ihren Tisch zu, vor allem nachdem Walburga kurz in seine Richtung geschaut hatte. Sie hatte ihn gegrüßt, aber nur flüchtig, nicht notwendig eine Ermunterung.

— „Ich weiß, ihr wollt sicherlich alleine sein!" sagt Tilo breit grinsend und schiebt sich schon den Stuhl neben Walburga zurecht.

Er überhört geflissentlich Constantins Zustimmung zu seiner vorherigen Bemerkung und fährt unbeirrt fort

— „Aber ich hasse es alleine zu essen! Mit guten Freunden schmeckt es doch auch bedeutend besser!"

Er lacht schallend, als habe er gerade einen tollen Witz gemacht und setzt sich neben Walburga.

— „Wie geht's denn meiner Marie heute?" , fragt er, während er seinen rechten Arm um ihre Schulter legt und mit der linken ein paar Pommes aufspießt.

— „Lass das, wir sind hier nicht auf der Bühne!", sagt sie, während sie seinen Arm von seiner Schulter streift.

Während Tilo die neben seinen Teller auf das Tablett gefallenen Pommes Frites pedantisch auf seinen Teller legt, schweigen alle.

— „Was ist denn los? Vorhin habt ihr euch doch so angeregt unterhalten. Hat euch meine Anwesenheit die Sprache verschlagen?", sagt Tilo grinsend.

— „Ich bin es nicht gewohnt mit so einem berühmten Schauspieler gemeinsam am Tisch zu sitzen!", entgegnet ihm Constantin.

Er hatte es scherzhaft aber dennoch als Seitenhieb aussprechen wollen, aber es hatte nur bissig und sauer geklungen.

— „Du meintest wohl Schauspielerin?", korrigierte ihn Tilo, während er sich gerade vier Pommes gleichzeitig in den Mund schob.

— „Ich meinte . . . ach was, vergiss es einfach!"

— „Wie meintest du es?"

— „Vergiss es, einfach!"

Aber so einfach ließ sich Tilo natürlich nicht zum Schweigen bringen.

— „Tja, dann werden wir wohl nächstes Jahr kein Mathegenie mehr an der Schule haben?"

— „Erstens wird Constantin die Versetzung bestimmt schaffen und außerdem könnte er ja auch im anderen Fall die Klasse wiederholen! ", sagte Walburga und lächelte aufmunternd zu Constantin.

— „Oh, da wär' ich mir nicht so sicher. Manchmal passieren die merkwürdigsten Dinge . . . ", sagte er mit einem vielsagenden und gehässigen Grinsen.

— „An deiner Stelle würde ich mal lieber deinen Pommesberg aufessen bevor er kalt sind, statt so dumm rum zu quatschen.", sagte Walburga, und Constantin schwieg.

— „Es geht nichts über die Fürsorge einer Frau, nicht war, Coco?", sagte Tilo, während er wieder seinen Arm um Walburga legte, die ihn wiederum und dieses Mal heftig wegschob. „Nächstes Jahr, wenn du nicht mehr in Bad Trunningen bist, kannst du dich ja wieder von deiner Mami verwöhnen lassen!"

— „Du bist einfach ekelhaft heute!", sagt Walburga.

— „Vorhin war er doch äußerst charmant, als er die Oma hinter der Essensausgabe anmachte!", sagte Constantin.

— „Der Zweck heiligt die Mittel!", sagt Tilo breit grinsend in Walburgas Richtung. Wie eine Trophäe hält er eine riesige Pommes in ihre Richtung.

Tilo's verbale Attacken hatten Constantin tief getroffen. Sie hatten ihm auf einen Schlag bewusst gemacht, was er seit Tagen, wenn auch nur oberflächlich, verdrängt hatte. Keinesfalls wollte er Bad Trunningen verlassen. Jetzt nicht mehr! Jahrelang hätte es ihm überhaupt nichts ausgemacht, dieses Internat und

damit auch Bad Trunningen zu verlassen. Das einzige, was ihn bisher davon abhielt, es sich zu wünschen oder anzustreben, war das Bewußtsein, dass Monika und ihr Vater ihn dann wieder sonstwohin in ein anderes Internat stecken würden. Hätte ein Verlassen von Bad Trunningen automatisch wieder die Rückkehr in ein geborgenes Familienleben bedeutet, hätte er schon in den ersten Wochen und Monaten alles getan, um es zu erreichen. Früher hätte er lediglich Johannes und Doris vermisst, aber nun mit Walburga war alles anders. Er liebte sie und wollte immer bei ihr sein. Wie könnte er sie sehen, wie sie treffen, wenn er Bad Trunningen verlassen müsste? Er müsste gehen, und Tilo wäre noch in der Klasse. Sein Magen verkrampfte sich, und er hatte plötzlich das Gefühl, als zöge sich sein Hals zusammen. Wenn vorher die Vorstellung einer Nichtversetzung die Hölle für ihn gewesen war, so hatte nun Tilo ihm die schwefligen Teufel gezeigt, hatte die Tore zu ihren Folterkammern einen Spaltweit geöffnet. Die Hölle, das war genau der Ort, an den er Tilo nun wünschte.

Er musste mit Dr. Wolff und Dahn sprechen. Er hatte keine Angst davor, wie ihn Walburga beim Gang zur Kantine gefragt hatte. Natürlich musste er auch mit Rex sprechen, denn wenn der ihm nun eine sechs in Latein gäbe, dann würden seine Chancen schwinden. Ein dreifacher Canossa-Gang. Betteln musste er, obwohl er ihnen lieber sagen würde, wie sehr er die ganze Schule hasste. Wenn begabte Schüler — und das er in diese Kategorie zählte, hatte er keine Zweifel — in der Schule versagen, dann war das immer auch die Schuld der Lehrer. Sie waren doch schließlich die Pädagogen, zu ihrem Job gehörte es, lernunwillige Schüler zu motivieren oder den Stoff so darzubieten, dass es erst gar nicht dazu kommt. Dr. Wolff war vielleicht eine Ausnahme, auch wenn hier die anderen Schüler nicht seine Ansicht teilten, dachte er, aber ein Paradebeispiel für miesen langweiligen Unterricht lieferte Rex fast täglich. Immer das gleiche Schema. Ein paar Paragraphen pro Tag. Die neuen Wörter vorne an die Tafel und dann Satz für Satz übersetzen, und immer werden die Schüler in alphabetischer Reihenfolge aufgerufen. Wenn dieser Langweiler ihm nun eine sechs gäbe, bräuchte er unbedingt mindestens zwei sehr gut, also in Physik und Mathe. Allerdings dürfte er dann keinesfalls eine fünf in Deutsch erhalten, aber mit Frau Dr. Braitmeyer würde er keinesfalls reden. Ihr würde er sein Traktat geben. Im Prinzip sah alles aussichtslos aus, aber es gab noch eine geringe Hoffnung. Alles hing von diesen Gesprächen ab, und das war auch der Grund weshalb er noch mit niemandem geredet hatte. Wie wenn er sich ein Los gekauft hätte und sich nun vor der Verlosung fürchtete. Vor der Verlosung kann man vom Hauptgewinn träumen, egal wie gering die Chancen sind. Seine drei Lose sind die drei Gespräche, und der Hauptgewinn die Versetzung.

Als hätte Tilo seine Gedanken lesen können, bohrte er wieder weiter, wo er fündig geworden war, dort, wo er Constantin optimal verletzen konnte.

— „Tja, mit Mathe alleine kann man halt kein Abitur machen. Für eine gesunde Allgemeinbildung bedarf's schon ein wenig mehr!"

— „Und was? Latein? Cäsars Massaker? Mittelhochdeutsche Minnelieder? Das ich nicht lache? Warum Goethes Faust? Die ganzen Klassiker dienen doch meist nur als Kulisse, dass die Betuchten ihre Garderobe ausführen können. ”

Tilo hielt ihm großkotzig einen Vortrag über die Segnungen des Lateins. Gerade er, der nur mit teurer Nachhilfe unterhalb der fünf in Latein blieb und dann sagte er noch, dass die Welt immer noch Bedarf an Lateingelehrten habe, und man in der Schule ja noch nicht wisse, wo die Talente liegen.

— „Ich weiß, wo mein Talent liegt. Und vor allen Dingen weiß ich, dass die Welt von mir keinen bedeutenden Beitrag in Latein oder so erwarten kann!”

— „Oh, die Welt kann also einen bedeutenden Beitrag von unserem jungen Genie in Mathe erwarten!”, brüllte er beinahe und schaute sich im Saal um, um sich zu vergewissern, dass auch andere ihr Gespräch mitbekämen.

— „Ich würde noch lauter brüllen!”, ermahnte ihn Walburga.

— „Wenn ich sage, dass etwas nicht kalt ist, dann ist es noch lange nicht heiß!”, sagte Constantin, nun auch nicht mehr ganz leise.

— „Versteh’ ich nicht!”, grinste Tilo.

— „Habe ich auch nicht von dir erwartet!”

— „Jedenfalls ohne Latein und Deutsch erhält man kein Abitur, auch wenn man sich zehnmal für ein Genie hält! . . . ”

— „Constantin hält sich nicht dafür, aber er ist genial! Das hat auch Wölfi gemeint!”

— „Wölfi, dass ich nicht lache . . . ”, und er verschluckte sich und spukte wieder eine Mischung aus Paniermehl, Schweinefleisch und Pommes auf den Teller. „Wölfi, ja der ist genial. Genial vergeistigt und weltfremd. Der kann doch froh sein, wenn er morgens das Schulgebäude findet! Oder überhaupt aus seinem eigenen Haus . . . ”. Dann fixierte Tilo Constantin und sagte: „Was ich auch nicht ganz verstehe ist, wie eine Mathegenie nur eine zwei, genaugenommen ein 2,3 in einer Mathearbeit schreiben kann? Immerhin hatte ich darin sogar eine 1,7?”

Walburga tat so, als habe sie ihn nicht gehört, so als höre sie ihm gar nicht zu.

— „Und jetzt glaubst du, dass du etwas von Mathe verstehst?”, fragte Constantin sarkastisch „Ist dir gar nicht klar, dass das ein reiner Büffeltest war. So was, wie ein Vokabeltest . . . extra für die, denen jegliches mathematische Einfühlungsvermögen fehlt, um auch ihnen eine Chance zu geben.”

— „War es nicht. Es zählt als richtige Arbeit wie alle anderen auch! . . . Außerdem, lieber eine gute Allgemeinbildung als ein Fachidiot!”

— „Was du eine gesunde Allgemeinbildung nennst, das nenne ich Friedhofspflege.”, sagte Constantin so laut, dass auch die anwesenden Lehrkräfte aufschauten. „Tote Sprachen, überholte Denkanschauungen, marode Wertvorstellungen. Lehrpläne, deren Sinn sich nur aus der Historie erschließt! Vollgestopft mit Unsinn, den niemand mehr braucht. Und in diesem ganzen Müll fällt

es nicht auf, wenn jemand keine Ahnung hat, wenn er eigentlich überhaupt keine Begabung hat. Seine Mittelmäßigkeit kann man mit Blenden, mit Vorgaukeln …", dann machte er eine ganz kurze Pause und schaute ihm direkt in die Augen „und mit Schauspielen verbergen. "

— „Dann bin ich ja richtig an dieser Schule! Schauspieler will ich ja werden.", sagte er.

— „Mit deinem Papi dürfte das ja kein Problem sein. Der kauft dir dann halt einfach ein Theater nebst Publikum!",

Er müssen nun leider gehen, sagte Tilo plötzlich. Im Weggehen sagte er dann noch.

— „Besser einen Vater der alles kaufen kann, als einen Politiker, der sich kaufen lässt!", dann ging er mit einem breiten Grinsen und pfiff „Wenn ich einmal reich wär' …"

— „Mein Vater würde sich nie kaufen lassen!", empört sich Constantin, aber Tilo war schon zu weit weg, um ihn noch hören zu können.

* * * * *

4 Monopoly

Si j'avais à adresser quelques choses aux grands du monde ou aux grands de la sciences (et au temps qui court la distinction est imperceptible entre ces deux classes de personnes) . . .je jure que ce ne serait point des remerciements.
Evariste Galois, 1831, Deux Mémoires d'analyse pure, Préface

Wenn ich etwas an die Großen der Welt oder die Großen der Wissenschaft (und heutzutage ist der Unterschied zwischen den beiden Klassen von Personen kaum wahrnehmbar) zu richten hätte, . . . schwöre ich, dass es sich nicht um Dankesworte handelte . . .

Aus einem Reflex heraus hatte sie zugegriffen und dann geschrien, als die Dornen in ihre Hände schnitten. Aber das war ja erst gegen Ende des ersten gemeinsamen Abends von Gabriel und Anne. Noch versuchte sich Stella aus dem, was Constantin ihr mitteilte, auszumalen, wie Gabriel und Anne aus dem Kino herauskamen. Stella sah nicht das Kino von damals, aus dem die beiden wirklich gekommen waren sondern das ihr vertraute Kino, das Cinevista 2000. 'Deep Feelings in 8 klimatisierten Sälen' wie die Werbung verspricht. Monitore schon auf der Straße mit Filmausschnitten und elektronischer Anzeige der noch freien Plätze, und nicht verglaste Holzkästen mit Plakaten wie im „Scala Filmtheater" Anfang der 80er, gebaut Ende der 50er Jahre. 561 ergonomisch geformte und futuristisch gestaltete Sitzplätze im größten Saal des Cinevista, dort, wo die populären Filme laufen, auch die ohne Gefühl und mit 561 Grausamkeiten auf 28 Quadratmetern und in naturgetreuem Sound.

Stella konnte sich nicht die ebenso hässlichen wie unbequemen braunen Filzsitze vorstellen, in denen Anne und Gabriel nahezu drei Stunden verbracht hatten. Auch nicht, ob vielleicht Anne die ganze Zeit über ihre Arme unbequem verschränkt hatte, weil die schmalen Armlehnen eine beidseitige Nutzung nicht zuließen, ohne sich zu berühren. Wenn sie dem Fremden zur Linken nicht zu nahe treten wollte und bei Gabriel noch voller Hemmungen war, lagen wohl die ganze Zeit ihre Hände in ihrem Schoß oder auf ihren Oberschenkeln und Knien. Nur kurze zufällige Berührungen mit Gabriel. Kino der 60er und 70er Jahre als Kampf um die Armlehnen und Folterkammer für lange Beine. Wie hätte sich Stella den plärrenden rauschenden Ton vorstellen können, wo doch zu ihrer Geburt Dolby A bereits veraltet war, und das Scala damals noch davon träumte, wenigstens einen ihrer Säle darauf umzurüsten. Nicht nur die Jünger von George Lucas mit ihren THX-verwöhnten Ohren würden heutzutage ihre Nasen rümpfend über die schlechte Soundqualität den Saal verlassen und ihr Eintrittsgeld zurückverlangen. 'Forget it, da klotzt man ja besser TV' würden sie auch über die kleine Leinwand lästern.

Aber auch wenn Anne und Gabriel ihren Film bei ihrem ersten gemeinsamen Kinobesuch auf der gigantischen Leinwand des Cinevista gesehen hätten, und auch wenn die Worte, die Musik und die Geräusche aus modernsten Lautsprechern, rundum nahezu naturgetreu getönt hätten, wären sie wohl kaum von der düsteren Stimmung und der brutalen Handlung tiefer getroffen worden. Obwohl oder besser weil sie in der Schule Shakespeares Drama im englischen Original Satz für Satz zerlegt, zerhackt und analysiert hatten, stellte sich dort nichts von der gespenstischen Atmosphäre ein, die sie in Polanskis Film von den ersten Augenblicken ab ergriffen hatte. Nacht, Dämmerung oder Nebel in fast jeder Szene, und Dunkelheit, nur unterbrochen vom schwachen milchigen Licht spärlicher Straßenbeleuchtung, auch als sie das Kino verließen und auf die damals noch schlecht beleuchtete Straße traten.

Schottlands Wälder und das grausige Machtstreben hatten sie wohl noch fest

im Griff gehabt, und sie waren wohl gerade dabei sich daran zu gewöhnen, dass sie wieder in ihrer vertrauten Umgebung waren, — dort wo solche Tragödien nicht passieren, — als sie von drei ehemaligen Schulfreundinnen von Gabriel, kichernd und lachend, überfallen wurden.

Constantin hatte nur davon gesprochen, dass drei ehemalige Klassenkameradinnen von Gabriel seine Eltern in spe damals auf der Straße gewissermaßen überfallen hatten. Stella stellte sich ihre Freundinnen Brigitte und Betty vor, und die dritte war sie selbst, denn wo Betty und Brigitte waren, durfte sie nicht fehlen. Betty, wie so häufig, in knalligen bunten Farben, kurzes Röckchen, Nabel frei, aufgetakelt für die Disko oder für einen Besuch in der Kneipenmeile der Altstadt. Ein Festschmaus für die zahlreichen Voyeure auf den Logeplätzen vor den Kneipen während der allabendlichen Parade, die es meist nicht schafften bei so viel nackter Haut und über ihren großen Busen zu ihrem Gesicht aufzusteigen, wo sie ein Déjà-vu der Farben von Rock und Bluse erwartete.

— „Ja aber hallo, der Oberbürgermeister!", trompete eine der Drei.

Brigitte! Stella stellte sich Brigitte vor. Enganliegende schwarze Jeans, die ihre durchtrainierten wohlgeformten Beine bestens betonten, schwarzes T-Shirt und ein breites gewinnendes Lächeln in ihrem gebräunten Gesicht, vielleicht auch gerade verborgen hinter ihren schulterlangen blonden Haaren.

— „... und als Bundeskanzler ... dürfen wir dich dann auch noch duzen?"

Das war Betty, die in den Augen Stellas nichts dafür konnte, dass sie immer lasziv wirkte, und das nicht nur wegen ihrer aufreizenden Kleidung. Brigitte und auch sie selbst sahen bedeutend besser aus als Betty. Dennoch fanden sie beide kaum Beachtung von männlichen Wesen, wenn Betty dabei war. Brigitte hatte schon ein paar Mal das ausgesprochen, was sie selbst auch dachte: Im Prinzip sei Betty nicht besonders hübsch, aber die Männer schauten ihr nicht so häufig ins Gesicht und wenn, dann sähen sie in ihren Augen 'Leichte Beute und schnelles Vergnügen' und dann wären sie schon wieder bei ihren dicken Titten und dem drallen Arsch.

— „Erst muss er ja mal Ministerpräsident werden! Das ist noch ein langer steiler Weg!", hörte Stella sich selbst sagen.

Die drei seien natürlich auf Anne eifersüchtig gewesen, sagte Constantin, und er meinte natürlich die Schulfreundinnen seines Vaters, die ihm während der Schulzeit — ebenso wie die anderen weiblichen Wesen der Klasse — nie besondere Beachtung geschenkt hatten. In den pubertären Paarungsspielen der Schule gelten andere Regeln: Macht, Ruhm und Geld zählten noch nicht, da sie meist ziemlich gleichmäßig im Klassenverband verteilt sind, wenn man vom Status der Eltern absieht. Gut auszusehen, eine bessere Figur zu haben und vor allem in den zahlreichen Balgereien, die sie wie die Hirsche in den Pausen abhalten, als glänzender Sieger hervorzugehen, das sind die Trümpfe auf dem Schulhof. Aber im Gegensatz zu den Stirnwaffenträgern im Wald finden die jugendlichen Paarungskämpfe nicht nur im Herbst sondern jahraus jahrein

statt. Sondiert hatte er öfters die Situation, aber vor allem im Bewußtsein der eigenen körperlichen Schwäche, stellte er sich nicht als Herausforderer oder Einschüchterer und dank seinem, auch schon damals vorhandenen, diplomatischen Geschick duldeten ihn die Oberhirsche, solange er ihren weiblichen Fanclub in Ruhe ließ.

Starke große Männer versprechen, schon seit den Zeiten, als die Vorfahren der Menschen sich durch die Bäume hangelten, Sicherheit. Bei unseren dicht behaarten Ahnen waren Größe und Kraft direkt korreliert mit dem sozialen Ansehen in der Gruppe. Das stärkste und größte Männchen leitete meist auch die Horde. Aber in unserer zwar noch nicht zivilisierten aber zivilisierteren Zeit sind solche primären Merkmale trügerisch. Kleine hässliche Männer können ganze Völker unterjochen, Menschen nach gutdünken in Frieden und Kriegen töten lassen. Gabriel war weder klein noch hässlich, und als ihm die Presse prophezeite, dass sein Aufstieg noch lange nicht vorbei sei, erkannte er, wie sein Wert an der Junggesellenbörse sprunghaft in die Höhe schnellte. Plötzlich war er der super Versorger, der Wohlstand und Luxus versprach.

Da seien Urgefühle und Triebe am Werk, sagte Constantin. Es sei kein Zufall, dass sich die meisten Gesellschaften als Patriachat formierten. Von ihren Genen getrieben strebten die Männer danach ihre Paarungschancen zu maximieren. Sicherung der Nachkommenschaft, sei das archaische Prinzip hinter dem politischen Handeln. Je mehr Frauen und Sex, desto mehr Nachwuchs. Der Inkakönig Montezuma II soll 4000 Frauen gehabt haben, und auch der Adel soll sich bei ihm beachtliche Harems geleistet haben, während ein normaler Mann häufig Schwierigkeiten hatte überhaupt eine Frau zu finden.

— „Politik, das ist ein gigantischer Fortpflanzungswettbewerb!", sagte Constantin.

Constantin musste eifersüchtig auf seinen Vater sein, dachte Stella, oder er hatte Probleme mit Frauen, obwohl sie es sich nicht richtig vorstellen konnte. Denn in den Chatrooms und am Telefon hatte sie ihn als charmant und witzig erlebt. Aber das konnte ja normalerweise anders sein. Möglicherweise war er hässlich und daher sein ganzes Gerede vom Darwinschen Fortpflanzungswettbewerb. Aber obwohl sie nie ein Bild von ihm gesehen, lehnte sie diese Vorstellung ab. Constantin war sicherlich kein Adonis, aber er sah nicht schlecht aus, dachte sie.

— „Auch wenn es in unseren Breiten keine Harems mehr gibt, so sind Politiker und andere Prominente mit der fünften Ehefrau ja bekanntlich keine Seltenheit mehr. Ist doch auch eine Form von Harem, oder nicht? Nicht parallel sondern sequentiell halten die sich ihre Frauen … Geliebte sind dabei noch nicht berücksichtigt."

— „Aber viele Frauen sind ja auch öfters verheiratet. Dann haben die ja auch einen Harem? Naja, wenigstens ein Gebiet, in dem die Emanzipation funktioniert hat … notgedrungen, denn sonst könnten ja auch Männer nicht öfters

heiraten."

Dann fand Constantin wieder mit Stellas Hilfe zum Ende der Siebziger zurück, zum ersten gemeinsamen Abend seiner zukünftigen Eltern.

Hatte der Kinobesuch schon ihr beider Schicksal besiegelt, war damit schon der Weg unentrinnbar eingeschlagen, der zu Constantin führte. Waren sie beide in Liebe entbrannt oder war es nur eine Liebelei? Brauchte es noch die Flobachmühle? Wäre alles vorbeigewesen, wenn Gabriel Leute getroffen hätte, die er nicht hätte abschütteln können, die sich ihnen angeschlossen hätten, die den Abend entzaubert hätten? Wenn sie nur noch so dabei gesessen hätte, und er sie später vor ihrer Haustüre mit einem „Na dann bis irgendwann einmal!" abgesetzt hätte.

Er wüsste, wo sie ungestört sein könnten, wo nicht ständig jemand dem OB seine Ovationen entgegenbrächte, sagte er ihr im Auto, als sie stadtauswärts fuhren. Sie solle sich überraschen lassen, sagte er ihr, als sie durch den Niederwald fuhren. In der Flobachmühle — Gabriel hatte sich gewundert, dass Anne sie nicht kannte, denn er hatte eigentlich geglaubt, dass jeder, der in der Gegend groß geworden war, dorthin schon einmal mit dem Kindergarten oder der Schulklasse einen Tagesausflug gemacht hätte — würden kaum Leute sein und wahrscheinlich auch niemand aus der Stadt.

Als Gabriel und Anne auf dem Waldparkplatz die Türen des Wagens öffneten, hörten sie in der Ferne ein merkwürdiges Gemisch aus Akkordeonklängen, grölenden Stimmen und deren Widerhall im Wald. Das Mondlicht hatte keine Chance durch die noch dichten Laubkronen der Bäume zu dringen. Düster und unheimlich, unter ihren Füßen knackte verdorrtes Holz, und raschelten kleine Zweige und Äste. Sie musste aufpassen, dass sie nicht über Baumwurzeln stolperte, auch wenn immer wieder von Gabriel ein „Vorsicht Wurzel!" kam. Sie fürchtete sich als er ihr von der nahen Nervenklinik erzählte und davon, dass die Flobachmühle ein beliebtes Ziel für die harmloseren Fälle unter den Patienten sei, also für die, die alleine ausgehen durften. „Toll! Das hättest du mir nun nicht gerade erzählen müssen. Ich habe eh schon Schiss und die Vorstellung, dass hier Psychopathen durch den Wald spazieren gehen, macht mir diesen Pfad nicht gerade anheimelnd!", hätte sie sicherlich sarkastisch zu ihm gesagt, wenn sie ein paar Wochen später dort gewesen wären, aber so sagte sie nur:

— „So ein wenig unheimlich ist mir die Vorstellung schon!"

Eigentlich sei jedoch noch nicht viel passiert. Außer die Geschichte mit dieser Frau. Aber das sei ja schon lange her, sagte er, so als mache dies die Sache weniger gruselig. Alle seien nachher völlig überrascht gewesen, denn sie war vorher nie wegen Gewalttätigkeiten aufgefallen. Sie litt unter schweren Depressionen und Wahnvorstellungen. Man hatte Angst davor, dass sie sich selbst möglicherweise etwas antun könnte, aber nicht, dass sie anderen schaden könnte. Anne fürchtete sich vor der Geschichte, aber ihre Neugier war zu

groß, als dass sie ihn unterbrochen hätte.

Man vertraute dieser Frau. Sie durfte sogar in der Küche helfen. Dort musste sie wohl auch das Messer hergehabt haben. Niemand hatte gewusst, dass sie ein Tagebuch fein säuberlich geführt hatte. Wenn es stimmte, was dort geschrieben war — und wer konnte sich da sicher sein bei einer Patientin mit blühender Phantasie und Verfolgungswahn, — dann hatte sie ein Verhältnis mit dem Pfleger gehabt. Man konnte nachlesen, wie sie langsam Vertrauen zu ihm geschöpft hatte. Zuerst war es ein rein freundschaftliches Verhältnis gewesen. Sexuelle Kontakte zwischen ihr und dem Opfer seien nicht auszuschließen, stand später in den Gerichtsakten, obwohl die Tagebücher eine klare Sprache sprachen.

— „Hoffentlich muss ich niemals in so eine Klinik!", sagte Anne.

Im Garten der Gaststätte herrschte wildes Hochzeitstreiben. Kein romantisches Gluckern und Blubbern des Baches, wie Gabriel es ihr versprochen hatte und das Mühlrad drehte sich unhörbar in der Musik. Zwischen den Schenkeln des Hufeisens der Hochzeitstafel dreht sich die Dame in Weiß im Dreivierteltakt in den Armen des schwarzgekleideten Bräutigams. Hinter ihnen zwei kleine Mädchen, die vergeblich versuchen den Schleier zu erhaschen. Die Quelle des Lärms war ein Akkordenspieler, ein hagerer Mann mit langem schwarzgrauen Rauschebart. Aus seinem Mund und aus seinem Instrument ertönte noch Musik, erst die vielen, betrunkenen und im Chorgesang ungeübten Hochzeitsgäste verwandelten es zu einem kakophonischen Gesamtwerk, grölend und unter ständigem Stampfen ihrer Füße und Klatschen. Auf einem der wackligen Gartenstühle stehend verhöhnt der Akkordeonist in seinen wilden Bewegungen das Gesetz der Schwerkraft und immer wieder sieht es so aus, als könnten seine stampfenden Füße ins Leere treten oder der Stuhl könnte kippen.

Beide wären am liebsten wohl wieder umgekehrt, aber dann hatte sich doch die losgelöste und euphorische Stimmung auf die Beiden übergeschlagen. Die Hochzeitsgesellschaft war genau das richtige gewesen nach dem düsteren Film.

Macbeth sei die Lieblingstragödie seines Vaters gewesen, im Prinzip auch die einzige, die er so richtig gut kannte. Constantin sagte, dass er sich gut vorstellen können, was sein Vater damals zu seiner Mutter gesagt haben musste, denn er kenne seine Macbeth-Interpretation bestens.

— „Ich frage mich immer: 'Worin liegt eigentlich der Reiz dieser Tragödie?' Da bekommt man einen skrupellosen Menschen vorgeführt, der wirklich, buchstäblich, über Leichen geht, um an die Macht zu kommen. Nicht nur, dass Shakespeare es geschafft hat, die Zuschauer, zu Sympathisanten von Macbeth zu machen. Er schafft es, dass wir kaum Mitleid mit Duncan, dem edlen König von Schottland, haben, als ihn Macbeth heimtückisch ermordet, obwohl Duncan sich in den Schutz seiner Gastfreundschaft begeben hatte", sagte Gabriel wohl im Garten der Flobachmühle.

— „Also ich hatte schon Mitleid mit ihm …", unterbrach ihn Anne sicher-

lich.

— „Wohl am schlimmsten wäre, dass Macbeth nur vom eigenen Vorteil getrieben wurde. Ich meine, wenn er wenigstens irgendein edles Motiv gehabt hätte, zum Beispiel schlimmeres Leid von vielen anderen oder vom ganzen Land abzuwenden. Aber nichts dergleichen! Shakespeare hält uns einen Spiegel vor mit dieser Tragödie, und darin kann jeder die eigene tief im Innern liegende Gier nach Macht erkennen. . . . Und das lässt uns frösteln."

Sicherlich hatte Anne auch dies nicht so stehen lassen. Vielleicht hatte sie ihm gesagt, dass sich nicht alle Menschen über einen Kamm scheren ließen, und er hatte bestimmt begonnen, sich selbst zu preisen. Demonstrierte ihr, dass in ihm kein Tyrann schlummere. Auch pries er ihr wohl seine Gründe, nach der Macht zu streben, seine edlen Motive. Hier war einer, so musste sein Gesäusele ihr wohl erschienen sein, wie ihn die Geschichte noch nicht erlebt hatte, selbstlos und uneigennützig. Macht, um den Armen und Schwachen zu helfen, um Missstände zu beheben, das waren seine Motive. Nicht Macht um der Macht willen. Er reiße sich nicht darum, aber besser er, als dass sie gewissermaßen in schlechte Hände komme. Statt untätig zuzuschauen, wie andere eine verwerfliche Politik machten, nehme er lieber selbst die Zügel in die Hand und bei ihm — um im Bilde zu bleiben — gäbe es keine Peitsche.

Nein, so war es nicht. Gabriel war einfühlsam an diesem Abend. Er fischte in ihren Wünschen und Träumen. Mit glitzernden Augen strahlte er sie an, als sie ihm von ihren Konzerten erzählt hatte. Bedauerte, dass sie ihm an diesem Abend nichts auf dem Klavier vorspielen könne. Sie erzählte ihm, dass sie sich in Improvisationen austobte. Wenn sie sich ärgerte, spielte sie in Moll auf dem Piano in Es oder Gis, oder ließ ihre Aggressionen in harten Dissonanzen und abgehackten Rhythmen austoben. Schlug einen Diabolus in musica an, um ihn danach im fröhlichen Dur zu besiegen. Sie solle mit dem Geklimpere aufhören, würde ihr Vater sie meist ermahnen, wenn er daheim wäre. So was, würde er nie zu ihr sagen, und sein Gesicht zeigte tief gefühltes Entsetzen. Seine Hand legte sich schützend über Annes Hände und streichelte ihre langen zierlichen Finger, die auch mit Nonen und Dezimen mühelos klarkamen. Immer nur Chopin oder Liszt! Jazz, Blues, Rock, alles Moderne hasse ihr Vater, aber gleichzeitig wollte er ihr nicht ihren sehnlichsten Wunsch erfüllen. Er wäre strikt dagegen, dass sie Musik, also klassische Musik studiere. Gabriel tröstete sie, sprach ihr Mut zu. Wenn sie es wirklich wolle, würde auch ihr Vater nicht mehr lange dagegen sein, dann würde sein Widerstand brechen.

'Der Brautstrauß, der Brautstrauß', schrieen vielleicht einige der Gäste, nach dem wilden Tanz. Sie hätte ihn schon in der Kirche werfen sollen, bemängelten einige. Viel zu hoch warf sie die Rosen, — weiß ohne Aphrodites Blut. Über die Köpfe und die ausgestreckten Hände der Gäste hinweg.

Schnell und fest griff Anne zu, und ihre Schmerzensschreie gingen in dem tobenden Applaus unter. Plötzlich standen sie im Mittelpunkt des Interesses

der Hochzeitsgäste. Einige toasteten ihr sicherlich zu. ‘Auf die nächste Braut!’ Der Strauß lag auf dem Tisch, denn sie hatte ihn sofort fallen gelassen.

Stella dachte an Leo und den vergangenen Sommer. Wenn sich seine kräftigen Muskeln in seiner engen Jeans spannten und seine Pobacken sich sichtbar strafften, das erregte sie. Dann hatte Leo sie angeschaut. Sein Blick war genug gewesen, da hatte es keiner Worte mehr bedurft, da brauchte es keine Tragödie von Shakespeare, keine alte Mühle im Wald, kein sich drehendes Mühlrad und auch keine Hochzeitsgesellschaft und Leo brauchte auch kein Oberbürgermeister zu sein.

Stella verlieh also Gabriel Leos Augen und ließ Anne von dem Feuer durchzucken, das sie selbst gespürt hatte. Stella ließ Anne in Gabriels funkelnde Pupillen schauen, als dieser aufschaute, nachdem er ihr behutsam Dornen aus der blutenden Hand gezogen hatte. Begeisterung für sie, unbändiger Lebenswille. Nie mehr Melancholie oder Trauer versprach das Feuer dieser Augen. Zwei riesige Vulkane der Leidenschaft.

Dann, der Sommer war noch nicht einmal vorüber, Leo lag auf seinem Handtuch am Strand des Baggersees, öffnete seine Augen, zwei kalte berechnende stahlblaue Augen. Dann, als Leo langsam alleine Richtung See stolzierte, seine Arme leicht angewinkelt und die Hände locker und lässig, dachte sie: Immer noch der gleiche geile Po.

Tief bewegt und freudig und um den blutenden Daumen ein Taschentuch gewickelt verließ Anne mit Gabriel die Flobachmühle. Aber kaum waren sie im Wald, war die Angst wieder da. Der Weg erschien ihr dunkler als vorher. Was wohl daran lag, dass der Vollmond untergegangen war und auch daran, dass ihre Augen an den hell beleuchteten Garten gewöhnt waren.

Im Wald, der scheinbar noch dunkler schien als auf dem Hinweg, kam Gabriel wieder auf die Gruselgeschichte. In den Gerichtsakten stand, dass es eine starke, als krankhaft anzusehende Fixierung der Patientin auf das spätere Opfer gegeben habe. Nachdem sie ein Gespräch zwischen ihren Angebeteten und einer Kollegin belauscht hatte, sei ihre ohnehin labile Welt zusammengebrochen. Ihr Liebhaber war verlobt mit der Kollegin. Wenn er zu ihr freundlich sei, dann seien das nur therapeutische Gründe. Zwischen ihnen sei doch nie was vorgefallen. Die sei eine Patientin und die seien tabu für ihn. Er sei doch nicht verrückt und riskiere seinen Job für so eine.

Auf dem Parkplatz hatte sie dann das Paar mit einem riesigen Küchenmesser angefallen. Ihn hatte sie zuerst niedergestochen und dann verfolgte sie ihre Nebenbuhlerin, der eine Baumwurzel zum Verhängnis wurde.

* * * * *

Also Stella, du weißt ja, wenn in Monopoly ein Spiel schon eine ganze Weile läuft, — was fürchterlich lange sein kann — und es dir gelungen ist, die Schlos-

sallee, die Parkstraße, die anderen grünen und roten Straßen, also im Prinzip alles, was nachher die hohen Mieten einbringt, zu kaufen, dann kann es trotzdem verdammt langweilig werden. Deine Straßen quellen über mit Häusern und Hotels, und du kannst das Spiel überhaupt nur am Leben halten, indem du deinen Mitspielern ab und zu Kredite gibst, die sie eh nicht mehr zurückzahlen können, oder du tust so, als bemerktest du nicht, wenn jemand auf einem deiner teuersten Pflaster landet. Streng nach den Regeln hätte man das Spiel längst beenden müssen, und wieder von Neuem anfangen müssen, mit neu verteilten Chancen. Ist übrigens wie im wirklichen Leben, nur dass dort nie neu begonnen wird, — es gar keine Regel dafür gibt — und die Verlierer nie aufhören dürfen, wenn ihre Lage auch noch so desolat und hoffnungslos geworden ist. Das Spiel beenden könnten nur die Gewinner, also Leute wie Freddy. Runde um Runde werden sie reicher. Sie können es gar nicht verhindern, die Gesetze der Wahrscheinlichkeit arbeiten für sie, denn sie haben die meisten Straßen, Geld und Immobilien! Aber wen wundert's, wenn jemand wie Freddy ein solches Spiel langweilig findet. Es ist nicht mehr so prickelnd wie am Anfang, als er noch bibberte, ob es ihm gelänge, zur Parkstraße auch noch die Schlossallee zu bekommen.

So, jetzt kannst du dir in etwa ausmalen, wie es um die Gefühlswelt Freddys bestimmt war, als ich mich mit ihm zusammentat. Im Prinzip hätte Freddy mir dankbar sein müssen, denn ich brachte doch die heißersehnte Abwechslung in das Spiel, dessen er schon längst überdrüssig geworden war, ohne es sich jedoch einzugestehen. Aber stattdessen wollte er mich loswerden. Gut, im Prinzip ist das ja auch normal, denn viele rebellieren nach der Migration gegen uns Thubaner auf. Vor allem am Anfang, aber während der Widerstand der meisten mit der Zeit nachlässt, verstärkte sich der seine kontinuierlich. Viele arrangieren sich sogar erstaunlich schnell mit ihrem Gast und nur wenige sind so wie Freddy. Wenn alle so wie Freddy wären, wäre dies das Aus für den Erdtourismus, und das Ende meiner Berufstätigkeit auf diesem Planeten.

Für Freddy war ich ein Sündenbock, ein extraterrestrischer Prügelknabe. Rein äußerlich richtete sich sein Zorn auf meine Anwesenheit, konzentrierte sich darauf, dass ich mich in ihm eingenistet hatte. Aber was er mir in Wirklichkeit nicht verzeihen konnte, war, dass meine Präsenz wie ein Spiegel wirkte. Er sah die Ausweglosigkeit seiner Monopoly-Partie. Er befand sich in einer nie endenden Sackgasse. Immer vorwärts, und die Gesetze des Wachstums, seines Reichtums sind vorgeschrieben, da konnte er kaum Überraschungen erwarten, eben wie in einer Monopoly-Partie. Seine Sackgasse war sogar eine Einbahnstraße. Schnurgerade, keine Kreuzungen und keine Gabelungen. Ich richtete seinen Blick nach oben, weg vom Spielbrett und er sah die Unendlichkeit. Er sah die Nichtigkeit seiner Macht und seines Reichtums. Genauso versuchte er mir die Schuld wegen der Sache mit Estella in die Schuhe zu schieben, so als hätte er keinen Spaß gehabt. Überhaupt hätte ich ihm den Spaß am Managen

genommen, an seinem Geld, sogar an seinem Haus. Sein vielgerühmter Humor wurde zusehends ironischer, und bald beschimpfte ihn Joane als Sarkasten. Die Menschen um ihn herum mussten feststellen, dass er immer aggressiver wurde. Sein Börsenspiel, welches er zu Anfang recht phantasievoll gestaltet hatte, war fast nur noch destruktiv und an manchen Tagen ging er nur in sein Büro nach Santa Barbara, um jemanden zu schikanieren.

Wie ich es dir schon einmal gesagt hatte: Früher verursachte es bei seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gemischte Gefühle, wobei die Angst meist überwiegte, wenn sie in seine Nähe mussten — in der harmlosesten Form eine Besprechung mit vielen anderen, oder schlimmstenfalls ein persönliches Gespräch unter vier Augen. Dann, als er sich so dramatisch veränderte, wurden sie immer zögerlicher, trachteten schon im Vorfeld danach, mögliche zufällige — also unnötige — Treffen zu vermeiden. Wenn früher der Marketingdirektor ihm nur ungern mitteilte, dass es ihnen nur gelungen sei, 12 Prozent statt der angestrebten 15 Prozent Marktanteile — im Prinzip eine positive Nachricht — für ein bestimmtes Produkt hinzuzugewinnen, war er jetzt sogar vorsichtig mit makellosen Erfolgsmeldungen. Häufig stand er schweigend vor Freddys geschlossener Bürotüre, wischte seine schweißnassen Hände an seiner maßgeschneiderten Anzughose ab, probte noch einmal das, was er sagen wollte und klopfte meist erst, wenn ihm Freddys Sekretärin — deren ebenso neugierigen wie aufmerksamen Blicken seine Unentschlossenheit natürlich nicht entging, — nochmals sagte, dass Freddy da sei und alleine sei. Wenn er dann ins Büro eintrat, — nicht ohne zuvor den Sitz seiner Krawatte kontrolliert zu haben — hatte sein Gesicht einen gänzlich leidenden Ausdruck angenommen. Dann schlich er ins Büro, nichts mehr von seinem gewohnten selbstsicheren Gang — Hiob, der Überbringer einer Unglücksbotschaft und wie ein Bote in antiken Sparta fürchtete er sich vor einer möglichen Bestrafung.

— ,,Die Istwerte per Quartalsende im Verkauf sind um über 20 Prozent", begann er dann zum Beispiel zögerlich ,,über dem Planungssoll!"

— ,,Schön, aber wie sieht es mit dem Gewinn aus? Konnten wir auch die Produktivität steigern, oder sind die Kosten nochmals gestiegen?", war dann zum Beispiel eine exemplarische, meist ärgerlich klingende Antwort von Freddy.

* * * * *

Nachdem die École Polytechnique Evariste abgelehnt hatte, empfahl ihm Richard, sich bei der zweijährigen École Préparatoire, die während der französischen Revolution unter dem Namen École Normale gegründet worden war, zu bewerben.

Ein Studium an der École Préparatoire war vor allem auch in finanzieller Hinsicht für ihn sehr interessant, da er dort eine Unterstützung erhalten würde. Da seine

Mutter nach dem Tode seines Vaters einen Großteil der Einkünfte verloren hatte, war dies besonders wichtig.

Obwohl der letzte Anmeldetermin für die Aufnahmeprüfung der École Préparatoire bereits verstrichen war, gelang es Evariste mit Richards Hilfe dennoch daran teilzunehmen. Am 20. und 25. August erfolgte die schriftliche Prüfung.

Dennoch war Galois noch im Zweifel darüber, ob er die richtige Entscheidung getroffen hatte, wie sich in einem Auszug aus einem Brief an seinen Onkel Antoine Demante vom 31. August 1829 zeigt:

> *Hier bin ich noch einmal unentschlossen bezüglich der Wahl meiner Karriere; und das Traurige an dieser Unentschlossenheit ist, dass sie geeigneter ist, meine Neigung für die eine oder die andere Entscheidung zu schmälern, als sie festzulegen. Zu zögern, sich zu beunruhigen ist ohne Zweifel nicht sehr angenehm; aber ich gewöhne mich sehr leicht daran, hier unten nicht viele angenehme Dinge zu finden.*

Am 25. Oktober 1829 wurde er an der École Préparatoire als zweiter auf einer Liste mit fünf Schülern für den wissenschaftlichen Zweig genannt. Aber laut Dupuy bereitete sich Galois wie ein Polytechniker im Exil auf diese Schule vor. Man muss auch beachten, dass die Zielsetzungen der beiden Hochschulen völlig andere waren; während die École Polytechnique in erster Linie Ingenieure und Wissenschaftler ausbildete, kümmerte sich die École préparatoire um den Nachwuchs an Lehrern und Professoren.

* * * * *

— „Galois wollte an der Spitze der Forschung stehen, und nicht seine Zeit damit verbringen, irgendwelchen gelangweilten Kindern Sachen beizubringen, die schon die Griechen kannten. Deshalb wollte er nicht an die École Normale!", sagte Constantin.

— „Das ist typisch: Beim Studium schauen sie auf den Lehrberuf von oben herab und dann, wenn sie arbeiten, sind sie neidisch auf uns!"

Stella konnte ihm mühelos Beispiele geben. Die Studienkollegin, die sie verspottete, weil Stella in der Schule den Kindern die Tonleiter beibringen wolle. Das sei ihr zu primitiv, sie strebte nach Höherem. Solokarriere oder wenigstens Rundfunksinfonie-Orchester. In einem Teilzeitjob ohne Kündigungsschutz in einer kleinen privaten Musikschule landete sie schließlich. Oder Doro, eine verträumte Mathematikerin, die auch eine begnadete Flötistin war, rüstete sich im Studium, um mindestens ein halbes Dutzend ungelöste Probleme zu lösen, bevor sie bei einer großen Versicherung als Mathematikerin Trendmodelle für die Schadensprognose aufstellte und nach stabilen Merkmalen in der Gruppe der Versicherten fischte, die am besten mit den Schadenstypen korrelierten. Dann, als arbeitslose Mathematikerin sehnte sie sich vergebens nach einem

solchen Job zurück und beneidete Stella. Was Stella aber überhaupt nicht verstehen konnte, waren all die Leute, die wirklich Karriere gemacht hatten, die im Prinzip nur noch zum Spaß arbeiteten und dennoch voller Neid und Missgunst auf ihren Job waren.

— „Tut mir leid, ich dachte gar nicht mehr daran, dass du auch Lehrerin bist … Der Beruf hat natürlich sicherlich auch seine tollen Seiten …"

* * * * *

Die Damen in den langen aufgebauschten Ballkleidern neben Stella waren entzückt von dem Hahn im samtroten Gehrock und roten Fersen mit einer riesigen blütenförmig aufquellenden weißen Krawatte um den Hals, den sie gackernd umringten. Auch wenn sie in ihrer Runde stand, gehörte Stella nicht zu ihnen. Schon ihre Kleidung, Jeans und T-Shirt, verriet es, aber dennoch schien niemand sie wahrzunehmen. Hielt man ihre Kleidung nur für eine besonders verrückte Verkleidung? Eine, die sicherlich nicht dem Geschmack der anderen entsprach.

Immer wieder drängten sie ihn zu wiederholen, was sein Freund ihm aus London berichtet habe. Die ganze Aufregung sei umsonst gewesen. Lächerlich im Nachhinein. Nur wenige seien an der Cholera gestorben. Und nur die aus den ärmlichsten Verhältnissen, bohrten die Damen im Chor nach, damit er dieses für sie so wichtige Detail nicht vergesse. Ihre Augen, die durch die Löcher in den bunten Fratzen funkelten, klebten an ihm, während seine Blicke über die in den gewagten Ausschnitten effektvoll zur Schau getragenen Brüsten tanzten.

Nein, niemand fürchtete sich vor der nahenden Cholera, ermutigten sie sich gegenseitig. Einige Damen in Hexenmasken tanzten den Chahut zur wilden Musik. Sie wirbelten ihre langen Kleider durch die Lüfte, zeigen ihre Beine und legen ihre Unterwäsche offen, falls sie welche tragen. Ein Harlekin tanzte wild zwischen ihnen herum, neckt die Damen, bückt sich mal hier mal dort, ergreift die Kleider. Gespieltes Entsetzen und dann plötzlich wirft er sich zuckend zu Boden. Spielt den Voyeur gar zu dreist, denken viele. Doch als er sich die Maske vom Kopf reißt, lässt sein veilchenblaues Antlitz alle erstarren. Die Musik verstummt. Entsetzensschreie und man drängt sich gegen die Wände, weg von dem nun alleine inmitten des Saales unter schrecklichen Zuckungen mit dem Tode ringenden Narren.

Unvermittelt fällt auch eine der Damen. Mit ihren Händen reißt sie sofort die Maske herunter und dann versinkt sie unter dem ebenfalls fallenden Gockel. Beide nun ohne Masken in veilchenblauen Gesichtern und in einen scheinbar bizarren erotischen Kampf.

— „Sehen Sie, Louis-Philippe hat uns doch verraten!"

— „Evariste Galois?", fragt Stella ungläubig den neben ihr stehenden jungen Mann, viel hübscher als sie sich ihn vorgestellt hatte.

Er schien sich nicht darüber zu wundern, dass sie ihn kannte.

— „Das hat er aus unserem Paris gemacht!"

— „Stella, hilf uns!", brüllen Betty und Brigitte, die sich hinter den Masken der beiden anderen Frauen verborgen hatten.

Aber sie war schon weit weg von dem Ball, neben Galois auf einem Kutschbock. Er peitschte die galoppierenden Pferde durch die Straßen von Paris.

— „Wir müssen zurück!", schreit sie.

Aber er zeigt nur hinter die Kutsche, wo sie eine Truppe von bewaffneten Zivilisten marschieren sah. Dann wird ihre Kutsche vor einer Barrikade angehalten. „Noch eine von diesen Giftmischerinnen", brüllen einige der Damen in zerfetzten Kleidern, während ein Mann mit langem zerzaustem Bart sie vom Kutschbock zu zerren versucht.

— „Halt, lasst sie los!", schreit Galois.

— „Was mischt der sich ein!", aber dann raunen andere, dass es doch Galois sei, einer der ihren, gerade erst aus dem Gefängnis entlassen, wo er für die Sache des Volkes gewesen sei.

Einen Straßenzug weiter ein neues Schreckensbild. Eine wüste Gestalt, die aussah, als hätte sie mindestens 20 Jahre auf einer einsamen Insel gehaust, zerrte an einem Strick einen nackten blutüberströmten Mann hinter sich her. Man hatte ihn skalpiert, Lippen, Nase und Geschlechtsteile abgerissen. Hinter ihnen läuft eine Frau mit nackten Brüsten und schreit „So geht es allen, die uns im Auftrag des Königs vergiften wollen!" Stella versucht sich nicht vorzustellen, welche Teile die barbusige Revolutions-Ikone als bluttriefende Trophäen über ihren Kopf hält.

Stella schließt ihre Augen und verbirgt ihren Kopf an Galois' Schultern. Sie spürt, wie ihre Kutsche mit einem Satz davonschießt, weg vom grausigen Geschehen.

Aber nur allzu kurz währt ihre Geborgenheit. Schnaubend stoppen die Pferde. Galois springt in die Höhe mit erhobenem Dolch und brüllt:

— „Louis-Philippe hat uns doch verraten! . . . Schau nur das Volk!"

Um sie herum ein Kutschenmeer und alle gefüllt mit Leichen, mit und ohne Särge. Dann erschaudert sie, als sie sich umdreht. Auch auf ihrer Kutsche Dutzende von Choleratoten und zu oberst Betty und Brigitte.

Auch wenn die Kutscher noch so sehr klingeln und hupen, die Straße ist total verstopft. Sie dreht sich herum und drückt ihr Gesicht fest in die lederne Rückenlehne, die Hände presst sie auf ihre Ohren, aber das Schrillen und Klingeln wird immer lauter. Mit einem Ruck dreht sie sich wieder um. Irgendetwas fällt von der Kutsche. Auf den Fliesen liegt das Buch von Bernard Bychan, das von ihrem Kopf gefallen war. Das Telefon schrillt neben der Liege in Reichweite.

— „Hallo", raunt sie mit belegter Stimme ins Telefon.

— „Schön, dass du schon zu Hause bist. Ich dachte, ich probier's einfach mal . . .", hört sie Constantins Stimme.

— „Ich bin ja so froh, dass du anrufst . . ."

Während sie ihm ihren schrecklichen Alptraum erzählt, spürt sie, dass sie das makabere Geschehen nicht richtig in Worte kleiden kann.

— „Das sind ja richtige Gruselgeschichten, die du dir von Galois zusammenträumst!", sagt Constantin lachend.

— „Ich glaub, das war gar nicht Galois, vielleicht warst auch du es gewesen, . . . in der Gestalt Galois . . ."

— „Ne, ne, lass es mal lieber Galois gewesen sein!"

— „Findest du es denn nicht gut, wenn ich von dir träume?"

— „Ja, von mir, aber nicht als Galois . . . und außerdem war's ein Alptraum!"

* * * * *

— „Tut mir leid, ich darf niemandem seine Telefonnummer geben!"

Im Gegensatz zum Gesagten schwang nur Genugtuung und kein echtes Bedauern in Frau Kutschers Stimme.

— „Aber mir doch. Mir dürfen Sie sie doch sicherlich geben?", machte Anne einen neuen Anlauf.

— „Niemandem soll ich sie geben! Hat er mir extra aufgetragen. Es sei eine Klausurtagung! Nur in dringenden Fällen soll ich ihn anrufen . . ."

— „Aber es ist dringend!"

— „So? . . . und um was geht es?"

— „Das will ich ihm selbst sagen!"

Plötzlich war sie sich gar nicht mehr so sicher, ob sie nicht wirklich warten sollte. Übermorgen wäre er wieder zurück und außerdem würde er sie ja vielleicht sowieso anrufen. Aber dann konnte sie ihn sicherlich nicht fragen. Ihre Mutter wäre dann bestimmt in der Nähe und die sollte es nicht mitbekommen. Außerdem: Wie sollte sie ihn fragen? „Von wegen Klausurtagung!", hatte ihre Freundin Hilde gesagt, aber sich dann vielsagend ausgeschwiegen. Hast du noch eine andere? Bin ich nur ein Zeitvertreib für dich? Was, wenn alles gar nicht stimmte, wenn sie es nur aus Eifersucht gesagt hatte? Sie wollte es nicht glauben, sie vertraute Gabriel.

— „Vielleicht ist es doch nicht so wichtig.", und dann sagte sie noch, um Gaby Kutscher zu ärgern, obwohl sie sich gar nicht so sicher war: „Außerdem ruft er mich heute Abend bestimmt sowieso an!"

* * * * *

Ein Fuchs in einem Hühnerstall hätte nicht mehr Unruhe verursachen können, als Rex Stunden zuvor, als er völlig unerwartet aufgetaucht war. „Wenn der wirklich da ist, dann geh' ich!" war wohl die häufigste Reaktion auf das sich wie ein Lauffeuer im berstend vollen Raum verbreitende Gerücht. Aber er war leibhaftig gekommen, da gab es keinen Zweifel, wie sich alle im Laufe des Abends überzeugen konnten. Aber niemand verließ den Raum wegen ihm, auch wenn es so viele vorher lautstark verkündet hatten. Natürlich hofften die meisten, dass seine Anwesenheit nicht von langer Dauer sei. Aber er harrte aus. Unumstößlich und bedrohlich, wie die ihn um eine Kopflänge überragende Frau an seiner Seite. Massige Säulen als Beine, kräftig genug, den riesigen Oberkörper zu tragen. An diesem Abend mit tiefem Dekolletee, der Busen kräftig nach oben gepresst und rückenfrei bis fast zu den Pobacken. Sie sahen aus, als hätten sie sich aus dem vorletzten Jahrhundert in ihre Zeit verirrt. Bei ihrer Ankunft stolzierte Elli mit erhobenem Kopf, — galant am speckigen Oberarm von ihrem Ehemann geführt, — als sei sie der lang ersehnte Star des Abends.

Bei Konferenzen, in Besprechungen und in den Pausen hatte er immer wieder versucht Freiwillige zu rekrutieren. „Es sollte mal jemand bei dieser Disko nach dem Rechten sehen!" Es-sollte-mal-jemand, ein Spruch, wie ihn wohl die meisten Menschen gerne benutzen, wenn sie wollen dass etwas getan wird, sie es aber selbst nicht tun wollen oder nicht können. und wenn ihn ein Chef, wie zum Beispiel Rex, benutzt, dann heißt das: ‚Ich will es nicht anordnen, aber ich würde es mir dringend wünschen!', oder ‚Noch will ich es nicht anordnen, aber dennoch . . . ' „Man müsste mal dort . . . " und mit ‚man' meinte er dann keinesfalls sich selbst, denn als Chef delegierte man ja schließlich Aufgaben. Im Visier hatte er die älteren Kollegen oder Kolleginnen, denn den jungen traute er in so einer Sache eh nicht. Die Person seines Vertrauens sollte sich im Diskoraum mit eigenen Augen ein Bild machen von dem, wie es Rex sah: eine Orgie mit wilden Knutschereien, Exzesse mit Alkohol und Drogen. Aber niemand hatte Lust, freiwillig den Aufpasser und Spion für Rex zu spielen, sich damit bei der Schülerschafft zum Bumann zu machen. Mit einer Einschränkung: der Hausmeister, Herr Kurz. Aber ihn würde Rex keinesfalls fragen, und er war auch klug genug, in dessen Gegenwart dieses Thema zu meiden. Die Erinnerung an das klägliche Ende einer Spionagemission von Herrn Kurz war immer noch ein äußerst erquickliches Thema im Kollegen und Schülerkreis. Schon nach knapp zwei Stunden war er von dem Hirschenwirt an die Luft gesetzt worden. Gerade rechtzeitig, denn kaum draußen spie er in einem Schwall all das in die Straßenrinne, was er im Laufe von zwei Stunden in sich hineingeschüttet hatte. Falls der Hirschen-Wirt zuerst Zweifel hatte, ob es richtig war, Kurz, der im Vollrausch randalierte und tobte, nach draußen zu befördern, so verflogen sie mit dem Anblick der immensen stinkenden Pfütze auf der Straße, und er schauderte, wenn er sich diese in seinem Saal vorstellte. Aber Kurz auf dem Boden

in seiner selbst kreierten Pfütze liegend, drohte damit den Direktor zu holen, schließlich sei er in offizieller Mission da, und Rex werde die Veranstaltung schließen.

Außer Kurz wollte jedoch niemand Rexens Wunsch erfüllen und anordnen konnte er es nicht, weil es außerhalb der schulischen Aufgaben seiner Angestellten lag. „Wir sollten unbedingt einmal …", steigerte er sich in der letzten allgemeinen Besprechung knapp eine Woche vor dieser Veranstaltung. Wenn er ‚es' und ‚man' durch ‚wir' austauschte, dann hieß dies: ‚Will es niemand freiwillig tun? Die Sache ist so dringlich, dass selbst er es tun würde. Aber das könne doch wohl niemand ernstlich wollen?' Aber dann war er es wirklich, der gehen musste. Vor allem als seine Frau Elli völlig überraschend und für ihn gänzlich unverständlich sagte, dass sie dorthin wolle. Sie wären schon lange nicht mehr tanzen gewesen. Was das mit Tanzen zu tun habe, hatte er sie sarkastisch gefragt. Das habe so wenig mit Tanzen zu tun, wie der Veitztanz. Und überhaupt zum Tanzen brauchte es Musik und damit hätte der Lärm im Hirschen nichts zu tun. Da könnten sie ebensogut Samstags Morgens zum Geknatter von Nachbars Rasenmäher tanzen.

Natürlich entsprach alles Rexens wüsten Vorstellungen, was er in der diffusen Beleuchtung durch den verhüllenden Vorhang aus Zigarettenrauch sehen konnte. Leute wie er werden selten von der Wirklichkeit überrascht. Sie nehmen die Welt so dar, wie sie es wollen, also passend zu ihren Erwartungen. Trotzdem schien ihn das Geschehen auf der Tanzfläche aus der Fassung gebracht zu haben.

— „Obszön!", sagte Rex mit verzerrtem und angewiderten Gesichtsausdruck zu Elli, während sich seine Finger um sein Sektglas klammerten.

— „Ja schön!", bestätigte seine Frau, die ihn im Lärm wohl nicht richtig verstanden hatte.

Was Tilos Tanzstil betraf, teilte Constantin — der natürlich im allgemeinen Lärm nicht hören konnte, was dieser sagte — Rexens Meinung. Tilo quetschte seine Tanzpartnerin an sich, drückte immer wieder seinen rechten Oberschenkel zwischen ihre Beine und sie ließ es zu.

— „Obszön, nicht schön! Wie die Tiere! Am helllichten Tag!", wetterte Rex.

— „Aber es ist doch Nacht, Willy!", verbesserte ihn Elli.

— „Und nachts darf man wie's wilde Vieh?"

— „Aber Willy, die jungen Dinger! Du warst doch auch einmal jung …"

— „Also wenn ich so tanzte, dann …"

— „Ja genau, lass uns so tanzen!" sagte sie, und versuchte ihn von der Theke wegzuziehen, aber er blieb starr und steif.

— „Nein, ich meinte, wenn ich mit einer Schülerin so tanzte …"

Tilos Hand wanderte unaufhörlich unter Walburgas weißem T-Shirt über ihren Rücken, oder knetet ihre Pobacken.

— „Also wenn du so mit einer Schülerin tanzen würdest …", dann machte

Elli eine kurze Pause, versuchte vergeblich ihm in die Augen zu scheuen, „ oder mit einer Erzieherin tanzen würdest, wäre das nicht so gut für deinen Job!"

Mächtige schwarze Lautsprecher beherrschten die Akustik des Saales. Aus den vier Ecken des Saales bombardierten sie die Anwesenden mit Musik. Eines dieser schier endlosen stampfenden Bluesstücke, wie sie in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts so beliebt waren. Eines dessen Monotonie am besten, wie es sich in dieser Zeit bewährt hatte, mit viel Alkohol, Marihuana oder Haschisch ertragen ließ. Der Gitarrist demonstriert in einem nie enden wollenden Gitarrensolo seine Virtuosität auf seiner Fender, obwohl das Auftreten einzelner erkennbarer Töne durch Wahwah, Verzerrer und mit viel Mühe erzeugten Rückkopplungen erfolgreich verhindert wird.

Rex starrt über die speckige nackte Schulter seiner Frau auf Doris und Constantin, deren Tanzstil selbst über Rexens Kritik erhaben sein sollte. Constantins Hand ganz zahm auf ihrem Rücken. Sein linker Arm, wie der Arm eines Verkehrspolizisten, weit von sich gestreckt mit dem Pendant von Doris. Ein Tanzstil, der sich wieder den Regeln des Tanzbundes unterworfen hatte, und kaum mehr etwas von der befreienden Kreativität der vergangenen Jahrzehnte zeigte. Was Tilo hingegen bot, hatte mit Tanzen so viel gemein, wie das quietschende Gitarrensolo mit einem Vivaldi Violinsolo. Bestenfalls konnte man es als archaisches Paarungsritual auffassen. Wie in Zeitlupe schob er Walburga über die zu dieser späten Stunde nur noch locker gefüllten Tanzfläche. Der Rhythmus schien seine Bewegungen nicht zu leiten, sondern lediglich Walburgas Ausweichmanöver auf seine Versuche, seinen rechten Oberschenkel immer höher zwischen die ihren zu schieben und seinen übrigen Körper immer fester an sie zu pressen.

Er sei ein geiler Bock, sagte Doris immer wieder, aber sie meinte Rex. Constantin solle sich doch nur mal anschauen, wie der auf die Brüste und Beine der Mädchen starre. Und so was sei Direktor einer Schule.

— „Er ist ein Schwein!"

Doris hatte es in Constantins Ohr gebrüllt, um sicherzustellen, dass er es in dem Lärm auch richtig verstehe. In ihren dunklen Augen, die ihn diesmal nicht an seine Mutter erinnerten, glaubte er Tränen funkeln zu sehen, bevor sie ihren Kopf an seine Schulter drückte.

Constantin schaute skeptisch in Richtung Bar, wo sich unruhig Rexens Kopf über die nackte Schulter seiner Frau rekelte. Constantin glaubte trotz der Entfernung und der diffusen Sicht in seinem Gesicht Wut und Ärger zu sehen. Sein Sektglas hielt er krampfhaft in seiner Faust. Konnte es wirklich sein, dass er trotz des Lärms Doris verstanden hatte? War ihre Bemerkung in das tonale Loch der Musik gefallen, scharfe Snaredrum und Beckenschläge ohne dröhnenden Bass und verzerrte Gitarre? Die ganze Zeit hatte Rex schon verstohlen in ihre Richtung gestarrt, aber diesmal war es so auffällig, dass

plötzlich auch seine Frau ihren ungeheuren Torso drehte. Hatte Rex es verstanden und sich angesprochen gefühlt? Schließlich war Doris nicht die erste und vor allem nicht die einzige, die das Oberhaupt der Schule mit diesem edlen Haustier verglich. Allerdings überwog im Kollegium und unter den Schülern wohl statistisch die Nennung der weiblichen Form des Tieres, obwohl doch für ihn der Vergleich mit einem aggressiven und brünstigen Eber zutreffender wäre. Stella schaute ihren Mann verwundert an, als sie merkte, dass anscheinend nicht Tilo und Walburga, sondern Constantin mit Doris Grund ihrer Aufregung waren.

— „Wenn du wüsstest …", begann Doris wieder.

Aber er wusste immer noch nichts, denn den ganzen Abend hatte sie in Andeutungen geredet. Von einer namenlosen Freundin, die so irreal blieb, dass er an ihre Existenz kaum glauben konnte. Die Namenlose und deren Chef, der so merkwürdig wie Rex wirkte, der ihr so übel mitgespielt hatte. Immer wenn sie von diesem ominösen Chef sprach, hatte Doris in Rexens Richtung geschaut.

Plötzlich wirbelte Rex wild mit seiner rechten Hand, nunmehr ohne Sektglas durch die Luft. Sein Gesicht schmerzverzerrt, ebenso zeigten seine zuckenden Bewegungen, dass er Schmerzen hatte. Als sie von Neugierde getrieben näher herantanzten, konnten sie sehen, dass seine Hand heftig blutete und Elli war dabei, ihm ein Papiertaschentuch darumzuwickeln. Auf dem Boden die Scherben des Sektglases, das er mit seiner Hand zerdrückt hatte.

— „Geschieht ihm recht, dieser Ratte!", sagte Constantin, so als wolle er auch mal erkenntlich zeigen, so als müsse er auch mal über Rex herziehen und was eignete sich besser, als in dieser Lage kein Mitleid zu zeigen.

Im großen Saal des Hirschens stank es nach schalem Bier, nach altem modrigen Holz, nach Zigarettenrauch und vor allem nach dem intensiven Duft- und Geruchscocktail der Menschen. Aber diese Diskos liebten die Schüler, fieberten ihnen wochenlang entgegen, im Gegensatz dazu die Tanzabende im Internat. Rexens Unterhaltungsoffensive: Gepflegte Musik, wie er sagte, nicht diese primitive. Auch moderne, und darunter verstand er einige wenige Stücke der Beatles und der Bee Gees. Alkohol und Zigaretten waren natürlich, wie auch sonst wo im Internat streng verboten. Ein Verbot, das natürlich nur für Schüler und Schülerinnen, nicht für die Belegschaft galt. Ständig geöffnete Fenster im ohnehin schlecht beheizten Raum garantierten, dass die Mädchen nicht in dünnen aufreizenden Kleidchen erschienen und die Jungen nicht ihre muskulösen Oberarme in ärmellosen T-Shirts zur Schau stellten und es auch beim Tanzen nicht zu Hautkontakt kommen konnte. Die offiziellen Internatsdiskos waren unter der Schülerschaft in etwa so beliebt, wie ein sterilisierter OP-Saal für Bakterien. Aber auch wenn dies alles nicht so gewesen wäre, hätte diese Internatsdisko keine wirkliche Chance gegenüber dem Hirschen gehabt. Im Hirschen waren die Jugendlichen außerhalb des direkten Machtbereichs der Schule, und das war es, was zählte. Im großen Saal des Hirschen gab es kei-

ne Lehrer und Lehrerinnen, die Aufsicht führten, also die Schüler beobachteten und überwachten. Hierhin kamen auch eine Menge junger Leute, die nicht zum Internat gehörten, und die zu den offiziellen Internatsveranstaltungen keinen Zutritt hatten.

Die Hirsch-Diskos, das seien ihre bescheidene Form des Aufruhrs gewesen, sagte Constantin einmal zu Stella.

Hätten sie damals nur gewusst, dass Rex kommen würde. Später stellte er sich immer wieder vor, wie toll es gewesen wäre, wenn alle, oder zumindest ein beträchtlicher Teil der Anwesenden den Saal schweigend protestierend verlassen hätten.

Doris litt mit ihr, als sei es ihre Zwillingsschwester, aber dennoch blieb sie namenlos. So als wollte sie ihren Namen nicht nennen. Was, wenn sie nur so tat, als ginge es um eine sehr gute Freundin? Was, wenn es um sie selbst ging. Wenn sie es war, die schwanger war? Aber an diesem Abend verwarf er diese Spekulationen sofort wieder, schrieb sie seinem Rausch zu. Wie Doris war die Unbekannte, alleinstehend, hatte auch keinen festen Freund.

— „Sie hatte überhaupt keine andere Wahl gehabt.", hatte Doris gleich zu Anfang des Abends zu Constantin gesagt, als Walburga noch nicht da war.

— „Erzieherin das ist ein Scheiß-Job, . . . also die Tätigkeit ist okay, aber du kriegst halt kaum einen Job! . . . Also, wenn sie sich ihm widersetzt hätte, dann hätte sie sich alle Chancen auf eine Weiterbeschäftigung nach ihrer Ausbildung verscherzt."

Constantin hatte eingewandt, dass sie ihn doch hätte bloßstellen können. Er hätte dies getan.

— „Und dann. Der hätte alles abgestritten. Hätte den Spieß umgekehrt. Dann hätte sie noch als Lügnerin und . . . jedenfalls, das ging nicht! . . . Vor allen wusste sie ja auch nicht worauf sie sich eingelassen hatte. Der wollte immer mehr! Bis er sie endlich im Bett hatte."

— „Jetzt ist für ihn alles ganz einfach! Er hat für sie eine Weiterbildungsveranstaltung nahe der holländischen Grenze ausgesucht. Sie sollte sich dort eine schöne Woche machen, und samstags dann mal einen kleinen Abstecher über die Grenze. Dort gäbe es einen Arzt, der sich auf solche Probleme spezialisiert habe."

Constantin hatte sich gewundert, denn ein paar Tage vorher hatte er erfahren, dass Doris in ein paar Wochen zu einem Weiterbildungsseminar nach Krefeld fahren würde und das liegt doch — wenn ihn seine Geografiekenntnisse nicht völlig trögen —- ziemlich nahe an der holländischen Grenze, woran er jedoch sofort wieder zweifelte, als sie sagte:

— „Verdammt, das ist kein kleiner Abstecher!", und dann fügte sie noch hinzu, dass ihre Freundin Kinder liebte, aber doch nicht unter solchen Bedingungen.

* * * * *

Anne war entsetzt. Das fröhliche Getue des Arztes war dem Ernst der Lage nicht angemessen gewesen. Schließlich war sie an diesem Morgen in der Erwartung einer Hiobsbotschaft in seine Sprechstunde gegangen. Morgen für Morgen war ihr schlecht, Übelkeit und dann all diese Magenkrämpfe hatten bei ihr keine Zweifel mehr gelassen. Ihre schlimmsten Befürchtungen mussten zutreffen, in ihr wucherte ein riesiger Tumor. Das erklärte doch auch die Gewichtszunahme.

Sie musste jetzt unbedingt mit Gabriel reden, egal was er sagen würde, wenn sie einfach so in seinem Büro aufkreuzte. Von Frau Kutscher würde sie sich keinesfalls aufhalten lassen. Aber was, wenn an dem großen ovalen Tisch Leute säßen. Gabriel war doch fast nie alleine. Nicht so, wie damals in der Nacht des Neujahrsempfangs. Auf dem Sofa, im Dämmerlicht der Leuchtreklamen, die ihre Körper in rot und gelb tränkten, manchmal ein blaues Aufblitzen auf ihrer Haut.

Eine Nacht, die sie wohl nie in ihrem Leben vergessen würde. Nicht nur wegen der Fotos. Wie eine Diva des Films habe sie in ihrem langen roten Kleid, das ihre Fußknöchel umspielte, ausgeschaut, darin waren sich Familie, Freunde und Leser der Zeitungen einig gewesen. Lange schwarze Locken wallten über ihren nackten Rücken. Sie war selbst erschrocken darüber, wie unglaublich erwachsen sie plötzlich ausgesehen hatte. Ihren Hals zierte die Perlenkette ihrer Mutter, die diese selbst nur zu ganz besonderen Ereignissen anzog. Sie hatte ihr die Kette gegeben, obwohl sie es doch gar nicht wollte, dass sie zu diesem Ball ging. Was denkt der sich überhaupt, hatte sie lamentiert. Unverschämt, ein erwachsener Mann lädt ein Schulkind zu einem Ball ein, hatte ihre Mutter immer wieder gejammert, aber ihre Augen glänzten mehr und mehr vor Stolz. Mal scherzend mal wütend hielt ihr Anne immer wieder entgegen, dass sie schließlich Abi habe, dass sie schon studiere und außerdem schon lange — also ein paar Monate — volljährig sei. Aber auch wenn ihre Mutter noch so sehr gegen die Einladung wetterte, so konnte sie ihren Stolz nur schwer verbergen. Immerhin würde dort die Creme der Stadt verkehren, und ihre Tochter wäre dabei. Die Nachbarn würden vor Neid erblassen. War es nicht Glück und Zufriedenheit, was Anne in den Gesichtszügen ihrer Mutter zu erkennen glaubte, als Gabriels Mercedes vor ihrem Haus unter der Straßenlaterne hielt, und er ausstieg, um die Beifahrertüre zu öffnen? Dann eilte er noch zu ihrer Mutter und begrüßte sie galant. Er stellte sich ihr vor, so als hätte er dies nötig, nannte seinen vollen Namen mit einer deutlichen Betonung auf dem Vornamen. „Pass auf dich auf!", hörte sie ihre Mutter noch einmal rufen, als Anne die Tür des Autos zuschlug und sich noch einmal nach ihrer Mutter umschaute. Mit feuchten und glänzenden Augen musterte ihre Mutter die Nachbarhäuser, wo an einigen Fenstern Köpfe weghuschten.

Gabriel bestand darauf, dass sie an seiner Hand mit ihm die Bühne betrat. Aufmerksames Schweigen. Die Last von Dutzenden von Blicken spürte sie auf sich zentriert. Prüfende, skeptische Aufmerksamkeit, der sie kaum gerecht werden konnte. Für die Frau an der Seite des OB galten höchste Maßstäbe, fast unerfüllbar, denn eigentlich gönnte man niemandem diese Position. Jede konnte nur zu jung oder zu alt, zu fett oder zu mager, zu schüchtern oder zu forsch sein. Sie war die Überraschung des Abends und Fokus des Tratsches der nächsten Tage.

Er am Mikrophon, sie ein paar Meter im Hintergrund. Nicht nur ein neues Jahr, sondern eine neue Epoche habe für ihre Stadt begonnen. Dann begrüßte er — einer jahrelangen Tradition folgend — die Chöre der Stadt, die Stadtkapelle, Blasorchester und Spielmannszüge, die sich bereiterklärt hätten, den offiziellen Teil des Abends musikalisch zu gestalten. Wie es auch schon seine Vorgänger getan hatten, begrüßte er die Präsidenten der Vereine, die Geldbarone und deren Verbände, Gewerkschafts- und Parteifunktionäre und sonstige Würdenträger der kommunalen Bühne.

— „Das war anstrengender als die Abiturprüfung!", flüsterte sie später in sein Ohr.

Nach all den obligatorischen Chören und Blasorchestern, ein Zeichen des Umbruchs, der neuen Politik von Gabriel Colanik, der Beatmeister nicht Bürgermeister: Nicht mehr die Bigband der Vorjahre, deren Mitglieder mittlerweile allesamt ergraut waren, spielte zum Tanz, sondern junge Musiker in langen Haaren, die sich den Beatles, Stones und anderen Rockikonen verpflichtet fühlten. Über der Tanzfläche schwebte ein riesiger Kronleuchter mit Hunderten von Glasprismen, die wie Diamanten funkelten.

— „Tut mir leid!", sagte er.

— „Nein, nein, ich finde es toll hier!"

So viele Hände hatte sie noch nie in ihrem Leben geschüttelt. In der linken meist ein Sektglas, Sektorange und das Lachshäppchen in der Rechten schnell in den Mund, wenn sich wieder jemand honigsüß lächelnd dem OB und damit also auch ihr näherte. Endlich mal jemand, der wisse, worauf es ankomme, schmeichelten ihm welche, die bei anderer Gelegenheit den drohenden Ruin der Stadt unter einem Colanik bejammerten. Bohrende und lüsterne Blicke für sie. „Ist sie des OB würdig?" „Interessieren Sie sich auch für Politik?" und in der Frage klang schon die erwartete Antwort. So jung, so hübsch, da konnte man sich doch nicht für Politik interessieren. „Hübsches Kleid!", sagten einige Würdenträger, und sie meinten, dass ihr Busen darin so vorteilhaft zur Geltung kam und das Kleid die schwingenden Bewegungen ihres Pos und ihres Beckens so eindrucksvoll betonte. Vor allen Dingen beflügelte es ihre Fantasie, die in vielen anderen Bereichen verkrüppelt war.

— „Ach wissen Sie, da fehlt mir der technische Sachverstand!", sagte sie diplomatisch dem reichsten Bauern der Stadt, auf dessen Frage, ob nicht auch

sie der Meinung sei, dass man die neu zu bauende Umgehungsstraße nicht besser etwas näher zur Stadt legen sollte. Im Einklang mit seinen Vorurteilen deutete er ihre Antwort völlig falsch. So was sei auch nichts für schöne Frauen wie sie und über sein kaminrotes und mit geplatzten Äderchen übersätes Gesicht huschte ein herablassendes Grinsen. Gutachten belegten doch, dass dann eine bessere Anbindung an das bestehende Verkehrsnetz und ein besserer Verkehrsfluss zu erreichen sei und vor allen Dingen gewährleistete dies — was er natürlich Gabriel nicht sagte — dass die Straße dann in idealer Weise Felder von ihm durchquerte, die es sich eh nicht mehr zu bebauen lohnte und die er sich dann fürstlich bezahlen lassen könnte.

Weihnachten war gerade erst vorbei, aber die Anwesenden beeilten sich, bei Gabriel Colanik zeitig ihren neuen Wunschzettel abzugeben. „Sind Sie nicht auch der Meinung, dass wir mehr für den Sport tun sollten?", sangen im atonalen Trio die Präsidenten des städtischen Turnvereins, des Fußballvereins und des Golfclubs. Als Solist ein Lobbyist der ansässigen Automobilbranche, die auf billige Grundstücke spekulierte: „Sollten wir nicht unser Industriegebiet ausdehnen?" „Den letzten Stadtwald roden?", sprudelte es aus ihr. Bestrafung in Form eines väterlich herablassenden Lächeln für das unwissende Kind. Romantik der Jugend. Natur gibt's im Überfluss, was wir brauchen, ist Wachstum, Wachstum, Wachstum und Wohlstand.

Solange sie tanzten, waren sie vor den penetranten Bittstellern sicher, auch wenn schon viele begehrliche Blicke auf ihnen ruhten. Sexuelle Gier kanalisiert auf Macht und Geld.

Eng umschlungen tanzten sie, seine Rechte fest auf ihrem Rücken. „Girl you gotta love your man.", Gute Stimme aber nicht Morrison. „Jetzt wär' ich gerne mit dir alleine!", flüstert sie ihm ins Ohr. „Take him by the hand". Sie erschrickt über den Klang ihrer Stimme, zu vielversprechend, zu verrucht. „make him understand.". „Genau das denke ich auch!", und sie spürt, wie er mit ihr langsam aus dem Zentrum heraustanzt. Sie nähern sich den riesigen hellbraunen Samtvorhängen vor den Fenstern. „The world on you depends, our life will never end." Wie Hasen im Varieté verschwinden sie hinterm Vorhang. „Gotta love your man." Fröstelnde Kälte auf dem Balkon. Nur ein paar Meter zur Balkontüre seines Büros.

— „Was für ein Büro!", sagt Anne, als er die Stereoanlage anstellt. „Das ist ja schon eher ein riesiges Wohnzimmer!"

Den grauen Linoleumbelag der alle Böden des Rathauses überzog, zierte hier ein riesiger Perserteppich. Eine Sitzgarnitur mit Sofa und Sesseln. Und vor dem Fenster ein riesiger Eichenschreibtisch, wie er einem Regierungschef würdig wäre. An den Wänden Gemälde. Bei den alten Meistern sagt er, dass sie von seinen Vorgängern angeschafft worden seien, die neuen seien von ihm.

„Hello, I love you" singt Morrison, und Gabriel schaut sie mit strahlenden Augen an, als wäre er es „Won't you tell me your name?"

— „Jetzt bekommst du mal was richtig Gutes! Nicht den billigen Fusel, den die Stadtkämmerer heute spendiert hatten!", sagte er, während er schon zum Kühlschrank im Sekretariat rannte.

Aber sie kam gerade dazu, einen Schluck des edlen Champagners zu probieren, dann tanzten sie.

„Do you think you'll be the guy to make the queen of the angels sigh?", singt er mit Morrison.

Er hatte alle Lichter gelöscht. Sie tanzten weiter, fester und inniger. Durch die Fensterwand flutete das Licht der Neonreklamen wie das Licht eines brennenden Vollmondes. „Please believe me, the river told me" Eng umschlungen schwebten sie barfuß über den weichen Perser, seine Hände streichelten liebkosend über ihren Rücken. Keine Gegenwehr als er ihr Kleid hochhob. Nur noch im Schlüpfer, tanzend.

Was würde Gabriel nun über die überraschende Diagnose ihres Arztes sagen. Der Hausmeister, der ihr auf den Treppen im Rathaus begegnete, begrüßte sie freundlich und mit einem gewissen Respekt. Sie hatte das Gefühl, dass alle sie kannten, und dass alle wussten, was bei dem Neujahrsempfang, der ja nun schon einige Wochen zurücklag, vorgefallen war.

— „Also ich kann Ihnen versichern, dass das, was da in Ihnen wächst, gutartig ist.", hallte immer noch die lachende Stimme des Arztes in ihrem Kopf, „Jedenfalls aus medizinischer Sicht!"

Dann auf dem Sofa — ihre nackten Körper Leinwände für die Leuchtpinsel der Lichtreklamen — fühlte sie sich von einem tiefen Glück erfüllt, eines, das ihr versprach, nie enden zu wollen. Eine unerschütterliche Geborgenheit unter dem Schutz seines Körpers, und es war, als öffnete der Hautkontakt eine Quelle nie versiegender Energie. Ihre Gedanken lebten im sinnenreichen Jetzt, in völliger Ignoranz von Gestern und ohne jede Furcht vor der Zukunft. Keine Ahnung von den Zweifeln und Ängsten, die sie schon ein paar Tage später befallen würden, dann, wenn ihr dieses Feuerwerk der Sinne nur noch wie ein Traum erscheinen würde. Verschmolzen mit ihm auf dem Sofa, unzertrennlich, für immer vereint, aber schon am nächsten Tag sah sie ihn nur ein paar Minuten und tags darauf fuhr er zu einem mehrtägigen Seminar seiner Partei, „Die Zukunft sichern: jetzt!"

Eine gemeinsame Zukunft mit ihm war ihr Traum, und doch nagten die Zweifel. Die Politik war ihr Rivale. Allzu häufig hörte sie: geht jetzt nicht, konnte nicht anrufen, melde mich heute Abend wieder, wurde doch später als ich dachte, tut mir Leid, morgen bestimmt und dann doch nicht. Stand sie nicht seinem Ehrgeiz, seiner Karriere im Weg?

Der Hausmeister, der auf der Treppe stehen geblieben war, schaute ihr grübelnd nach, wie sie im Sekretariat verschwindet. Natürlich hatte er mitbekommen, wie aufgeregt sie war.

— „Weißt du eigentlich, was das bedeutet?", fragt Gabriel, der immer noch

geschockt ist.

Ja, sie weiß es. Wie sollte sie mit einem Baby ihr Musikstudium weiterführen? Was würde aus ihrer Solokarriere? Aber vielleicht könnte ja auch ihre Mutter …

— „Ich kann mir schon vorstellen, was die Zeitungen daraus machen …"

— „Aber andere Politiker werden doch auch Väter …"

— „Sie sind verheiratet, und ihre Frauen sind keine Schulkinder …"

— „Studentin …", wehrt sie sich, aber schweigt, als er das summende Telefon abhebt.

— „Sagen Sie ihm, dass er sich noch fünf Minuten gedulden soll!" und dann sagt er in einem geschäftsmäßigen Lächeln „Tut mir leid, es geht hier wieder hektisch zu!"

Sie spürt, wie sich das Wasser in ihren Augen sammelt. Das Verlangen einfach wegzurennen, nicht das Ende der ihr bewilligten fünf Minuten abzuwarten, schwillt in ihr.

— „Also zuerst müssen wir wohl so schnell es geht heiraten …", sagt er nun in ruhiger Stimme, so als wäre Anne seine Sekretärin und es ginge um die Agenda der nächsten Sitzung des Stadtrates.

Während nun ungehemmt Tränen über ihre Wangen kullern, sagt sie:

— „Was heißt hier müssen, ich könnte auch nach Holland fahren …"

Sie kann nicht mehr weiterreden, denn sie weiß, dass sie es nicht könnte, dass sie es nicht wollte. Sie hatte davon geträumt, ihn einmal zu heiraten, aber doch nicht so.

Eine aufmerksame Beobachterin, nicht eine mit Tränenschleier vor den Augen, hätte in seinen Augen und seiner Gestik seine Gedanken klar wie in einem Buch lesen können. Zuerst der kurze Hoffnungschimmer, als er Holland hörte, dann der kurze Kampf, das Abwägen der Implikationen zwischen der scheinbar so bequemen holländischen Variante und einem öffentlichen Eingeständnis des Geschehenen.

— „Nein, das würde alles nur noch schlimmer machen! Wir müssen heiraten!"

Sie rannte weinend aus seinem Büro.

* * * * *

Als einfacher Schüler der Mathématiques préparatoires bereitete sich Galois ganz alleine auf die Aufnahmeprüfung zur École Polytechnique vor. Galois wollte unbedingt auf diese Schule, denn dort war man sowohl der reinen Forschung als auch der Ingenieurwissenschaft verpflichtet und notwendigerweise stand die Mathematik im Zentrum des Interesses. Knapp zehn Jahre vorher hatte die École Polytechnique ihr Statut in einem wesentlichen Punkt geändert: Von nun an war sie nicht mehr militärisch und die Schüler trugen nun zivile Uniformen.

Im Juni 1828 erschien er dort zur Prüfung, obwohl er nicht, wie es üblich und empfohlen war, einen weiteren einjährigen Spezialkurs in Mathematik belegt hatte. Galois fiel durch die Prüfung. Was uns heute als Konsequenz aus seiner mangelnden Vorbereitung erscheint, war für ihn eine der Ungerechtigkeiten, real oder eingebildet, die sein Leben vergifteten.

* * * * *

Sicherlich wirkte auch die Distanz gegeben durch das Telefon enthemmend, aber es war weit entfernt von dieser krassen Anonymität des Cybersex in den Chatrooms. Dort, wo sich Leute einfach so mal unter einem anderen Namen anmelden, nach einem Hallo oder Hi, nach ein paar belanglosen Angaben zur Person, sofort auf ihre verborgenen Wünsche und Neigungen zu sprechen kommen. Dabei können sie noch nicht einmal sicher sein, ob da nicht statt der jungen Frau, ein kleines Mädchen oder eine Greisin am anderen Ende des digitalen Ozeans sitzt. Sie wissen noch nicht einmal, ob das angegebene Geschlecht stimmt, ja noch nicht einmal, ob es sich nur um ein einzelnes Wesen handelt. Würden sie über ihr erstes Mal so freizügig chatten, wenn sie den Kegelclub vor dem anderen Computer sähen, oder würde ein anderer seine sadistisch-masochistischen Fantasien wirklich verbal ausleben, wenn er das Gelächter einer entsetzten Schulklasse hörte anstatt der Vorstellung des erregten Grunzen einer Gleichgesinnten?

Auch wenn sie Constantin nie gesehen hatte, auch wenn sie kein Foto von ihm hatte, obwohl hunderte von Kilometern zwischen ihnen lagen, waren sie sich näher gekommen. Seine Stimme war ihr geläufig, vertrauter als andere Stimmen, denn auf sie konzentrierte sie sich bei ihren Gesprächen, eine Blinde ohne Tastsinn. Er war nicht mehr der Unbekannte, den man in den Chatrooms nach Belieben An- und Abschalten konnte. Sie fühlte sich ihm näher, als sie es Leo je gewesen war. Aber dennoch bewahrte das Telefon einige der Freiheiten des Chatrooms. Würden sie sich stattdessen in einem Restaurant gegenüber sitzen, wäre sie gehemmt, würde erröten, bei Dingen die sie am Telefon nahezu ohne Probleme äußern konnte. Vor allem der fehlende Blickkontakt machte vieles leichter.

— „Weißt du, das sind die Augen! Sie sind Fenster, durch die man ins Innerste eines Menschen blickt. . . . Sie sind das Lebendigste an einem Menschen. Wenn es den Wissenschaftlern mal gelingen sollte, einen Menschen irgendwie zu machen, dann werden sie wohl an den Augen scheitern. An diesen funkelnden lebenden Edelsteinen werden sie versagen.", sagte Stella zu Constantin und fuhr dann in ihrem hohen Lied auf die menschlichen Sehorgane fort: „Sie sind Leuchtfeuer!"

— „und Leuchtürme zeigen den Schiffern den Weg in den sicheren Hafen . . .”

— „Oder warnen vor Untiefen oder Felsen, die sich unter ihnen befinden!”

— „Wie meinst du das?”

— „Bei Leo, du weißt, mein Ex, da war das so. Leo, das sind Klippen im Meer der Beziehungen. Leo, das ist eine gefährliche Strömung, und ich war so dumm und habe mich reinbegeben. Und alles begann damit, dass ich ihm zu tief in die Augen geschaut hatte. Sie können auch lügen, weißt du. Leo ist überhaupt mein Antityp, ich kann überhaupt nicht verstehen, was ich an ihm gefunden hatte. So dieser amerikanische Super-Cop, der seine strahlend weißen Beißer in sonnengebräuntem stoppeligem Face bleckt: ‚Hey Baby schau mir in die Augen!’ ” Einer von diesen Typen, die sich für unwiderstehlich halten, und wenn ihnen im Film mal eine Frau trotzt, dann nur als retardierendes Moment, weil der Regisseur die Spannung erhöhen wollte.”

— „Schau mir in die Augen, Kleines!”, sagte Constantin mit verstellter Stimme.

— „Ja genau, mit deiner Stimme könntest du auch so einen obercoolen Macho abgeben, Leo könnte neidisch werden. Du hast wenigstens die richtige Tiefe. Bei Leo klingt das so wie ein Bär der zu viel Kreide geschluckt hat. . . . Aber sonst bist du Gott sei Dank ganz anders. Leo strotzt vor Selbstbewusstsein, aber so ein krankhaftes, überhebliches. Der glotzt einem anderen beliebig lange in die Augen, ohne mit der Wimper zu zucken, also im wahrsten Sinne des Wortes.”

— „Ein scharfer Blick in die Augen, das ist ja für viele . . . vor allem bei Männern . . . sowas wie eine Herausforderung. Sie fühlen sich bedroht.”

— „Oder sie verlieben sich . . . ”, sagte Stella lachend, „Hast du schon mal gesehen, wenn sich deine eigenen in den Augen und den Pupillen eines anderen spiegeln? Das ist ein Feuerwerk der Farben und es ist, als stünden dort all deine Wünsche und Sehnsüchte, dann . . . dann kann ich nichts mehr sagen, brauche es auch nicht mehr!”

— „Schade, dass ich jetzt deine Augen nicht sehen kann!”

— „Ist vielleicht gut so.”

— „Warum?”

— „ Wer weiß, was passieren würde.”

— „Was denn?”

— „Steht nicht ganz am Anfang der Bibel: ‚Und Adam erkannte sein Weib Eva, und sie ward schwanger und gebar den Kain’ . . . da hatte er ihr wohl zu tief in die Augen geschaut. Und dann geht es gleich so weiter ‚Und Kain erkannte sein Weib; die ward schwanger und gebar den’ . . . ”, Stella suchte kurz nach dem Namen, fährt dann aber fort „wie auch immer der heißen mag. Jedenfalls gibt es dort eindeutig eine Connection zwischen sehen, erkennen und Erotik!”, sagte sie lachend, in das auch Constantin einstimmte.

— „Ja, aber ich weiß nicht, ob die nun von den Augen oder von anderen Regionen ihrer Frauen mehr begeistert waren. Bei den Männern ist das . . . "

— „Da könntest du recht haben. . . . Aber was diese Sache mit dem Erkennen betrifft, sind wir ja sicher!", unterbrach sie ihn.

— „Höre ich da ein wenig Bedauern in deiner Stimme?"

— „Bedauern? Weil ich übers Telefon nicht schwanger werden kann?"

— „Ich dachte eher an das, was in diesen Zustand führt . . . "

— „Aber ich kann dich doch gar nicht begeistern, wenn die Männer nur so auf Äußerlichkeiten stehen, und du mich nicht sehen kannst!"

— „Ich bin begeistert von dir, und außerdem gehöre ich nicht zu den Männern, die auf Busenwunder abfahren!"

— „Also Busen ist dir egal?"

— „So kann man das nicht sagen. Eine schöne Brust gefällt mir natürlich auch, aber sie muss nicht so sein, wie bei diesen Frauen, von denen du das Gefühl hast, dass sie nicht mehr aufrecht stehen können, ohne vorne Übergewicht zu bekommen"

— „Und was, wenn ich genau so einen Busen habe?"

— „Ähm . . . Hast du aber nicht? . . .

— „Wer weiß . . . "

— „Ist auch nicht schlimm. Ich sagte ja nur, dass ich so einen Busen nicht, wie andere Männer brauche, um eine Frau attraktiv zu finden."

— „Keine Angst, ich habe kein solches Dolly-Buster- Gebirge. Aber mein Busen ist dennoch so, dass die Kollegen vor allem im Sommer, wenn ich meist enge T-Shirts trage, in Besprechungen Stielaugen kriegen. . . . Irgendwie ist es komisch, am Telefon fällt es mir viel leichter, über solche Dinge zu reden!"

Stella war es gewesen, ohne es sich einzugestehen, die den weiteren Verlauf der Unterhaltung lenkte. Wenn er sie drängte ihm Dinge anzuvertrauen über die sie noch nie mit einem anderen Menschen gesprochen hatte, dann tat er es, weil sie ihn vorher geködert hatte, weil sie ihn mit den geeigneten Stichwörtern lockte. Sie brachte die Unterhaltung wieder auf die Äußerlichkeiten, darauf, dass er sie nicht ‚erkennen' könne. Schließlich wollte er wissen, was sie an einem Mann attraktiv fände. Natürlich sagte sie, dass es um den Gesamteindruck ginge und nicht auf Äußerlichkeiten ankomme, aber in ihrer Rede war die Negierung mit dem Wörtchen ‚unbedingt' relativiert, und sie hatte, damit er den Köder auch wirklich griffe, ihr ‚nicht unbedingt' deutlich betont gehabt.

— „Nicht unbedingt? Das heißt, es gibt doch . . . Regionen, die dich . . . interessieren?"

— „Aber nicht die Region, die Männer am faszinierendsten an sich finden . . . ", sagte sie lachend, „also ich finde da eher . . . "

— „Eher was?"

— „Der Po, so ein richtig knackiger Männerpo kann mich schon anmachen. Weißt du, so einer, der am Ende von muskulösen Oberschenkeln thront. Straff

und fest. Aber der muss nicht unbedingt nackt sein. Kann auch in einer Jeans stecken oder so."

— „Und das macht dich dann . . . ähm . . . ich meine . . . "

— „Geil meinst du?"

Plötzlich war sie so direkt, wie es sonst immer Betty war, wie es sie schon häufig an Betty geschockt hatte. Seine Verlegenheit, seine Unsicherheit hatten es heraufbeschworen. Vielleicht provozierte sie selbst ja auch bei Betty immer dieses Verhalten.

— „Ja, tut es das?"

— „Manchmal, ja!"

— „und äh . . . wann äh . . . also ich meine wo . . . "

— „Also so viele richtig coole Männerhintern laufen gar nicht herum."

— „Und wenn du so einen siehst?"

— „Also ich pfeife dem Typen nicht hinterher, oder laufe ihm mit hechelnder Zunge und Stielaugen nach, falls du das meinst!"

— „Ich meinte nur . . . "

— „Also was ich meine: Ich raste nicht aus. Ein kurzer Peep, nicht so auffällig, wie bei den meisten Typen, und dann denke ich ‚cooler Po' und dann geht's shoppen oder sonstwohin und der Knackarsch ist schon wieder vergessen!"

— „Aber du sagtest doch, dass dich so ein Hintern auch anmachen könnte?"

— „Manchmal ist es so, dass ich so ein Prachtstück dann mal in die Hände nehmen wollte, aber das ist dann normalerweise auch nur eine flüchtige Sache."

— „Normalerweise? Das heißt es lief auch schon mal anders? Ich meine, gab es schon mal eine Situation, in der das . . . wie soll ich sagen . . . zu irgendwelchen erotischen . . . ähm ", schraubten sich Constantins Worte über die Telefonleitung.

Aber er musste nicht lange nachfragen, bis sie den jungen Mann mit dem wilden ungestümen Haar wieder aus ihrer Erinnerung erstehen ließ. Haare, die im Widerstreit wegen der Farbe zu liegen schienen. Hellblonde Büschel neben braunen, und insgesamt erzeugten sie einen marmorierten Eindruck auf den Betrachter.

* * * * *

Im Jahre 1794 wurde ein Mathematikbuch veröffentlicht, welches die Mathematik und vor allem das Leben Evaristes nachhaltig veränderte. Ein Buch, das im Laufe des 19. Jahrhunderts in Übersetzungen in ganz Europa zu einem Standardwerk wurde: „Eléments de géometrie" von Adrien-Marie Legendre .

Jean-Hippolyte Véron, genannt Vernier, der seit Oktober 1826 „Mathématiques préparatoires" in der Seconde unterrrichtete, hatte Legendres Buch anstelle des vorher üblichen Buches von Lacroix für den Unterricht gewählt.

In dieser Klasse offenbarten sich unvermittelt Galois außerordentliche Fähigkeiten. Kaum habe Evariste das Buch von Legendre in Händen gehalten, so Galois ehemaliger Klassenkamerad Ludovic Lalanne zu Dupuy, habe er es von einem Ende zum anderen gelesen, so wie es andere mit einem Roman machten. Und als er es beendet habe, habe er die lange Folge von Theoremen so vollständig und deutlich im Kopf gehabt, wie andere kaum nach zwei Jahren Studium.

„Mit einem Flügelschlag am Anfang verließ sein Geist die Niederungen, um sich geschwind zu den Gipfeln zu erheben."

* * * * *

Die Gelegenheit mit Dr. Wolff zu sprechen ergab sich schneller, als es Constantin geplant hatte. Constantin saß im Lesesaal der Bibliothek und war so vertieft in sein Buch, dass er gar nicht bemerkte, wie sich dieser zu ihm setzte.

— „Hallo Constantin!", sagte er und zeigte dann zufrieden lachend auf die drei Algebra-Bände die vor Constantin lagen „Du hast sie gleich gefunden? …Habe ich im Prinzip extra für dich anschaffen lassen! Außer dir und mir interessiert sich hier wohl keiner für diese Bücher!"

Dann schaute er ihn noch einmal beinahe verschwörerisch an und sagte:

— „Wenn Rex das klar gewesen wäre, hätte er die Bücher sicherlich nicht genehmigt. Immerhin waren die verdammt teuer!"

— „Danke!", sagte Constantin verlegen.

So eine Gelegenheit ihn auf die Note anzusprechen, würde sich so schnell nicht wieder bieten, aber Constantin zögerte, denn es kam ihm wie ein Missbrauch der Situation vor. Hieß es nicht undankbar sein, denn schließlich hatte Dr. Wolff die Bücher, die sich Constantin schon lange gewünscht hatte, gegen den Widerstand des Direktors für die Bibliothek angeschafft.

Nein, die Bücher hätten nicht seine Liebe zur Mathematik entflammt, aber sie hätten das Feuer geschürt, erklärte Constantin Stella. Lange vorher habe er sein Schlüsselerlebnis gehabt. Kein plötzlich lodernder Dornbusch sei es gewesen, sondern ein Unibuch über Algebra, das er in seiner Anfangszeit in Bad Trunningen unter der Bettdecke im Licht einer Taschenlampe gelesen habe.

— „So wie bei Galois?" sagte Stella.

— „Nicht ganz so. Nur die ersten Seiten fielen mir leicht, dann war es mehr ein Schlafmittel oder besser ein Schmerzmittel. Statt Aspirin brauchte ich nur in dem Buch zu lesen, und alle Sorgen, Heimweh und so weiter waren weg. Ich war nur noch müde und schlief tief und fest."

— „Du solltest mir auch mal den Titel geben!", lachte Stella.

— „Mathe als alternative Medizin!", lachte dann auch Constantin, „Was für Johannes seine Träume vom Fliegen und den Vögel waren, war für mich die Mathematik!"

— „Also hast du dieses Buch gar nicht gelesen?"

— „Das ist ja gerade das Verrückte. Obwohl ich immer ziemlich schnell müde wurde, bin ich trotzdem weiter gekommen. Langsam öffneten sich mir die Formalismen, und dann konnte ich plötzlich in den Mathestunden mit meinem Wissen auftrumpfen, was mich dann natürlich wieder angespornt hat weiterzumachen."

— „Also doch wie bei Galois?"

— „Nur dass es bei mir nicht ein paar Tage, sondern Monate dauerte bis ich halbwegs durch war! Übrigens glaube ich auch nicht, dass Galois sein Buch wie einen Abenteuerroman in einer Nacht oder so verschlungen hatte. Eine Legende für Laien, damit sie seine Leistung besser verstehen können."

Ein Mathebuch unter der Bettdecke zu lesen ist für normal begabte Menschen sicherlich ein nahezu hoffnungsloses Unterfangen, denn sehr schnell kommt man an den Punkt, wo man gerne mit Papier und Bleistift eine Berechnung oder einen Beweisschritt nachvollziehen will. Constantin tat das gleiche, was wohl auch Evariste Galois getan hatte, er trainierte sein Hirn, auch die kompliziertesten Überlegungen im Kopf zu erledigen. Was für Evariste Galois Lagrange war, war für Constantin Serge Langs Algebra, wo er auch zum ersten Mal von der Galois Theorie hörte. Aber zuvor musste er sich viele Wochen und Monate durch sein Buch über die Lineare Algebra durchbeißen.

Dr. Wolff war beeindruckt von Constantins Leistungen. Constantin mochte ihn, und er hasste es, wenn sich die anderen über Wölfi, wie sie ihn nur abschätzig nannten, lustig machten. Auch wenn Dr. Wolff nicht gut genug gewesen war in höchsten akademischen Kreisen zu bestehen, so war er doch seiner Ansicht nach zu gut für Bad Trunningen.

— „Wenn du Probleme hast, können wir ja darüber reden!", sagte Dr. Wolff in der Bibliothek.

Er meinte die Bücher, in denen Constantin angeregt blätterte, aber dann schaute Constantin ihn mit großen wässrigen Augen an.

— „Also, das mit der letzten Arbeit kriegen wir im nächsten Jahr wieder hin. Dann kriegst du wieder deine Eins!"

— „Wenn es für mich überhaupt ein nächstes Jahr gibt!"

Wolffs Erstaunen wirkte zu echt, um gespielt zu sein, als Constantin ihm von seinen Problemen in den anderen Fächern berichtete. Er musste der einzige Lehrer, vielleicht die einzige Person in der Schule sein, die davon noch nichts erfahren hatte. Da müsse sich doch sicherlich noch etwas machen lassen, sagte Dr. Wolff beinahe flehend.

— „Also mit einer Eins in Mathe als Ausgleich …", nutzt Constantin sofort seine Chance.

— „Wenn ich dir eine Eins in Mathe gäbe, das wäre doch nicht fair gegenüber all den anderen?"

— „Dass ich für den Beweis des Satzes von Cauchy — den ich ja als einziger

gekonnt habe — nur drei Punkte bekommen habe, war auch im gewissen Sinne nicht fair. Immerhin gab es für diese dämliche Fleißaufgabe acht Punkte. Also wenn ich mir das vorher angeschaut hätte, dann hätte ich damit auch keine Probleme gehabt …"

— „Warum hast du es dir denn nicht angeschaut? Soll ich die anderen für ihren Fleiß bestrafen? Wäre das fair? … Entweder unfair gegen dich oder gegen den Rest der Klasse, da gab es keine Alternative. So funktioniert halt unsere Welt: Nach dem Prinzip des geringst möglichen Schadens."

— „Trotzdem, die anderen hätte es bestimmt nicht gestört, wenn ich für diese Aufgabe extra Punkte bekommen hätte!"

Überlegend nickte Dr. Wolff, schwieg jedoch. Constantin schichtete nervös seine Bücher um, während er sie kurz anschaute, so als suche er nach Sortierkriterien.

Sollte er ihm von Dahn erzählen. Dahn hatte Alexander im Halbjahreszeugnis eine Eins in Chemie gegeben, obwohl dieser im Prinzip in seinen Arbeiten auf zwei stand. Dahn hatte keine Gewissenskonflikte. Er begründete die Eins damit, dass Alexander besonders in Chemie begabt sei, aber für Dr. Wolff, der immer so schrecklich korrekt sein wollte, genügte es nicht, um den Notendurchschnitt zu vergessen.

— „Vielleicht könnte ich ja noch einen Test schreiben …", sagte Dr. Wolff nach einer Weile, „oder wir machen eine mündliche Prüfung. Dann musst du dich aber wirklich gut vorbereiten. Du weißt schon, auch das, was du Pipifax nennst."

Constantin wusste, was er meinte, und er wusste auch, dass er in einer solchen mündlichen Prüfung niemals eine Eins bei Dr. Wolff erhalten würde, denn dazu wäre dieser viel zu korrekt. Für Wolff war das Verständnis ebenso wichtig wie das primitive Rezitieren von Definitionen. Einmal sagte er sogar:

— „Im Prinzip kann es wichtiger sein, den Namen einer Sache zu kennen als zu wissen, wie sie funktioniert! Wie sonst will man sich mit anderen Gelehrten unterhalten."

Wenn irgendwo in einem Satz üblicherweise ein Epsilon verwendet wurde, dann war es für ihn falsch, wenn jemand dort ein Delta verwendete, auch wenn dies keineswegs mathematisch falsch war. Ungeschriebene Gesetze der Nomenklatur seien das.

Dr. Wolff würde den guten Willen haben. Er würde ihn prüfen in der Hoffnung, ihm eine Eins zu geben, aber würde nicht über seinen Schatten springen können, würde kein Auge zudrücken können, wenn Constantin ein paar unbedeutende Dinge nicht wüßte oder falsch darstellen würde.

* * * * *

Nur wenige Tage nach dem unvorhergesehenen Tod seines Vaters, unterzog sich Galois zum zweiten Mal der Aufnahmeprüfung an der École Polytechnique, die zu einer Legende in der Geschichte der Mathematik wurde. Er wusste, dass eine Ablehnung diesmal endgültig für ihn wäre, wenn er wieder durchfiele.

Wie bei allen Legenden scheint es auch hier so zu sein, dass man nur schwer zum wahren Kern vorstoßen kann. Die Probleme beginnen schon mit der Identität der Prüfer. Dupuy ließ sich wohl sehr stark von einer Bemerkung Terquems in den Nouvelles Annales Mathématiques leiten:

> *„Ein Kandidat von überlegener Intelligenz wurde von einem Prüfer von unterlegener Intelligenz zugrundegerichtet. Barbarus hic ego sum quia non intelligor illis!"*

Nach dieser Bemerkung sieht es so aus, als wäre Galois entweder nur von einem Prüfer getestet worden oder einer von beiden hätte ihn nur falsch verstanden. So verwundert es nicht, wenn Dupuy in seiner Arbeit fortfährt: „Wer hatte Galois nicht verstanden? War es Binet oder Lefébure de Fourcy "

In Galois' Vorwort, welches er im Oktober 1831 verfasste, sagt er, dass er immer noch das verrückte Lachen der Herren Prüfer über die Kandidaten zur École Polytechnique zu ertragen habe.

In seinem Kommentar über die Schrift von Dupuy versichert Joseph Bertrand, dass diese Überlieferung falsch sei. Nicht Binet, der Freund von Cauchy, sei der eine Prüfer gewesen, sondern Professor Dinet, der alte Maître von Cauchy, d'Olinde Rodrigues, de Combes, Duhamel und Elie de Beaumont. Dinet habe die verhängnisvolle Frage gestellt: Galois solle die Theorie der arithmetischen Logarithmen schildern. Galois, der es gewohnt war, seine Ideen fast gänzlich im Kopf zu entfalten, hatte die ganze Zeit wohl unsicher mit Kreide und Schwamm vor der Tafel gestanden. Er bemängelte sofort die Frage, machte Professor Dinet darauf aufmerksam, dass es keine a r i t h m e t i s c h e n Logarithmen gäbe. Warum frage er nicht einfach nur nach der Theorie der Logarithmen?

Dann weigerte sich Galois einen Satz über die Eigenschaften der Logarithmen zu beweisen. Er sagte, dass es völlig offensichtlich sei, und dies hat wohl den Ausschlag gegeben, dass er endgültig durchgefallen war.

Nach Bell hatte die Prüfung einen gänzlich anderen Verlauf genommen. Galois' Gewohnheit, fast völlig im Kopf zu arbeiten sei für ihn ein ernster Nachteil vor der Tafel gewesen. Die Kreide und der Schwamm hätten ihn irritiert — bis er eine geeignete Anwendung für eins der beiden Dinge gefunden habe. Ein Prüfer habe sowohl falsch als auch starrsinnig einen mathematischen Sachverhalt erörtert. In einem Anfall von Wut und Verzweiflung habe er den Schwamm in das Gesicht eines seiner Peiniger geschleudert.

* * * * *

Möglicherweise sei es auch der Schreck gewesen, sagte Stella zu Constantin am Telefon. Außergewöhnliche Situationen produzieren ungewöhnliche Gefühle. Vom Schwimmen sei sie zurückgekommen. Mit Schwung und die

nächsten Schritte schon fest geplant habe sie die Wohnungstüre aufgestoßen. Erst schnell auf den Balkon, um Bikini und Handtücher aufzuhängen, dann in die Küche, um einen Joghurt zu holen.

— „Stell' dir vor, du reißt die Türe deiner Wohnung auf und vor dir kniet ein fremder Mann!", sagte Stella zu Constantin, „Und noch dazu ein verdammt attraktiver! Sein ungestüm gelocktes Haar verlieh ihm was Wildes, im Widerstreit mit seinen großen braunen Augen, die eine tiefe Friedfertigkeit ausströmten."

Nur ein paar Sekunden währte der Schreck, dann realisierte sie, was der Mann machte. Der Hausmeister habe ihn hereingelassen, sagte er lächelnd. Wenn sie noch nicht zurück wäre, könne er den Handwerker ja in ihre Wohnung lassen, hatte der Hausmeister tags zuvor vorgeschlagen. Sie wisse ja, wie das sei. Man müsse froh sein, wenn sie endlich kommen!

Sie stand starr am gleichen Fleck. Einerseits, weil sie nicht wusste, wohin sie treten konnte und andererseits lähmte sie noch die ungewohnte Situation. Statt Arbeitskleidung trug er eine Jeanshose, eine, in der sich die Muskulatur seiner Oberschenkel abzeichnete. Auf seinem trotz schmutziger Arbeit noch schneeweißem T-Shirt die Aufschrift „Remate a punta de capote" und ein Torero mit angreifendem Stier. Er musterte ihre Füße und Beine aus seiner tiefen Perspektive. Sie gestand Constantin, dass es ihr merkwürdigerweise in diesem Moment noch nicht einmal unangenehm war. Sie hätte nackt vor ihm stehen können. Sie fürchtete sich lediglich davor, dass er nicht mit dem zufrieden sein könnte, was er sähe.

Ein Mann, wie ein Gott, dachte sie damals und sagte zu Constantin:

— „Aber nicht Amor sondern der Gott der Natur … Wie hieß er noch gleich?"

— „Faunus, aber der hatte meines Wissens nach Hufe und Hörner!", sagte Constantin lachend.

Natürlich hatte sie keine Ahnung, wie ein typischer Fliesenleger aussieht, aber der vor ihr schien kein charakteristisches Exemplar dieser Zunft zu sein. Kleidung, die makellos sauber schien, und für die Arbeit eigentlich zu schade und ungeeignet war. Aber vor allem sein Selbstbewusstsein, das sie wahrzunehmen glaubte, war nicht normal. Er wirkte wie jemand, der das, was er machte, nicht zu machen, brauchte. So, als sei er ein Millionärssohn und mache dies gerade so mal zum Spaß. Wenn er ihr gesagt hätte, dass er eigentlich ein berühmter Schauspieler sei, der dies für ein paar Tage machte, um eine neue Rolle besser zu lernen, hätte sie es passender gefunden. Er war noch in dem Alter, in dem man im Normalfall noch nicht viel im Leben erreicht haben kann, aber er verströmte ein unglaubliches Potenzial.

— „Du siehst einen, und du weißt, der wird es einmal im Leben zu etwas bringen. Und dieser Handwerker war von der Sorte. Für ihn hatte das Leben nur Gewinne zu bieten …"

— „Das gefällt mir …", unterbrach sie Constantin, „das Leben als gigantische Lotterie."

Das war doch auch Spacebeings Botschaft mit Freddy. Karrieren bestehen aus einem Sockel an Können, aber der Löwenanteil besteht aus Glück und, was in gewissem Sinne vielleicht aufs Gleiche hinausläuft, Beziehungen.

— „Dieser wilde Lockenkopf hatte einen Sack voller Gewinne und brauchte sie nur einzulösen.", sagte Stella.

— „Damit hatte er aber noch nicht begonnen. Sonst hätte er ja etwas anderes gemacht.", erwiderte Constantin.

— „Vielleicht gehörte er auch zu denen, die ihr Können nicht realisieren. So wie Galois."

— „Jetzt sind wir aber vom Thema abgekommen. Er kniete vor dir und lechzte nach deinen nackten Beinen … Aber seine Sitzfläche konntest du so nicht bewundern?"

Seinen göttlichen Po, wohlgeformt in seiner Jeans, konnte sie sehen, als sie Joghurt löffelnd aus der Küche kam.

— „Mit dem Rücken zu mir fingerte er im dichten Blätterwerk meiner Birkenfeige herum. Ein ungestümes Gewächs, das kaum noch in meine Wohnung passt. Er brach ein kleines Blatt und drückte zwischen den Fingern weißen Saft aus dem Stiel. … Darauf sagte mein Mann vom Olymp, während er sich zu mir umdrehte und ich näher gekommen war: ‚Latex-Milch! … Steht ganz toll im Saft, … Ihr Ficus Benjamina! … Der Saft, aus dem Autoreifen, Babyschnuller und Luftballons gemacht werden.'"

— „und Kondome!", unterbrach sie Constantin.

— „Hey, ich dachte du wärst nicht so ein Mann, der immer nur an das eine denkt!", sagte sie kichernd.

— „Doch, wusstest du nicht, ich denke immer nur an das eine: die Mathematik, aber seit ein paar Wochen hast du sie von Platz eins verdrängt!"

Nur ein paar Schritte waren sie voneinander entfernt. Nur auf sie zubewegen müsste er sich, dann dürfte er sie umarmen und an sich drücken. Aber sie verharrten wie zwei benachbarte Säulen. Er starrte sie fasziniert an, so als habe er noch nie eine Frau gesehen und Stella fixierte den Stier. Zwei Säulen in wechselseitiger Verblüffung. Ernste, würdevolle Marmor-Gesichter. Um ihren Mund spielte kein Lächeln, über ihren Lippen kein aufreizendes Glitzern und Glänzen, wie es in nahezu jedem Hollywood-Schinken in so einer Situation ablaufen würde.

Für sie hatte er keinen Namen, würde er nie erhalten, aber sie würde ihn immer barfuß vor ihrer riesigen Birkenfeige sehen. Ficus Benjamina mit dem weißen latexhaltigen Milchsaft. Der Baum, der sich später als wahre Ursache für ihre Hausstaub-Milben-Allergie entpuppte und daraufhin ihre Wohnung verlassen musste.

— „Wäre ich eine Künstlerin, dann hätte ich ihn schon längst in Öl gebannt

oder in Stein gemeißelt", sagte Stella zu Constantin, und er unterbrach sie sofort:

— „Aber Stephanie, ich dachte, du seist eine Künstlerin?"

— „Musikerin, . . . aber fass mal so ein Bild in Noten. "

— „Und, wie ging's dann weiter mit deinem Halbgott? Seid ihr euch näher gekommen?"

* * * * *

Stephan kam zu früh, das war mein Problem. Zwei Tage eher als geplant tauchte er unerwartet auf, um seine Frau abzuholen. Sein geplantes eintägiges Treffen mit Professor Sansense konnte wegen dessen plötzlicher Erkrankung nicht stattfinden. Darauf war ich nicht vorbereitet gewesen. Kein Wunder, wenn man in einer solchen Situation eine Kurzschlusshandlung begeht. Die Vorstellung, plötzlich ohne Luna sein zu müssen, durchstach mich wie ein Dolch. Vor allem Freddy, wenn ich den im Griff gehabt hätte, wäre alles anders gekommen. Er hätte damit keine Probleme, höhnte Freddy. Ganz im Gegenteil, wenn Luna endlich weg wäre, könnte er sich wieder mit Joane arrangieren, wenn ich ihm bloß nicht mehr im Weg sei. „Geh' schon, geh' doch mit ihr!", sagte er, und er meinte natürlich ohne ihn.

Die Nacht vor Lunas Abreise hatte ich verdammt lausig geschlafen. Eigentlich hatte ich die ganze Zeit schlecht geschlafen, als sie da war. Wenn Freddy mich nicht mit seinen Vorwürfen und seinem schlechten Gewissen plagte, aufweckte oder nicht mehr einschlafen ließ, war Luna da. Luna im Licht der Morgensonne, inmitten dieser endlosen Wiese. Vor einem Apfelbaum, die schönsten roten Äpfel, die du dir vorstellen kannst. Ne keine Angst, der Traum ist nicht aus der Genesis geborgt. Ein alter Traum, den sie mit Joane, als sie beide noch studierten, ausgetauscht hatte, und ich kannte ihn von Freddy. Vor dem Apfelbaum im goldenen Licht der aufgehenden Sonne auf der anderen Seite des Tales. Ein weiße Wiese, ausgerollt, der Sonne entgegen, für Luna. Sie pustet und schaut wie die kleinen weißen Löwenmänner — so hatte sie sie als Kind getauft — der Sonne entgegentrifften. Ein sanfter Wind umspielt ihr rotes Kleid, hebt ihr Haar. Und dann steht er vor ihr. Der Löwenzahnmann. Eine Pusteblume in der Hand, die er lächelnd in ihre Richtung bläst. Ein zarter Kuss, aber weiter bin ich nie gekommen. Freddy hatte einfach keinen Sinn für Romantik. „Hat dir noch nicht gelangt, was du mir mit Estella angetan hast?". Pharisäer und Heuchler, beschimpfte ich ihn, obwohl ich ja wusste, dass es besser ist, wenn man den Willen seiner Wirtskörper einfach ignoriert, statt mit ihnen zu argumentieren und sich damit mit ihnen auf eine Stufe stellt. „Komm, die Börse in Frankfurt hat gerade aufgemacht! Wenn du eh nicht mehr schlafen kannst . . . "

Aber in der letzten Nacht gab es keine Wiesen, keine Sonne. Wie elektrisch geladen hatte ich im Bett gelegen. Versuchte telepathischen Befehle auszuschicken, rüber in den Gästetrakt, wo Joane und Luna schliefen. Ich stellte mir vor, wie sie meinem Ruf folgte. Auf Zehenspitzen durch ihr Zimmer schleicht, langsam und lautlos in ihrem kurzen Negligee über die Korridore und Treppen gleitet, um dann in mein Schlafzimmer zu huschen. Die Türe hatte ich ja extra einen Spalt weit offen gelassen, gegen Freddys sonstige Gewohnheit. Dann bliebe sie stehen, aber ihr Körper noch in leichten fließenden Bewegungen, tänzerisch, denn ich sollte ja sehen, was mich erwartete. Wie eine Katze, die ihre Muskeln warm hält für den schnellen Sprung. Der transparent, ihren Körper umfließende, weiche Crêpe war verführerischer, als wenn sie ganz nackt gewesen wäre, sag' ich dir. Ein Blick von mir würde sie zu mir holen, aber soweit kam es natürlich nicht. Dank Freddy verließen meine telepathischen Rufe noch nicht mal unser Schlafzimmer, verstummten in seinem ,,Ich habe da eine schnuckelige kleine Aktie gefunden. Noch ganz jungfräulich. Frankfurt öffnet jetzt!"

Das war Freddys Rache für den Tag zuvor. Wallstreet schloss, ohne dass er noch eine Chance zum Anrufen hatte. Ich konnte mich nicht vom Fenster meines Arbeitszimmers lösen. Alles lag im Halbdunkel der heruntergezogenen Jalousie. Mit einer Hand spreizte ich zwei Lamellen, damit ich besser sehen konnte, aber so, dass man es von außen nicht bemerken konnte und meine rechte Hand hielt meinen Larry in der Badehose. Keine drei Meter vor mir kniete Luna auf ihren Zehenspitzen ihre Beine gespreizt. Während sie Sonnenmilch auf Joanes Rücken einmassierte, schaute ich gebannt dem Spiel ihrer Muskeln zu. Die Muskeln, die sich an ihren Oberschenkeln und Waden nach innen wölbten, machte mich verrückt. Weißt du, was ich meine? Habe ich noch nie was drüber gelesen. Gefällt das den irdischen Männern nicht? Immer wieder schloss ich kurz die Augen, und stellte mir vor, wie meine Hände diese Muskeln fühlten, und wie Lunas Hände meinen Körper massierten. Larry war in Windeseile aus meiner Hose hervorgeschnellt. ,,Lass doch endlich meinen Larry in Ruhe! . . . !".

Das Hauptproblem war wohl, dass ich Freddy überdrüssig war. Umgekehrt sowieso, der mochte mich von Anfang an nicht. Ist übrigens meistens so. Was ich allerdings nicht so richtig verstehen kann, denn ich gebe mir immer große Mühe, gut mit meinen Wirtsleuten auszukommen. Nicht wie manche anderen meiner Landsleute, vor allem die Gruppenreisenden. Naja, das ist ein anderes Thema. Kann ich dir ja vielleicht mal ein anderes Mal mehr drüber berichten. Wenn ich sage, ich war Freddy überdrüssig, so hieß das vor allem auch, dass ich sein Leben langweilig fand. Kannst du nicht verstehen? Leben in Saus und Braus in einer Luxusvilla, und ich langweile mich? Da passierte nichts mehr. Immer diese langweiligen Parties. Da halfen auch keine Bands und Feuerwerke. Diese unerträglichen Langweiler als Gäste. Ständig um meine und vor allem auch Joanes Gunst buhlend, um sich so auch das nächste Event zu sichern.

Im Tal war es schon was Besonderes bei Freddy eingeladen zu werden. Viele schafften es nur einmal, warum auch immer. Dann hüten sie die Erinnerung wie einen Heiligenschrein, und geben die Erinnerung ehrfurchtsvoll an Kinder und Kindeskinder weiter. Gespickt mit Anekdoten und Halbwahrheiten: Papa mit Freddy dem Propheten, Opa und Freddy der Tycoon und Mama mit Freddy dem Heiligen. Aber Joane fand die schlimmsten Gäste besonders reizend, während Freddy sich im eigenen Ruhm sonnte. Egal wer da war, Hauptsache sie klatschten und wollten Zugaben. Freddy selbst war sein größter Fan, bewunderte sich und all das, was er — wie er glaubte — aus dem Nichts geschaffen hatte.

Und immer nur Sonne. Kannst du dir eigentlich vorstellen wie das ist, wenn wochenlang nur die Sonne scheint, was allerdings wohl auch für die Gegend untypisch war. Freddys Börsenspiel fand ich schon nach kurzer Zeit entsetzlich langweilig, und am Schluss hasste ich es. Es war immer alles so schrecklich vorhersehbar, aber Freddy fand es trotzdem spannend.

Wegen meinem Überdruss gelang es Freddy sich immer mehr Freiräume zu schaffen, und ich war immer weniger Herr der Lage. Eine ungewohnte Situation für einen Thubaner. Ich war es selbst Schuld, denn ich hatte mich nicht an die Regeln gehalten. Regeln, die man in meinem Touristikklassiker „Sorgenfreie Traumurlaube unter weißen Zwergen und roten Riesen!" unter der Überschrift „Spielregeln im Umgang mit Extrathubanern!" nachlesen kann. Unter drittens steht unmissverständlich, dass man nie länger als drei bis vier Wochen bei einem anderen Wesen bleiben sollte. Eine verdammt lange Zeit, wenn du bedenkst, dass Thubaner ja ungefähr zehnmal so viele Eindrücke in jedem Augenblick aufnehmen als ein Mensch. Nach dieser Zeit besteht die Gefahr, dass ein Thubaner zu viele der Eigenschaften des Wirtswesens annimmt, und im schlimmsten Fall nicht mehr den Absprung schafft. Jetzt kannst du vielleicht auch verstehen, wie aus einem sexlosen thubanischen Lichtwesen, ein Triebmensch wurde. Weg war mein thubanischer Scharfsinn, nur noch ein Spielzeug für meinen Larry.

Kein Wunder, dass ich nicht merkte, dass ich als Freddy bei Luna die allergrößten Chancen hätte. Natürlich hatte Freddy recht gehabt, dass Luna ihn nie als Mann wahrgenommen hatte. Aber als sie kam war ja alles anders. Aus Freddys Augen schimmerte das Licht der Sonne Thuban. Das meine ich jetzt nicht poetisch. Du kannst es an den Augen sehen, ob jemand von einem Thubaner besetzt ist. Dann haben sie einen besonderen Glanz. Außerdem lässt sich ihr Interesse auch aus der menschlichen Psyche erklären. Joane hatte einen Riesenfehler begangen. Sie hatte sich bei Luna ausgeheult. Hatte ihr erzählt gehabt, wie ich mich verändert hätte. Hat ihr meine plötzliche ständige Geilheit in aller Deutlichkeit geschildert. Schonungslos. Das ich in ihrer Anwesenheit Estella mit meinen Augen entkleidet hätte, ja sie gewissermaßen mit meinen Blicken gevögelt hätte und nachher hätte sie selbst dann herhalten müssen.

Natürlich war Luna entsetzt gewesen, aber ihr Bild von Freddy wankte. Freddy, ausgerechnet der. Jedem hätte sie das zugetraut, aber doch Freddy nicht. Freddy sei doch immer so, so, keusch gewesen. Sie sagte keusch, aber meinte „Eine Träne" oder „eine Schlaftablette". Das war schon immer ihre Klassifizierung für Freddy als potentieller Liebhaber gewesen, und Stephan hatte sich immer gefreut wenn sie es sagte.

Luna sollte mich verachten, aber stattdessen pries mich Joane an. Machte mich zum Casanova. Sie machte aus der Schlaftablette einen begehrenswerten Mann. Das Feuer Thubans in meinen Augen ließ keinen Platz für eine Träne. Ich hatte ihre Träume wiederbelebt. Da war er wieder der Löwenzahnmann. Der große Unbekannte, der den alten Freddy weggepustet hatte. Ein Mann besessen von Erotik und nicht Viren wie Stephan ihr Mann, oder besser der weltberühmte Virologe. Und ich sah nichts von alledem, sah mich in einer aussichtslosen Lage, solange ich in Freddy weilte.

Stephan war schon in seinen Chevy gestiegen, hatte schon den Motor gestartet und wartete ungeduldig, dass Luna endlich mit dem nun schon eine Viertelstunde dauernden „Bye"-sagen fertig wäre und einstiege. Dann schüttelte sie mir die Hand, schaute mir in die Augen, und ich wusste, dass ich es nicht ohne sie aushalten würde. „Hau schon ab!", sagte Freddy zu mir.

So, und jetzt kann ich nicht mehr, ich muss dringend in die Falle. Ich kann die Augen kaum mehr aufhalten. Ich denke, so ein wenig Spannung schadet ja auch nichts, dann freust du dich auch mehr darauf, wieder von mir zu hören.

Gute Nacht, dein immer an dich denkender
Spaceman

* * * * *

In seinem ersten Jahr an der École Préparatoire lernte er den kennen, der wohl sein bester und vielleicht einziger gute Freund seines Lebens war: Auguste Chevalier.

Auguste Chevalier war bereits im zweiten und letzten Jahr seines Studiums an der École Préparatoire. Auguste und vor allem sein Bruder Michel, der an der École Polytechnique studierte, hatten einen großen Einfluss auf Evaristes politische Entwicklung. Beide waren glühende Anhänger des Saint-Simonismus. Hinter dieser Weltanschauung, die zu Galois Zeit ihre Blütezeit hatte, verbirgt sich als geistiger Gründer Claude-Henri de Rouvroy, comte de Saint-Simon. Weil schreibt in dem Vorwort eines Buches über Saint-Simon, dass der Begründer dieser Weltanschauung berühmter sei als er bekannt wäre. Seine Anhänger verehrten seinen Namen, aber seine Schriften seien in Vergessenheit geraten. Saint-Simon wurde am 17. Oktober 1760 geboren. Mit dreizehn weigerte er sich zur ersten heiligen Kommunion zu gehen und wurde in Saint-Lazare eingesperrt, wo er jedoch floh. Es gibt auch andere Anekdoten seines unbezähmbaren Charakters. Als ihn ein Hund gebissen hatte, brannte er sich selbst die Wunde mit glühender Kohle aus. Mit fünfzehn ließ

er sich jeden Morgen von seinem Kammerdiener mit folgenden Worten wecken: ,,Stehen Sie auf, Monsieur le comte, sie haben große Dinge zu machen." Mit neunzehn segelte er nach Amerika und kämpfte dort mit den Rebellen. Während der französischen Revolution legte er seinen Titel und seine Standesprivilegien ab und nannte sich Citizen Bonhomme. Nach dem Verlust seines Vermögens gelang es ihm mit Grundstücksspekulationen wieder Geld zu machen, was er jedoch ebenso schnell wieder durch ein verschwenderisches Leben wieder verlor. Am 19. Mai 1825 starb er in Paris in völliger Armut. Seine engsten Anhänger bildeten eine Vereinigung mit dem Ziel seine Lehren weiter zu verbreiten. Besonders an der École Polytechnique konnten sie viele Studenten damit begeistern.

Die Lehre Saint-Simons lässt sich nur schwer beschreiben, zum einen weil vieles nicht schriftlich fixiert ist, und vor allem weil seine Ansichten im Laufe seines Lebens Änderungen erfahren hatten. Er war ein Vertreter des utopischen Sozialismus im Gegensatz zum wissenschaftlichen Sozialismus. Um seine Vorstellungen einer gerechten Gesellschaft zu realisieren, sollte die Macht auf Kaufleute und Gewerbetreibende (les industrielles) übergehen, und der Klerus ebenso wie der Adel sollten ihrer Vormachtstellung enthoben werden. Der König sollte herrschen und die Industriellen regieren. Außerdem schwebten ihm ein Dreikammersystem der Regierung, eine Agrarreform und eine Verwaltungsreform vor. Gegen Ende seines Lebens erweiterte er seine Anschauungen in Richtung eines mystischen diesseitsbezogenen Christentum ohne Dogmen nur geprägt durch einen persönlichen Glauben, was viele Anhänger befremdete oder sogar zur Abkehr von ihm veranlasste.

Leider können wir heute nicht mehr nachvollziehen, wie stark Galois von dieser Weltanschauung beeinflusst worden war.

* * * * *

— ,,Dann woll'n wir mal . . . ", begann Herr Dahn und sagte dann, als er merkte, dass eigentlich nichts aufzuräumen war, außer die Versuchsapparatur ein wenig zur Seite zu schieben ,,Ist schon okay, Alexander! Du kannst alles so stehen lassen! Ich sperre den Raum nachher sowieso ab.", sagte Herr Dahn zu Alexander.

Einige Schüler — Tilo natürlich am lautesten — hatten während der Stunde herumgealbert, dass sie nachts mal vorbeischauen würden, ob die Gärung schon abgeschlossen sei. Er solle ruhig ein paar Liter Glukoselösung mit Hefe ansetzen. Die zehn Milliliter seien zu knapp bemessen für sie, scherzten sie.

Nach der Chemiestunde war Alexander ebenso wie Constantin noch im Raum geblieben, nachdem die anderen Schüler eilends den Raum verlassen hatten. Von Alexander war Dahn-wolln-wir-mal gewohnt, dass er blieb, um ihm zu helfen, die Versuchsapparaturen abzubauen und wegzuräumen, aber Constantins Bleiben überraschte ihn und deshalb beäugte er Constantin interessiert und auch ein wenig misstrauisch.

— ,,Also ihr könnt ruhig gehen . . . ", sagte Dahn zu den beiden Jungen.

Constantin startete unwillkürlich mit einem Schritt zur Seite, denn am liebsten wäre er gegangen. Was er fragen wollte, war ihm unangenehm, und er fürchtete sich vor der Antwort. Constantin hielt jedoch sofort wieder inne, und Alexander war gegen diese Aufforderung eh immun, und außerdem wollte er nicht gerne Constantin alleine mit Herrn Dahn lassen.

— „Ist noch was?", fragte Dahn-wolln-wir-mal.

Alexander ging nun doch zäh in Richtung Ausgang, während er immer wieder seinen Hals verrenkte, um vielleicht doch noch mitzubekommen, was Constantin von Herrn Dahn wollte. Aber solange Alex in Hör- und Sichtweite war, druckste Constantin nur herum.

— „Also dann woll'n wir mal!", sagte Dahn schließlich und steckte seinen roten Kalender in seine schäbige alte Plastikledertasche, nahm das Klassenbuch in die andere Hand und begann Richtung Türe zu gehen.

— „Herr Dahn?", sagte Constantin, nachdem er sich zuvor geräuspert hatte. „Ich hätte da noch eine Frage."

— „Also Colanik, du meinst, du hast eine Frage?", korrigierte er ihn.

— „Ja, und zwar . . . ", dann stoppte er wieder.

— „Also, raus damit, Colanik! Die nächste Stunde beginnt gleich!"

— „Wegen der Note . . . also . . . "

Als er das Schlüsselwort Note hörte, stellte Dahn automatisch wieder seine Tasche auf das Pult und kramte darin und holte prophylaktisch wieder den roten Kalender heraus.

— „. . . also die Note, die setzte sich doch nicht nur aus dem schriftlichen Test, sondern auch . . . "

— „Ganz klar, Mitarbeit, Qualität der Mitarbeit und so weiter fließen bei mir als zusätzliche Note ein!", unterbrach ihn Dahn, während sein Zeigefinger über die Namensliste in seinem roten Kalendarium wanderte „Becker . . . Colanik . . . eine Eins und eine Zwei . . . hmmm . . . "

— „Kann ich damit eine Eins . . . "

— „Auf dem Zeugnis?", fragte Herr Dahn entsetzt, so als habe er ihn etwas ganz und gar anstößiges gefragt.

— „Ich meinte ja nur, weil im Halbjahreszeugnis da . . . "

Herr Dahn schaute wieder kritisch in sein Büchlein.

— „Ja genau . . . ", unterbrach er ihn „im Halbjahreszeugnis hattest du auch eine zwei. Also ist der Fall wohl klar!"

— „Damals stand ich auch zwischen eins und zwei und damals sagten Sie, dass ich dann, wenn ich zum Jahreszeugnis wieder zwischen zwei Noten stehen würde, die bessere kriegen würde . . . "

— „Warum sollte ich so etwas gesagt haben . . . "

— „Aber Sie haben es gesagt. Hier, vor der gesamten Klasse! . . . "

— „Also das bringt jetzt wohl nichts mehr!"

— „Und die Mitarbeit? Sie sagten doch, dass auch die Mitarbeit . . . "

Alexander stand zum Halbjahreszeugnis glatt zwei und Dahn hatte ihm eine Eins gegeben, weil er über ein enormes Einfühlungsvermögen in die Chemie verfüge. Ausgerechnet Alex, der immer nur alles auswendig lernte und wenig verstand. Klar, Alex konnte ihm jeweils auf Punkt und Komma genau wiedergeben, was Dahn in der letzten Stunde von sich gegeben hatte. Alex schrieb alles eifrig mit. Alex zeigte Begeisterung und Erstaunen über die Versuche, wenn Dahn es erwartete, und wenn Dahn mal einen seiner faulen und bekannten Witze zur Auflockerung seines allzu trockenen Unterrichts einschob, dann war es Alex und häufig nur Alex, der schallend lachte.

— „Das meinst du doch jetzt wohl nicht im Ernst? … Außer in den letzten Wochen hast du nicht durch besondere Mitarbeit geglänzt …"

— „Seit dem Halbjahreszeugnis …"

— „In den letzten Wochen! Weil es nun aufs Zeugnis zugeht ist doch klar. Da kann man doch nicht von einem besonderen Interesse für das Fach ausgehen. Dann geht's doch nur um die Note!"

— „In der Schule geht doch alles um Noten!", wehrte sich Constantin. „Um Versetzungen und Noten entscheiden, was und ob man studieren kann …"

— „Ich sehe, dass ich Recht hatte, du hast eine vollkommen falsche Einstellung zum Lernen!"

Constantin bedauerte es, dass er ihn überhaupt gefragt hatte, am liebsten wäre er nun gegangen. Dahn konnte ihn nicht leiden, das war ihm klar. Vor allem nachdem Constantin ihn zu Beginn des Schuljahres bloßgestellt hatte, als er einen schweren Mathefehler begangen hatte. Dies war nun Dahns Rache. Dahn versuchte die Aufenthaltswahrscheinlichkeitswolken von Elektronen zu erläutern und verstrickte sich in mathematische Ungenauigkeiten. Es war nur so aus ihm herausgeplatzt. Constantin sah den Fehler und rief sofort ohne sich zu melden: „Aber das ist doch Blödsinn!" Dahn konnte nicht mehr verbergen, dass er die mathematischen Zusammenhänge nicht richtig verstand. Damals hatte er sogar überlegt, ob er nicht nach der Stunde zu Dahn gehen sollte, um sich zu entschuldigen. Aber er hatte es nicht getan, denn er dachte, dass er damit die Peinlichkeit nur erhöhen würde. Was hätte er denn sagen sollen? Egal, was er gesagt hätte, er hätte ihm lediglich nochmals seine mathematische Inkompetenz vorgehalten. Constantin spürte, dass es zwecklos sei, aber er wagte dennoch einen letzten Versuch.

— „Ich brauche dringend eine Eins für die Versetzung …"

— „Ich bin Chemielehrer und kein Einser-Beschaffer! Mich interessieren keine anderen Fächer und keine Versetzungen. … So, dann wolln wir mal!", während er letzteres sagte, schob er Constantin ungeduldig in Richtung Ausgang.

* * * * *

Während es den Studenten der École Polytechnique erlaubt war, an den Protesten gegen Louis-Philippe teilzunehmen, mussten die Studenten der Ècole Préparatoire nach dem Willen ihres Direktors Guigniault hinter verschlossenen Toren verharren. Guigniault erklärte den versammelten Studenten, dass sie durch ihre Verträge mit dem Staat gewissermaßen schon Beamte seien, und deshalb nicht an den Protesten teilnehmen dürften. In der Nacht vom 28. bis 29. Juli versuchte Evariste mehrmals vergeblich, die Mauer zu überwinden, die ihre Schulgebäude einschloss und ihn von der rue du Cimetière Saint-Benoit und einer Teilnahme an den Protesten trennte.

Dupuy vermutet, dass im Sommer 1830 die entscheidende Wende im Leben Galois' eingetreten sein muss. Allerdings lässt sich nicht mehr genau rekonstruieren, was sich damals ereignet hatte. Während der Sommerferien, die Evariste bei seiner Familie in Bourg-la-Reine verbracht hatte, schwang er vor seiner entsetzten Familie feurige Reden über die Rechte der Masse. Sein Auftreten muss so ungewöhnlich gewesen sein, dass seine Cousine, Frau Bénard, sich noch sechs Jahrzehnte danach lebhaft daran erinnert. Rigatelli schreibt sogar, dass Galois vor seiner Familie bereits von der Notwendigkeit eines neuen Aufstandes gesprochen hatte, da die Juli-Revolutionäre verraten worden wären. Evariste erklärte, dass er sich sogar, wenn nötig, für die republikanische Sache opfern würde.

> *„Wenn ich wüsste, dass ein Körper genügte, um die Massen zu einer Revolte anzustacheln, würde ich meinen opfern."*

* * * * *

Einmal nur hatte sie den Fliesenleger wiedergesehen und zwar in einem griechischen Restaurant, wohin er sie eingeladen hatte. Es war als wäre ein anderer Mann gekommen. Ein ganz gewöhnlicher, einer von Millionen. Alles göttliche suchte sie vergebens. Sie verbrachte einen Abend mit schlechtem Essen und einer grenzenlos langweiligen Unterhaltung. Wie so häufig in der Werbung. Das beworbene Produkt hielt nicht, was es versprach. Obwohl sie es selbst war, die ihn zu einem Faunus in ihrer Wohnung gemacht hatte. Er hatte gar nicht versucht, in besonderem Licht zu erscheinen.

— „Davor hätte ich auch Angst. Ich meine, dass ich dir vielleicht nicht gefallen könnte, wenn wir uns einmal treffen würden!"

— „Du würdest mich aber nicht langweilen. Mit ihm hatte ich mich ja vorher nie unterhalten. Ich wusste ja nicht, was mich erwartete. . . . Immerhin habe ich dir schon Dinge wie keinem Menschen zuvor anvertraut."

— „Unglaublich, dass man sich so nahe sein kann, obwohl wir uns noch nie gesehen haben!", sagte Constantin.

— „WEIL wir uns noch nie gesehen haben!", verbesserte ihn Stella lachend, „Am Telefon bin ich freier, da brauche ich dir nicht in die Augen zu schauen. Da könnte ich Dinge sagen, die mir sonst die Schamesröte ins Gesicht trieben."

— „Du könntest, hast es aber noch nicht! . . . Schade!"

— „Was würdest du denn gerne hören?", fragte ihn Stella mit verführerischer Stimme und Constantin schwieg. „Jetzt hast du doch Angst vor der eigenen Courage."

— „Hmm . . . wie war das eigentlich beim ersten Mal bei dir?"

— „Beim Chatten?", kokettiert sie kichernd.

— „Du weißt, was ich meine!"

— „So? . . . Du hast Hemmungen!"

— „Ich meine, . . . der erste Kuss . . . oder so"

— „Oder so? . . . Nun gut. Frank hieß er, wir hatten gemeinsam ein Geschichtsreferat fabriziert. Auf dem alten harten Holzstuhl vor seinem Schreibtisch hatte ich es nicht mehr ausgehalten und rekelte mich wonnig auf seinem alten gemütlichen Sofa. Wie ein Hund, der nicht weiß, ob er darf und ungeduldig wartet, dass ihn sein Frauchen zu sich ruft, schaute er mich von seinem Stuhl mit glänzenden Augen an. Als ich dann auf den Platz neben mir ermunternd klopfte, kam er, aber nicht ohne nochmals sichernd Richtung Zimmertüre zu wittern. Voller Angst war er, dass seine Mutter vorzeitig nach Hause kommen könnte. Aber am meisten fürchtete er sich wohl, von seinem Vater überrascht zu werden. Ein hoher Ministerialbeamter. Das ganze Haus schien seine Gründlichkeit und Ordentlichkeit auszuströmen. Man hatte Angst, einen Blumentopf zu verschieben, denn der könnte aufschreien wegen der plötzlichen und nicht ministeriell genehmigten Änderung"

— „Jetzt wäre ich gerne an Franks Stelle . . . "

— „Wegen seinem Vater?"

— „Quatsch . . . wegen dem Sofa . . . "

— „Ja, dann würde ich mich ganz eng an dich schmiegen, so wie damals neben Frank. Unsere geschichtlichen Ergüsse hielt ich zwischen uns. Ein Versprecher ließ den Damm brechen. Ich weiß nicht mehr, was es war, aber ich musste so lachen, dass es mir Tränen der Rührung in die Augen trieb. Wie ein begossener Pudel schaute er erst aus, dann blickte er mir in die Augen, und in den seinen konnte man richtig sehen, wie es funkte. Er schloss kurz die Augen und dann waren meine Lippen ihm so nahe, dass er gar nicht mehr anders konnte. Flüchtig aber überaus zärtlich drückte er seine Lippen auf die meinen und ich fühlte ein Feuer in meinem Körper. . . . So war das damals. . . . So habe ich das noch nie jemandem erzählt!"

— „Ganz schön eindringlich. Meine Lippen prickeln, als hättest du sie geküsst! . . . Und dann?"

— „Dann wird's wirklich . . . "

— „Jetzt hast du doch Hemmungen!"

— „Also gut, seine Hände schmiegten sich behutsam um meinen Kopf. Der nächste Kuss dauerte eine Ewigkeit und mein Kopf lag fest in seinen Händen. Dann suchte eine Hand einen Eingang unter meine Bluse und irgendwann gelang es ihm, zwei Knöpfe so zu öffnen, als wäre es zufällig passiert. Seine

Hand streichelte über meinen Bauch, umspielte meinen Nabel, während meine Finger sein lockiges Haar durchwühlten.

— „Es kommt mir vor, als spürte ich deine Hände um meinen Kopf!"

— „Seine Angst in flagranti erwischt zu werden, war nun wie weggeblasen. Ich spürte, wie er langsam nach oben pirschte, aber immer wieder zurückglitt, als habe er Angst, ein Tabu zu brechen. Schließlich fanden seine Fingerspitzen doch meinen Busen. Seine Hand schmiegte sich über eine Brust. Ehrfürchtig, so als handele es sich um ein sakrales Objekt."

— „Ich kann mir so richtig vorstellen, wie sich seine Finger über deine Haut schmiegten …"

— „Schwammen! Seine Hände schwitzten wie ein Geysir. Frank war so aufgeregt, ich konnte sein Herz an den Schläfen schlagen sehen, und seine Hose … Franks Jeans krachte bald aus den Nähten …"

— „Meine auch!"

— „Du bist ja allein, keiner hindert dich …"

— „Ich wäre aber lieber jetzt bei dir …"

— „Und würdest dann deine Hose aufmachen? …"

— „Nein … also ich meine, nur wenn du es wolltest … hat Frank? …"

— „Nein, seinen Freund habe ich aus der Hose befreit. Kam sofort nach oben geschossen. Ich war richtig erschrocken, denn so hatte ich einen … einen Mann noch nie gesehen."

* * * * *

— „Also ich fahre nach Krefeld, aber ich werde keinen Abstecher nach Holland machen!", hatte Doris lächelnd und mit einem vielsagenden Blick gesagt.

Als sie dann wieder über ihre ominöse Freundin redete, war er sich diesmal ziemlich sicher, dass sie sich selbst meinte, denn auch ihre Gestik und Betonungen deuteten darauf hin. Constantin freute sich mit ihr und ahnte nicht, wie folgenschwer diese Entscheidung sein würde.

— „Weißt du, jetzt geht es ihr wirklich gut! Jetzt, wo sie sich zu diesem Entschluss durchgerungen hat. Ihr ist jetzt egal, ob sie nach ihrer Ausbildung angestellt wird oder was mit ihrem Chef passiert. Sie freut sich auf ihr Kind, und sie weiß, es wird irgendwie weitergehen."

— „Aber was hat er dazu gesagt?"

— „Er war entsetzt, sagte, ‚Wieso denn das jetzt? Ich habe dir doch extra diese Weiterbildung nahe der holländischen Grenze besorgt, damit du …' und sie unterbrach ihn, sagte, dass Krefeld und Umgebung auch schön sei. Sie brauche nicht nach Holland. Kreidbleich ist er geworden. Zeigte dann sein wahres Gesicht: ‚Das kannst du doch nicht machen! Nicht mit mir!' Klang schon fast wie eine Drohung. ‚Du ruinierst mich!' ‚Mein Ansehen, meine Karriere!' und sie sagte nur: Das hätte er sich früher überlegen sollen. Er oder sie, sei die Frage."

* * * * *

Anfang Oktober 1830 kehrte Evariste wieder nach Paris an die École Normale, wie die École préparatoire nun wieder hieß, zum Beginn seines zweiten Studienjahres zurück. Sein Freund Auguste hatte seine zweijährige Ausbildung gerade beendet, lehnte jedoch das Lehramt ab, welches er nun laut Vertrag antreten musste. Wie sein Bruder Michel gehörte auch Auguste zum aktiven Kern der Societé des amis du peuple. So war es nicht verwunderlich, dass auch Galois im Herbst 1830 ein Mitglied dieser Vereinigung wurde. Das genaue Datum lässt sich nicht mehr bestimmen. Dupuy war überzeugt, dass Galois sich gleich nach den Sommerferien bei dieser Vereinigung eingeschrieben hatte, während Rigatelli Mitte November als wahrscheinlichen Eintrittstermin sieht. Prinzipiell könnte uns der genaue Zeitpunkt egal sein, aber da die Societé des amis du peuple von Oktober an offiziell verboten war, macht es natürlich schon einen Unterschied, ob er noch zu der Zeit beitrat, als es legal war oder erst später, als es sich bereits um eine illegal arbeitende Geheimorganisation handelte. Allerdings distanzierte sich Evariste auch nach ihrem Verbot nicht von dieser Organisation. Außerdem war es auch ab dem 10. November schwieriger Mitglied zu werden, denn es galt eine neue Aufnahmeregel: ,,Um Mitglied der Gesellschaft zu werden, muss jeder Bürger von zwei Mitgliedern vorgeschlagen werden, die mit ihm das Gesuch unterzeichnen müssen. Dieses Dokument muss dann ans Zentralbüro geschickt werden, wo in geheimer Abstimmung über die Zulassung oder die Ablehnung entschieden werden muss. Zwei schwarze Kugeln genügen für eine Nichtzulassung. . . . ”

Raspail, der noch eine große Rolle in Galois Leben spielen wird, wurde der neue Präsident der Societé des amis du peuple, als sie sich in eine geheime Organisation wandelte. Unter dem Deckmantel der Artillerie der Nationalgarde bildete sich sogar ein starker militärischer Zweig dieser Organisation. Immerhin wurden zwei der vier Batterien von einflussreichen Mitgliedern der Societé des amis du peuple befehligt.

In den letzten Monaten des Jahres 1830 brodelte es in Paris wohl ebenso heftig wie in den fiebrigsten Zeiten der großen Revolution. Oppositionelle wollten sich nicht damit abfinden, dass die noch vor der Julirevolution gewählte Abgeordnetenkammer nicht aufgelöst wurde. Das ständige Tauziehen zwischen fortschrittlich orientierten und reaktionären Ministern schaffte kein Vertrauen bei der Bevölkerung, ebensowenig wie das häufig ungeschickte Lavieren des Königs zwischen den beiden Polen und seine Versuche, den Kopf von de Polignac zu retten.

Die allgemeine politische Lage erzeugte in Galois den gleichen Zorn wie in der gesamten republikanischen Partei, aber vor allem die Zustände an seiner Schule schürten ihn. Nirgends war die Stellenjägerei nach der Revolution heftiger als an den Universitäten. So gelang es dem Philosophen Victor Cousin, Mitglied des ,,königlichen Rates für öffentliche Erziehung” zu werden, eine Institution, für deren Abschaffung er sich im alten Regime unaufhörlich eingesetzt hatte. Cousin wurde für seine Teilnahme an den glorreichen Tagen geehrt, obwohl er durch Abwesenheit geglänzt hatte und am 28. Juli — also während der Julirevolution — zu Blanqui sagte, dass für ihn die Weiße Flagge die Flagge Frankreichs sei, und nicht die Tricolore. Cousin war auch für den Philosophieunterricht an den Lyzeen verantwortlich und außerdem beaufsichtigte er die École Normale in oberster Instanz.

* * * * *

Einfach wieder frische Luft atmen, egal ob im Park oder auf dem Schulhof, darauf hatten wohl die meisten sehnsüchtig gewartet. Stickig und schal war es im Klassenzimmer gewesen, wie immer in Frau Dr. Braitmeyers Stunden. Vor allem, wenn sie eine Doppelstunde hat. Wenn sie nicht da wäre, dann könnten sie die Fenster solange sie wollten offen lassen, aber nicht bei ihr, denn sie vertrage keinen Durchzug. Nach dem Gong verließen alle außer Constantin den Raum. Er solle noch bleiben, hatte sie ihn gebeten. Walburga hatte zunächst gezögert, ob sie auch im Raum warten sollte, aber als Frau Dr. Braitmeyer signalisierte, dass auch sie den Raum verlassen sollte, ging sie, nachdem sie Constantin noch „viel Glück" und dass sie auf dem Treppenabsatz vor dem Haupteingang auf ihn warten würde, zugeflüstert hatte. Walburga lächelte, aber ein erzwungenes, eines, dem man ansah, dass auch sie sich Sorgen machte, was nun passieren könnte.

Er dürfe es nicht abgeben, hatte Walburga ihn gewarnt, denn sonst würden sie ihn vielleicht sogar von der Schule schmeißen. Aber er hatte geglaubt keine andere Wahl zu haben, all die Zeit und Energie, die er in sein Pamphlet hineingesteckt hatte, durften nicht umsonst gewesen sein. Für diesen Text könnten sie ihn nicht von der Schule verweisen, denn er hatte ja alle persönlichen und beleidigenden Attacken herausgenommen. Reine sachliche Kritik, war alles was geblieben war. Ihn dafür zu bestrafen, käme doch einem Eingeständnis gleich, dass seine Behauptungen korrekt seien.

Bevor Walburga den Raum verließ, hatte sie ihm noch einmal zugezwinkert und ihm einen gedrückten Daumen gezeigt. Frau Dr. Braitmeyer war es allerdings auch nicht entgangen, und sie hatte sogar kurz gelächelt. Constantin wartete aufgeregt vor dem Pult, was Dr. Braitmeyer ihm zu sagen hatte.

Obwohl er sich vorher immer so sicher gewesen war, dass er sein Pamphlet abgeben müsste, plagten ihn unverzüglich Zweifel, nachdem er den Umschlag in ihr Eingangsfach vor dem Lehrerzimmer geworfen hatte. Keine echten Bedenken waren es gewesen, vielmehr das Erschrecken vor dem nun unumstößlichen Lauf der Dinge. Damit war die Sache seiner Entscheidungsgewalt entglitten, und der Lauf der Dinge war irreversibel. Vielleicht hätte er sogar versucht den Umschlag wieder rauszufischen, wenn da nicht gerade der Hausmeister um die Ecke gekommen wäre. Der hätte ihn sicherlich sofort gefragt, was er dort aus dem Fach genommen hätte. Herr Kurz starrte sofort misstrauisch und missmutig in seine Richtung, und seine dichten schwarzen Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammengewachsen waren, hatte er zusammengerunzelt. Was er vor dem Lehrerzimmer treibe, fragte Herr Kurz barsch und schaute ihn aus den schmalen Schlitzen seiner zusammengekniffenen Au-

gen an. Eigentlich war der Hausmeister immer argwöhnisch, witterte immer Streiche, Hinterlist und Tücke. Wenn Schüler Wände verschmierten, Toiletten beschmutzten, Türen aushingen oder Reifen in Lehrerautos platt machten, fühlte er sich schuldig. Wenn Direktor Rex ihn dann, in den meist folgenden Krisensitzungen fragte, was man seiner Meinung nach tun könnte, um solche Vorfälle in Zukunft zu verhindern, dann schaute er betroffen aus, stotterte, und man könnte glauben, dass er es gewesen war, der das Ventil geöffnet habe, oder dass er die Graffiti an die Wand gesprüht habe.

Wenn Herr Kurz beobachtet hätte, wie Constantin seinen großen dunkelbraunen Umschlag mit der Aufschrift „Für Frau Dr. Braitmeyer" und ohne Absender aus dem Fach genommen hätte, wäre für Herrn Kurz sofort alles klar gewesen. Endlich hätte er einen Unhold auf frischer Tat erwischt. Da hätte es nichts geholfen, wenn Constantin ihm beteuert hätte, dass es sein eigener Brief an Frau Dr. Braitmeyer sei. Herr Kurz, der sich schon lange danach sehnte einen Dieb auf frischer Tat zu ertappen, hätte ihn unverzüglich zu Rex gezerrt. Allzu oft waren in letzter Zeit Dokumente verschwunden sind, sogar aus dem Lehrerzimmer. Vor ein paar Wochen war sogar ein Klassenbuch verschwunden, und alle Versuche den Täter ausfindig zu machen waren erfolglos geblieben.

Bestimmt hatte Frau Dr. Braitmeyer an diesem Morgen, wie gewöhnlich, als erstes bevor sie ins Lehrerzimmer ging, ihr Fach geleert, so wie es die meisten Lehrerinnen und Lehrer taten, um dann bei einer Tasse Kaffee den Eingang zu sichten. Möglicherweise hatte sie den Umschlag gar nicht geöffnet, vielleicht wurde sie von Gesprächen abgelenkt, dachte Constantin vor dem Pult, während die letzten den Klassenraum verließen. Sie konnte ihn nicht geöffnet haben, denn sie lächelte sogar. Aber konnte er sich auf ein Lächeln von ihr verlassen, wo er doch aus Erfahrung wusste, wie falsch und irreführend es sein konnte, und wie schnell ihre Stimmung umschlagen konnte.

Er war froh, dass er den Stil seines Pamphlets geändert hatte, mehrmals modifiziert hatte. Als er anfing, wimmelte es nur so von plakativen persönlichen Anschuldigungen gegen sie, die er nach und nach gegen ausgewogenere Formulierungen ersetzte.

> *„…Ihre Noten sind doch Zufallsprodukte, rein nach Gutdünken vergeben. Je nachdem, ob ihnen eine Nase gefällt oder nicht!"*

Solche Sätze hatte er nicht stehen lassen wollen, denn er wusste, dass es so in dieser Form nicht stimmte. Natürlich hatte sie auch sachliche Kriterien, aber er glaubte, dass ihre Beurteilungen subjektiv beeinflusst sind. Also bastelte an seinen Formulierungen herum, bis sie schließlich folgende Gestalt erreicht hatte, die dann auch Bestandteil seines Endproduktes war:

> *Gerade im Fach Deutsch, — wenn es sich nicht gerade um ein Diktat handelt — sind objektive Beurteilungskriterien häufig nur sehr*

schwer nachvollziehbar und allzu häufig auch nicht gegeben. Ist es daher verwunderlich, wenn von Schülerseite mangelnde Objektivität oder gar krasse Subjektivität vermutet wird

Damit kam er sich vor wie ein Politiker, also auch wie sein Vater. Er konnte sogar hören, wie dieser den Text bei irgendeinem Vortrag vorlas. Aber auch wenn er in den Formulierungen die Schule seines Vaters spürte, so gab es doch wesentliche Unterschiede. Sein Vater, wie alle Politiker praktiziert ja Schwarzweiß-Malerei. Die meisten Politiker korrigierte er sich in Gedanken, denn wenn er „alle" sagte, beging er ja selbst eine solche grobe unzulässige Verallgemeinerung. Heroisch und edel wollen Politiker erscheinen und vor allem soll niemand kritisieren, was man selbst und die eigene Partei macht. Der politische Gegner das krasse Gegenteil. Eine Katastrophe für Land, Wirtschaft und Kultur alles das, was die Andersdenkenden tun. Das waren genau die plumpen Verallgemeinerungen, die er zu vermeiden gesucht hatte. Bei seinem Vater würde doch so ein Text, wie Constantin ihn geschrieben hatte, völlig entschärft klingen. Bloß nicht mit der Lehrerschaft verscherzen, keine Sympathien bei den Eltern verlieren und schon auf Schüler, die Wähler und Wählerinnen von morgen schielend.

Frau Doktor Braitmeyer mochte seinen Vater nicht, oder besser, sie verachtete den Politiker Colanik, seine Ideen und vor allem seine Partei. Einmal hatte sie dies ja unmissverständlich nach der Rückgabe eines Deutschaufsatzes zu verstehen gegeben. Zuerst hatte sie Constantin vor der Klasse gelobt, hatte gesagt, dass es ihm glänzend gelungen sei, dieses Thema zu bearbeiten. Sogar vorgelesen hatte sie aus seinem Aufsatz. Ein Aufsatz, der eigentlich eine Eins sein müsste, aber sie hatte ihm eine Drei gegeben. Eine didaktische Drei, wie sie es nannte. Für sie gehöre auch die äußere Form zu einem gelungen Aufsatz dazu, und vor allen Dingen dürfe er nicht von Rechtschreibfehlern strotzen. Die Klasse grölte vor Lachen, als sie dann sagte:

— „Kommas setzt du nur, wenn du gerade mal Lust hast. Ich weiß, wenn es nach dem Willen von deinem Vater und seinen Gesinnungsgenossen ginge, dann wäre eine verbindliche Rechtschreibung und die Zeichensetzung eh schon abgeschafft!"

Später bedauerte er es, dass er es sofort seinem Vater weitergegeben hatte. Der hatte sich fürchterlich aufgeregt, vor allem über die Formulierung „Gesinnungsgenossen". Dieser dummen konservativen Kuh werde er es zeigen, hatte er am Telefon zu Constantin gesagt. Das tat er dann auch, indem er sofort den Direktor anrief, dort sogar mit seinem Freund dem Kultusminister drohte. Als seine Noten absackten, war für seinen Vater klar, dass dies die Rache der gedemütigten Frau Dr. Braitmeyer sei. Sie demonstriere ihm, wie sie seinen Sohn durch übertriebene Korrektheit schikanieren und bloßstellen konnte. Man müsste einen Zweitkorrektor einschalten, sagte sein Vater immer wieder,

aber tat es nie. Er fürchtete sich vor den Konsequenzen, was wenn die Noten bestätigt würden, was wenn der ganze Streit an die Öffentlichkeit käme. Er konnte sich die Schlagzeilen schon vorstellen: „Gabriel Colanik nutzt seine Position um den schulischen Erfolg seines Sohnes zu sichern!"

> *Auch wenn es gewisse Kreise gibt, die unsere Erfolge in der Schulpolitik zerreden wollen, die so tun als hätten unsere Maßnahmen zur Objektivierung der Notengebung nicht gegriffen, so ist das positive Ergebnis dennoch in seinen Folgen und seinen Wirkungen nicht zu übersehen.*

So würde es wohl klingen, wenn eine von seinem Vater und seiner Partei durchgeführte Schulreform als gescheitert anzusehen wäre.

Bei seinem eigenen Text war dies aber anders, dachte Constantin. Dort war, obwohl er die direkten Anschuldigungen entfernt hatte, was er meinte. Frau Dr. Braitmeyer würde wissen, dass er ihre Notengebung meinte, und ihr würde klar sein, dass er ihre Noten in seinem Fall nicht für fair hielt. Klar, da waren zum Beispiel Sonja und Winnie, denen könnte er auch nichts anderes als eine fünf oder sechs für ihre Aufsätze geben, das war objektiv nachvollziehbar, aber zwischen denen und ihm war ein Riesenunterschied und trotzdem bestand nun auch für ihn die Gefahr, dass er wie die eine fünf auf dem Zeugnis erhalten würde.

Dann bemühte er sich einerseits dort, wo Verallgemeinerungen unzulässig waren auf sie zu verzichten und dort, wo sie angebracht waren sie anzubringen. Zuerst hatte er das Gefühl, dass er dadurch seinem Text die Schärfe nahm. Manchmal kam er sich vor, wie ein Politiker, also wie sein Vater, wenn er solange an Formulierungen gefeilt hatte, bis sie wohl keiner mehr ablehnen konnte. Aber er glaubte in seinem Pamphlet auch deutliche Unterschiede zum Stil seines Vaters zu sehen: Er versuchte, die Sachverhalte auf einen statistisch relevanten Wert zu bringen. Politiker relativieren, wo es politisch opportun ist, spielen Probleme herunter für die sie die Verantwortung tragen, schaukeln die des Gegners auf.

Während Frau Dr. Braitmeyer in ihrer Tasche wühlte, balancierte Constantin unruhig von einem Bein auf das andere vor dem Pult. Seine Hände steckten tief in seinen Taschen, wo er Büroklammer, Radiergummi und ein Taschentuch fühlte.

— „Da hast du dir ja einmal richtig Mühe gegeben!", sagte sie, während sie seinen Umschlag aus der Tasche zog.

Von Constantin kommt keine richtige Antwort, aber eine Fülle von gemurmelten Interjektionen und ein stetiges Kopfnicken bejahen ihre größtenteils rhetorisch gemeinte Frage. Seine zusammengerunzelten Augenbrauen und die verkniffenen Augen zeigen, dass er ängstlich und skeptisch ist.

— „Hättest du dir nur mit den Aufsätzen früher so viel Mühe gegeben, dann sähe es jetzt wohl besser für dich aus!", fuhr sie fort.

— „Sie . . . Sie . . . äh haben es . . . gelesen?", fragte Constantin kleinlaut.

— „Nur reingelesen! So schnell bin ich auch wieder nicht. Ich habe es doch erst heute Morgen bekommen!"

* * * * *

Galois schien in ständigem Konflikt mit Guigniault gestanden zu haben und verärgerte ihn kontinuierlich mit seinen Vorschlägen: So forderte Galois, dass militärische Uniformen eingeführt werden sollten, so wie sie an der École Polytechnique getragen wurden. Außerdem sollten die Studenten Waffen tragen dürfen, um sich militärisch auszubilden. Allem Anschein nach distanzierten sich die meisten Studenten von Galois und seinen radikalen Ideen.

Der Streit zwischen Guigniault und Galois kulminierte in einem verbalen Schlagabtausch in der Gazette des Écoles und der Zeitschrift „Le Lycée", welche Ansichten wie Guigniault und Cousin vertrat. Am 2. Dezember erschien im Lycée ein Brief von Guigniault, in dem er Guillard angriff. In der Gazette des Écoles gab es daraufhin am 5. Dezember eine ausführliche Replik, in der die Zeitschrift Guigniaults Führungsstil und seine Karriere kritisierte. So habe er die Krankheit seines Vorgängers Gibbon geschickt genutzt, um seinen Platz einzunehmen. Der Artikel schließt mit der Bemerkung: „Wir könnten unsere Replik nicht besser vollenden, als ihr den Brief anzuhängen, den wir gerade erhalten haben."

* * * * *

Wenn Constantin ihr von Bad Trunningen erzählte, kam es ihr nicht so vor, als lägen die Ereignisse Jahre zurück. Wie viele Jahre genau, wusste Stella nicht, denn Constantin hatte es ihr nie gesagt, in welchem Semester er sei. Als sie ihn einmal fragte, wie lange er schon studiere, sagte er scherzend „Schon viel zu lange!" und ein anderes Mal sagte er „Noch nicht lange genug!" Beide Male lenkte er sofort auf ein anderes Thema, so als wolle er nicht weiter darüber sprechen.

— „Also Constantin, mir kommt es so vor, als lägen die Ereignisse in Bad Trunningen nicht Jahre, sondern Tage zurück."

— „Wie meinst du das?"

— „Alles wirkt so frisch, wenn du darüber sprichst, so als hättest du alles noch nicht richtig verdaut."

— „ Dreifach kommt die Zeit: Zögernd kommt die Zukunft hergezogen, pfeilschnell ist das Jetzt entflogen, ewig still steht die Vergangenheit.", sagte Constantin, nach einer langen Pause.

— „Goethe oder so?"

— „Schiller! Lernt man in Bad Trunningen bei der Braitmeyer!"

— „Aber das erklärt nicht, warum alle deine Erinnerungen so frisch wirken."

— „So was kann man nicht vergessen. Ich hatte mich um meine besten Freunde nicht genug gekümmert, als sie mich am meisten brauchten. Mein Kopf war voller Walburga und meinen miesen schulischen Leistungen. Ich dachte gar nicht daran, dass sie so ernste Probleme haben könnten."

* * * * *

Guigniault verwies am 9. Dezember 1830 Galois von der Schule. Vorgeschobener Anlass war die Veröffentlichung eines Briefes in der Gazette des Écoles, in dem ihm vorgeworfen wurde, die Schüler darin gehindert zu haben, an dem Aufstand teilzunehmen. Er habe sogar damit gedroht — und das am 28. Juli — die Polizei einzusetzen. Am darauffolgenden Tag habe er sich nicht gescheut als Zeichen seiner liberalen Gesinnung eine Trikolore-Schleife um seinen Hut zu binden. Auch wenn Galois es nie geleugnet hatte, diesen Brief verfasst zu haben, so hatte er es andererseits auch nie zugegeben. Guigniault behauptete jedoch in seinem Schreiben an den Minister, dass Galois ein vollständiges Geständnis abgelegt habe.

Sicherlich war der Schulverweis für Galois Mutter ein schwerer Schlag, wie es Guigniault in seinem Schreiben andeutete. Immerhin war damit Evaristes berufliche und finanzielle Zukunft höchst ungewiss. Finanzielle Not hatte sie gezwungen, Bourg-la-Reine zu verlassen und in Paris eine Stelle als Betreuerin anzunehmen.

Seine Kommilitonen stellten sich nicht hinter ihn, wie Galois es gehofft hatte. Am 10. Dezember erschien in der Gazette des Écoles eine Stellungnahme der Studentenschaft des zweiten Studienjahres. Sie stellten sich nicht nur hinter ihren Direktor, sondern waren voll des Lobes. Lediglich ein Teil der Studenten, aus dem Kreis der Naturwissenschaftler, verfasste eine neutralere Erklärung. Da sie selbst nicht Zeugen der in dem Brief vom 5. Dezember angesprochenen Ereignisse gewesen wären, könnten sie ihm auch nicht als Zeugen dienen.

In der gleichen Ausgabe der Gazette erschien auch ein Artikel, in dem sie berichtete, dass Guigniault alle Studenten versammelt und sie einzeln befragt habe, ob sie der Autor des Briefes seien. Die ersten vier hätten dies verneint. Der fünfte habe gesagt: „Mein Herr, ich glaube nicht, dass ich diese Frage beantworten kann, weil es helfen würde, meinen Kommilitonen zu verraten."

* * * * *

5 Migration ins Inferno

Abel was done to death by poverty, Galois by poverty. ... Galois was no ,,ineffectual angel," but even his magnificent powers were shattered before the massed stupidity aligned against him, and he beat his life out fighting one unconquerable fool after another.

E.T. Bell: Genius and Stupidity

Abel wurde von der Armut umgebracht, Galois von der Dummheit. ... Galois war kein ,,ineffektiver Engel", aber sogar seine großartigen Leistungen wurden von der gebündelten Dummheit, die sich gegen ihn formiert hatte, zertrümmert, und indem er einen unbesiegbaren Narren nach dem anderen bekämpfte schlug er sein Leben aus.

Unmittelbar nachdem Galois die École Normale verlassen musste, schloss er sich der dritten Batterie der Nationalgarde an. Nun konnte er endlich die ersehnte Uniform und Waffen tragen. Die farbenprächtigen und teuren Uniformen mussten von den Soldaten selbst gekauft werden, wodurch eine finanzielle Schranke entstand, die ganz Arme vom Dienst in der Nationalgarde ausschloss.

In der Abgeordnetenkammer wurde am 24. Dezember 1830 der Entschluss gefasst, den Kommandanten der Nationalgarde General Lafayette zu entlassen. Allerdings waren die Formulierungen recht vage, sodass seine Absetzung nur indirekt herauszulesen war. Daraufhin reichte Lafayette selbst seinen Rücktritt ein. In seiner Antwort gab der König vor, überrascht — also sowohl von Lafayettes Entscheidung als auch von den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses — und betrübt über dessen Entschluss zu sein. Am 26. Dezember gab Louis-Philippe in einer Proklamation offiziell Lafayettes Rücktritt bekannt.

Die öffentliche Reaktion war jedoch überraschend heftig. Unter anderem reichte der Justizminister Dupont seinen Rücktritt ein.

Am 31. Dezember 1830 löste Louis-Philippe die Nationalgarde auf, aber zwei überwiegend mit Republikanern besetzte Batterien weigerten sich, ihre Waffen und Uniformen abzulegen. Möglicherweise befand sich auch Galois unter den Meuterern. In der Folge kam es zur Verhaftung von 19 Artilleristen, die als Rädelsführer galten.

* * * * *

— „Sag' mal, hättest du mich auch geheiratet, wenn ich nicht schwanger geworden wäre?", fragte Anne.

Sie war gerade erst in sein Zimmer gekommen und stand nun hinter ihm am Schreibtisch. Ihre Hände massierten seine Schultern, wie immer spätabends ihr Signal, dass es Zeit für ihn sei, endlich die Arbeit sein zu lassen.

— „Wie meinst du das?", lautete Gabriels Gegenfrage.

Nur widerwillig legte er die Schreibmaschinenseiten beiseite, die er in Händen hielt.

— „So wie ich es sagte."

— „Entschuldige bitte, aber ich war noch ganz bei meiner Rede. . . . Da hängt schließlich eine ganze Menge davon ab."

— „Schon gut, aber wie lautet deine Antwort?"

— „Auf was?"

— „Ob du mich auch geheiratet hättest, wenn ich nicht schwanger gewesen wäre!"

— „Warum sollte ich es nicht getan haben?"

— „Du wirst immer mehr zum Politiker, auch zu Hause! Du weichst aus oder antwortest mit Gegenfragen!"

— „Tue ich das?", sagte er verkrampft lachend.

— „Sag doch einfach mal ja oder nein!"

— „Aber du kennst doch meine Antwort. Habe ich doch schon oft gesagt!"

— „Ich will's aber wieder hören …"

— „Ich habe dich geheiratet, weil du wunderschön bist, und weil ich dich liebte …"

— „… und weil ich schwanger war …"

— „Ja, aber deshalb habe ich dich nur eher geheiratet …"

— „Aber bevor ich schwanger war, hattest du nie gesagt, dass du mich heiraten wolltest …"

— „Was zählt, ist: Ich habe dich geheiratet, und ich liebe dich. Diese ganze Was-wäre-gewesen-wenn-Chose führt doch zu nichts. Vorbei und vergangen, die Gegenwart und die Zukunft zählen. Was ich jetzt tun kann, um es in Zukunft genauso gut oder besser zu haben, darauf kommt es an. Die Vergangenheit ist passé."

— „Aber trotzdem kann man sich doch mal fragen …"

— „Klar", fiel er ihr ins Wort, „aber das überlasse ich lieber den Philosophen oder besser den Schriftstellern. Die können sich alternative Geschichte zusammenspinnen. Für mich ist die Welt so schon kompliziert genug, da brauchen wir nicht noch Was-wäre-wenn-Welten."

— „Trotzdem, könntest du nicht einmal für mich Schriftsteller spielen und mir sagen, ob du mich auch geheiratet hättest, wenn ich nicht von dir schwanger gewesen wäre?"

— „Ich wäre jedenfalls dumm gewesen, wenn ich es nicht getan hätte, oder etwa nicht?"

Anne, Gabriel

* * * * *

Der Verweis von der École Normale bedeutete nicht nur, dass er sein Studium nicht mehr weiterführen konnte, sondern auch, dass seine Unterhaltszahlungen eingestellt wurden.

Galois brauchte nun dringend eine Beschäftigung, die ihm finanzielle Einnahmen sicherte, da seine Mutter dazu nicht mehr in der Lage war. Als Ausweg aus der Misere bot Galois Privatunterricht in Mathematik an, wie man in einer Anzeige lesen kann, die am Sonntag dem 9. Januar 1831 in der Gazette des École erschien. :

> *Am Donnerstag dem 18. Januar beginnt Herr Galois einen öffentlichen Kurs in höherer Mathematik bei dem Buchhändler Caillot in der rue de Sorbonne 5. Dieser Kurs wird jeden Donnerstag um 13.15 Uhr stattfinden; er zielt auf diejenigen jungen Leute, die erkannt haben wie unvollkommen der Algebraunterricht an den Schulen ist, und sich in dieser Wissenschaft vertiefen wollen. Der Kurs setzt sich aus Theorien zusammen, von denen einige neu sind, und andere niemals in öffentlichen Kursen angeboten worden sind. Wir freuen uns anbieten zu können: eine neue Theorie der komplexen Zahlen, die Theorie der Gleichungen, die durch Radikale lösbar sind, die Zahlentheorie und die der elliptischen Funktionen behandelt als reine Algebra.*

Bei der Eröffnungsveranstaltung waren wohl zwischen 30 und 40 Zuhörer anwesend. Allerdings ist nicht klar, ob es sich dabei um Mathematiker oder, was wohl wahrscheinlicher ist, um Freunde und Bekannte von Galois gehandelt hatte. Seinem Kurs war kein Erfolg beschieden. Seine Zuhörer konnten seinen schwer verständlichen Ausführungen nicht folgen und innerhalb kurzer Zeit sprach er vor einem leerem Raum.

* * * * *

Mehrere Schüler sagten später, dass sie gesehen hätten, wie Rex mit Doris an dem Nachmittag zusammen die Schule verlassen hätten. Auch im Ort wurden sie zusammen gesichtet, aber Kinder, die am Ortsausgang gespielt hatten, hatten nur Doris alleine wahrgenommen. Fadimann schwor jedoch, dass er beiden auf halbem Wege zum Hasenfelsen zusammen gesehen habe. In einer Form von absonderlicher Logik sieht der Kommissar dies als ein weiteres belastendes Indiz für Fadimanns und nicht für Rexens Schuld. Aber es war egal was Fadimann zu Protokoll gegeben hatte, der Kommissar hätte immer einen Weg gefunden, es gegen ihn zu verwenden. Hätte Fadimann gesagt, dass er Doris nur alleine auf dem Weg zum Hasenfels gesehen hätte, wer außer ihm wäre dann noch als Täter in Frage gekommen? So sagte er das Gegenteil und es war klar, dass er log, um sich selbst zu entlasten.

Constantin rennt zum Parkplatz, wo der Kommissar gerade seinen neuen dunkelblauen BMW aufsperren will.

— „Herr Kommissar …"

— „Also, wenn schon, Erster Kriminalhauptkommissar Bösche …"

— „Werden Sie ihn verhaften?"

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde, dass nun auch Rex verhört würde, im Internat verbreitet. Der ermittelnde Kommissar verhöre ihn in seinem Büro. Dutzende von Kinder warteten ungeduldig im Park, und nicht nur seine Feinde beäugten erwartungsvoll die große Eingangspforte, manche in Angst andere voller vager Hoffnung, dass man ihren Direktor in Handschellen abführen würde. Einige Schüler drängelten sich sogar vor dem Büro des Direktors, riskierten einen Anschiss durch Rex oder Herrn Kurz. Von anderen Lehrern oder Lehrerinnen würden sie wohl am späten Nachmittag wohl kaum etwas zu befürchten haben.

Einer hatte sich sogar bis zum Schlüsselloch vorgewagt und informierte nach einem kurzen Blick voller Enttäuschung die anderen: „Nichts! Sitzen gemütlich da und paffen!"

Constantin wunderte sich, dass die anderen erstaunt waren. Was erwarteten sie? Jeder wusste doch, dass der Polizeipräsident und ihr Direktor Duzbrüder waren. Also würde auch der Kommissar sehr behutsam vorgehen.

— „Wen sollten wir denn deiner Meinung nach verhaften?", sagte Bösche überheblich und arrogant grinsend, und er zeigte Constantin deutlich, dass er kein großes Interesse an einer weiteren Unterhaltung hatte.

— „Rex . . . ich meinen Unseren Direktor Dr. Becks!"

— „Und weshalb sollte ich das tun?", sagte Bösche, während er die Türe seines Wagens öffnete und sich anschickte einzusteigen.

— „Wegen Mordes! Schließlich wurde er doch gesehen, wie er mit Doris Richtung Hasenfels ging und er hatte doch als einziger ein Motiv."

Am Morgen des schrecklichen Tages war Constantin Doris im Park begegnet. Alle Mutlosigkeit und Unentschlossenheit schien von ihr gewichen zu sein.

Doris strahlte voller Euphorie. Sie sagt, dass es nie eine Freundin gegeben habe, die schwanger war. Sie selbst sei es, und sie habe sich nun allen Widrigkeiten zum Trotz entschlossen, das Kind zu wollen, und sie freue sich darauf. Constantin fragt, ob es Rex sei, sie verneint es nicht, schaut ihn nur mit großen Augen an. Ob es Rex nicht störe, fragt Constantin. Es sei ihr scheißegal, was der Kindsvater meine, und ob ihm das Probleme bereiten könnte. Der könne sie nicht darin hindern, und dessen Karriere sei ihr egal, das hätte er sich eher überlegen können. Sie habe ihn nicht genötigt mit ihr zu schlafen.

— „Wissen Sie nicht, dass Doris ein Kind von ihm erwartete? Wenn das rausgekommen wäre, hätte ihm das . . . ", fragte Constantin Bösche.

— „Ich weiß nicht warum ich dir das überhaupt sage, aber Wilfried, also euer Direktor, hat mir das schon längst gesagt. Der hatte gar nicht erst versucht, es zu vertuschen!"

— „Es wäre ja wohl eh herausgekommen. Und seine Frau?"

— „Die weiß schon lange Bescheid. Die hat sich richtig auf das Kind gefreut. Sie hätten das Kind gewissermaßen wie Großeltern angenommen. Sie hatte sich doch immer so sehr ein eigenes Kind gewünscht."

— „Aber das stimmt doch gar nicht! Rex wollte sie in eine Abtreibungsklinik zwingen. . . . "

— „Jetzt hör' mir mal gut zu!", sagte Bösche plötzlich wütend mit erhobenem Zeigefinger, „Ich habe dir eben gesagt, wie es wirklich war und ich rate dir, keine weiteren Verleumdungen in Umlauf zu bringen!"

— „Er war ihr auf den Varkopf gefolgt und . . . "

— „Es gibt Zeugen, die gesehen haben, wie er sie kurz vor dem Wanderweg wieder verlassen hatte."

Wenige Stunden später wird Constantin zu Rex gerufen. Dieser eröffnet ihm, dass er eine Schulkonferenz seinetwegen einberufen wolle. Man habe es als erwiesen angesehen, dass er die Kirchenschändung begangen habe und außerdem vergifte er die Atmosphäre im Internat mit seinen ständigen Agitationen. Die Schüler selbst — Tilo — hätten darauf gedrängt.

Tilo hatte plötzlich behauptet, dass er Constantin in der fraglichen Nacht gesehen habe, wie er in die Kirche mit Bettlaken eingedrungen sei. Warum er

dies nicht schon vorher gesagt habe, fragt Constantin. Aus falsch verstandener Kameraderie, antwortet ihm Rex, aber Gott sei Dank habe er sich dann doch besonnen, was rechtens sei.

* * * * *

— „Was ist los mit dir?"

Die Stimme von Dr. Braitmeyer erschien Constantin nicht so kalt und herzlos wie sonst sondern mitfühlend.

— „Du bist so schrecklich blass!"

— „Warum?", fragte Constantin, ganz leise, während er mit seiner Hand auf sein rechtes Ohr drückte.

Constantin und Dr. Braitmeyer befinden sich im Sanitätsraum der Schule, der häufig auch in Ermangelung geeigneter Räumlichkeiten auch zu Zweigesprächen genutzt wird. „Verbandkasten Typ C nach DIN 13157" liest Constantin auf einem der drei Kasten, die sich hinter Dr. Braitmeyer in einem großen gläsernen Schrank befinden. Deneben dicke Packen mit Mullbinden, Pflaster und sonstigem medizinischen Dingen. Außerdem noch einige erste Hilfe Bücher, aber auch ein altes fünfbändiges Lexikon und ein alter Globus. „Zur weltweiten Koordinierung der Bad Trunninger Erste-Hilfe-Maaßnahmen" dachte Constantin. Er fragte sich, ob der Schrank auch abgesperrt war, wie der Sanitätsraum selbst. Den Schlüssel gab es im Sekretariat, welches nur zu bestimmten Zeiten geöffnet war. Vielleicht könnte man noch einen Passus in der ohnehin akribisch verfassten Schulordnung aufnehmen: „Unfälle, die erste Hilfe erfordern, dürfen sich nur innerhalb der Öffnungszeiten des Sekretariates ereignen!", denkt Constantin. „In Ausnahmefällen sind Unfälle gestattet, wenn jemand mit Zugangsberechtigung und Schlüssel zum Sanitätsraum zur Verfügung steht. Letzteres jedoch nur, wenn besagte Person über eine erste Hilfe Ausbildung verfügt." Vielleicht gab es ja längst einen solchen Paragraphen. Woher sollte er es wissen, er hatte dieses Wirrwarr von Verboten und Geboten noch nie ganz gelesen.

— „Du hast überhaupt keine Farbe mehr im Gesicht! … Willst du dich vielleicht einmal kurz hinlegen."

Sie zeigte auf die mit weißen Leinen bespannte Pritsche, die unter dem Fester stand. Dr. Braitmeyer war nicht mit ihm im Sanitätsraum, weil sie ihm medizinische Hilfe verabreichen wollte. Sie hatte ihm schon am Tag zuvor zu diesem Gespräch eingeladen.

— „Nicht nötig.", sagte Constantin und schüttelte den Kopf, „Warum … warum eine drei? Ich hatte eigentlich noch nicht einmal auf eine vier gehofft!"

— „Hast du Fieber?", fragt sie ihn, nachdem sie ihre Hand auf seine Stirn gelegt hatte.

— „Vielleicht. Habe nicht gemessen. …Ich verstehe es nicht! Eine Drei trotz meines Textes?"

Das ganze Schuljahr war er immer wieder krank gewesen. Chronische Sinusitis, die immer wieder zu einer Otitis media, rechtsseitig, führte. Starke Ohrenschmerzen und Fieber plagten ihn dann, wie auch an diesem Tag.

— „Vielleicht wegen deines Textes!"

— „Aber ich habe doch darin …"

— „Ich bin Deutschlehrerin, also kommt es nicht auf das Thema an, sondern darauf, wie es bearbeitet wurde und das war großartig und außerdem …", sie stockte, schaute ihn kritisch an und fuhr dann doch fort: „hast du in gewissem Sinne Recht! Die Noten in Deutsch können nie richtig objektiv sein, was natürlich nicht bedeutet, dass sie willkürlich sind. Aber du hast Recht, die Unterschiede zwischen Erst- und Zweitkorrektor im Abi, die manchmal auch frappant sein können, zeugen von dieser Problematik."

— „Solange unter den Schülern die gleiche Ordnung bestehen bleibt, also wenn gilt: Wenn ein Schüler x besser als ein Schüler y bei einem Prüfer ist, muss er auch besser bei dem anderen sein, ist es nicht so schlimm, wenn die Noten geringfügig differieren …"

— „Hast du ja auch in deinem Text geschrieben. …Das Problem ist, dass die Schüler versaut sind von der scheinbaren Gerechtigkeit im Fach Mathematik. Dort sieht es so aus, als könnten die Leistungen von Schülern auf beliebige Nachkommastellen berechnet werden. …Ich weiß, dass ich nie objektiv sein kann, aber, und darauf kommt es an: Ich strebe Objektivität an. Und das ist mehr, als du später in der Arbeitswelt erwarten kannst. Dort ist die Ungerechtigkeit inhärent, denn dort kann man keine Arbeiten schreiben. Leistungsbeurteilungen sind dann zwangsläufig subjektiv und häufig willkürlich. …Bevor ich in den Schuldienst wechselte, war ich in der, wie man sagt, freien Wirtschaft tätig. Dort heißt es zur richtigen Zeit am richtigen Platz sein und vor allem die richtigen Freunde haben, dann läuft es mit der Karriere. Bei mir stimmte nichts!"

— „Ich weiß nicht, was ich sagen soll …ich bin völlig ", Constantin rang nach einem passenden Wort, „irritiert."

— „Du hast erwartet, dass ich dich für diesen Text bestrafen würdest, weil ich keine Kritik vertrage …"

— „Nein, das ist es nicht. …"

— „Was sonst?"

— „Doch! Sie haben recht. Tut mir leid, ich habe Sie völlig verkannt!"

— „Das bin ich gewohnt!", sagte sie, wie ihm schien, voller Bitterkeit.

Dann fischte sie ein Schriftstück aus ihrer Aktentasche und legte es mit der Schriftseite nach unten vor sich auf den Tisch, während sie Constantin ernst

und wie ihm schien auch besorgt anschaute.

— „Da ist noch was …", begann sie schließlich und sie wirkte plötzlich sehr unsicher und verlegen. „Also die Sache kommt nicht von mir, auch wenn ich sie mittrage … mittragen muss!"

Constantin fühlte sich plötzlich schrecklich durstig und überlegte, ob er aufstehen könne und an dem in der Ecke befindlichen Wasserhahn etwas Wasser trinken könne.

— „Also es gäb' da eine Möglichkeit, wie du deine Versetzung schaffen könntest …", fuhr sie fort.

— „Ich habe immer noch die Hoffnung, … wenn ich doch in Deutsch eine Drei …"

— „Nein, nein, vergiss es! Unter normalen Umständen schaffst du die Versetzung dieses Jahr nicht mehr. Wir hatten eine Konferenz, in der wir über deinen Fall diskutierten. Wie willst du eine Sechs in Latein und eine Fünf in Chemie ausgleichen?"

— „Wieso sechs in Latein?"

— „Weil es keine schlechtere Note gibt, sagte Herr Becks!"

Constantins Hände wühlten unter dem Stuhl, aber obwohl auch dieser Stuhl vor seiner Beförderung in den Sanitätsraum in einem Klassenraum gestanden hatte, fehlten die sonst obligatorischen Kaugummi und Rotz-Stalaktiten.

— „Also die Idee ist folgende: Wenn du sagst, dass du nach diesem Schuljahr die Schule verlässt, dann wirst du versetzt! …"

— „Versteh' ich nicht. Warum muss ich die Schule verlassen, wenn ich versetzt werde?"

— „Anders herum: Du wirst versetzt, wenn du dich bereit erklärst, die Schule zu verlassen."

— „Und wenn ich nach der Versetzung doch bliebe?"

— „Geht nicht. In diesem Schreiben …", dabei dreht sie das immer noch auf dem Kopf liegende Schreiben herum „erklärst du deinen Austritt nach dem Ende dieses Schuljahres!"

Constantin nimmt zitternd das Schreiben, welches sie ihm reicht und liest es mit feuchten Augen.

— „Hier steht 'Hiermit erkläre ich meinen Austritt aus dem Bad Trunninger Kolleg zum Ende des Schuljahres' Könnte man hier nicht schreiben, dass ich meinen Austritt erkläre, falls ich erfolgreich versetzt würde …"

— „Das ging nicht. Es wäre juristisch nicht sauber, meinte unser Direktor!"

— „Aber was, wenn ich dieses Ding unterschreibe und ich anschließend doch nicht versetzt werde? Ich habe nichts Schriftliches in der Hand."

— „Das würde sich Becks nicht trauen, schließlich waren zu viele Leute anwesend in der Konferenz!"

— „Und wenn doch?"

— „Du hast keine Wahl!"

— „Doch, ich könnte einfach das Schuljahr wiederholen und …"

— „Wäre nicht klug. Du hast dir zu mächtige Feinde gemacht! Nach der letzten Aktion in der Kirche …"

— „Man konnte es mir nie nachweisen …"

— „Schade, … trotz der Blasphemie, es war eine gelungene Inszenierung!"

* * * * *

*Stella: hi Spacy? du solltest doch für mich schreiben nicht chatten! *ggg*

Spacebeing: Von wegen chatten. Bin nur mal kurz online gegangen, um dich vielleicht zu treffen.

*Stella: schon okay, war nur ein scherz! *gggggggggggggg*

Stella: freue mich jedenfalls riesig dich zu sehen! :-)

Spacebeing: Ich auch! Wie geht es dir!

Stella: jetzt prima, wo ich dich sehe!

Stella: war echt cool, was du mir gestern geschickt hattest!

Spacebeing: Freut mich zu hören.

Stella: ein wenig enttäuscht war ich allerdings schon gewesen, weil Estella nicht mehr drinn vorkam?

Spacebeing: Mit Estella war das etwas anderes. Das war nur, wie soll ich sagen?

Stella: nur sex? Das wolltest du doch sagen.

Spacebeing: Die hat mir etwas gezeigt, was ich noch nicht kannte!

*Stella: entspaced hat sie dich, *gggg. dir deine kosmische unschuld genommen.*

Spacebeing: Prima. Kosmische Unschuld gefällt mir.

*Stella: schlafende hunde hat sie geweckt … *gggggg. dich scheint überhaupt nur sex bei frauen zu interessieren?*

Spacebeing: Stimmt nicht!

Stella: so? was hat dich denn an Luna sonst noch interessiert?

Spacebeing: Alles, gewissermaßen, das Ganze!

Stella: oh ja, das ganze: die beine, die knie, die oberschenkel, die brüste und … und … hast du dich überhaupt mal mit ihr unterhalten? weißt du, was sie besonders mag? hobbies oder so? … das ist das problem: deine frauen haben keine persönlichkeit!

Spacebeing: Darum geht es aber doch nicht!

Stella: eben! also interessiert dich bei frauen also doch nur sex!

Spacebeing: Ne, bei dir nicht!

Stella: bumm! das sitzt!

Spacebeing: Jetzt versteh ich überhaupt nichts mehr!

Stella: *und ich glaube dir langsam, dass du wirklich vom anderen stern sein musst! Für eine Frau ist es entsetzlich, wenn sie merkt, dass sie von einem mann überhaupt nicht begehrt wird. dabei spielt es keine rolle, ob sie selbst den mann attraktiv findet. ob es sich um den pfarrer oder um ein kleines grünes männchen vom mars handelt.*

Spacebeing: *Jetzt versteh' ich nichts mehr! Erst beklagst du dich, dass ich mich nur für Sex an Frauen interessiere, und jetzt bist du sauer, dass ich dich nicht als Sexobjekt sehe!...*

Stella: *begehrt werden möchte ich aber schon!*

Spacebeing: *Dich habe ich noch nie gesehen. Also kann ich mich doch nicht ...*

Stella: *ah, ich habe vergessen ... *g als thubaniches lichtwesen interessiert dich ja eh nur der körper von anderen lebewesen. stimmts?*

Spacebeing: *Das meinte ich nicht. Von dir hatte ich doch von Anfang an nur deine Worte gehabt. Du standest nicht irgendwo im Sonnenlicht. Da war kein Haar im Wind.*

Stella: *okay, verstehe ich. du bist ja für mich auch nur immer das grüne männchen vom anderen stern gewesen und nicht ein attraktiver mann.*

Spacebeing: *Dennoch bist du für mich von Anfang an eine faszinierende eine begehrenswerte Frau gewesen. Deine Worte, dein Verstand haben mich angemacht. Also nicht wie du meinst immer nur Sex!*

Stella: *da ist mein problem. Ich schaffe es einfach nicht, mir dich als gutaussehenden mann vorzustellen.*

Spacebeing: *Du denkst ich wäre häßlich?*

Stella: *ne, das auch nicht. ich habe es versucht mit Jan, aber so ein so ein biederer familienvater noch dazu ein ingenieur ist für mich auch nicht gerade der traum eines liebhabers.*

Spacebeing: *hab ich dir ja damals schon gesagt.*

Stella: *stimmt*

Spacebeing: *Außerdem: Es gibt keine hauptberuflichen Liebhaber. Das richtige Licht und die richtige Perspektive, und vor allem du musst aufnahmebereit sein, und schon wird aus dem Briefträger ein Amor, der vorher lästige Versicherungsvertreter wird zum Tiger und der steife Banker wird zum Objekt deiner Begierde.*

Stella: *wow! aber klappt das auch mit ingenieuren?* :-)

Spacebeing: *Versuch's einfach mal!*

Stella: *also Jan, ich meine der Jan meiner vorstellung, ist schon attraktiv, aber wenn es ja nur um ihn ginge. da kommt halt auch immer wieder so ein kleiner dickbäuchiger freddy und vor allem das kleine grüne männchen vom mars. vielleicht hast du mich auch einfach überfordert mit all deinen verschiedenen persönlichkeiten.*

`Spacebeing:` *Glaubst du eigentlich, dass es einem Mann gefällt, wenn er überhaupt nicht begeehrt wird?*

`Stella:` *stimmt ja auch nicht. Ich begehre dich als Spacebeing, aber du hast halt keinen körper.* `:-)`

`Spacebeing:` *Apropos keinen Körper. Ich habe dir gerade mal eine E-Mail mit dem geschickt, was weiter geschrieben habe.*

* * * * *

Kaum vorstellbar: Ich, ein Lichtwesen von Thuban, kauere völlig erschöpft und ängstlich im Dämmerlicht eines irdischen Hirns. Ein Hase im Dickicht, hoffend, dass der Jäger ihn nicht sieht, ihn nicht bemerkt hatte, als er ins Versteck hüpfte. Lichtschimmer, dann und wann, aber nicht das purpurne von Thuban auf Pangu. Ich durstete nach den Strahlen meiner Sonne. Wieder hatte ich gegen die „Spielregeln im Umgang mit Extrathubanern!" verstoßen. Wie auf der Erde, anderen gute Ratschläge geben und sich dann selbst nicht dran halten, hahaha. Aber damals war mir überhaupt nicht zum Lachen zumute. Ich fürchtete mich! Im Kommentar zu meiner 4. Regel hatte ich die möglichen Auswirkungen ja eindringlich beschrieben: Die Verbannung ins Unterbewusstsein, wenn es sich um höhere Lebensformen handelte. Bei Tieren oder tiernahen Lebensformen, zu denen ja auch die Menschen nach der Meinung der Thubanischen Experten gehören, war diese Gefahr jedoch als eher gering einzustufen. In meinem Buch hatte ich in zahlreichen Beispielen abschreckende Beispiele aufgeführt, wie das Licht glänzender Thubaner für immer von tobenden Wirtsträgern ausgelöscht wurde. Die Vorstellung ließ mich zittern, oder besser gesagt hochfrequent pulsieren. Obwohl ich dort meistens blind für das war, was außerhalb von Stephan geschah, kamen immer wieder Wahrnehmungsbrocken durch. Zum Beispiel Stephan Dedoute Stimme irgendwo auf einem Highway.

— „... Du hättest mal deren Gesichter sehen sollen! ... Hoho! ... Habe ich auch wirklich toll gemacht. Zuerst eine Analyse der bisherigen Therapieansätze für Lexington. ... Hatte natürlich noch ganz nebenbei erwähnt, dass ich es gewesen bin, der die Errgegerstämme entdeckt und isoliert hatte. Du weißt ja diese bescheuerte Diskussion, ob Wayne-Dedoute oder Hiroshoku. Wenn Shorter, dieser Idiot, nicht wäre, würde schon niemand mehr von Hiroshoku sprechen. ... Jedenfalls bevor ich meinen Joker zog, konfrontierte ich sie mit meinem vernichtenden Resumee: Bis Dato gibt es keine Therapie, die eine Heilung verspricht. Quacksalbern an den Symptomen. 'Dafür hätten wir nicht zu kommen brauchen, das wussten wir selber.' So stand es in ihren Gesichtern geschrieben. Ich ließ sie ein wenig zappeln, bevor ich meine nächste Folie auflegte. ... Meine Bombe ... Überraschung und ungläubiges Grinsen im Auditorium. ... Nur ein Satz in riesigen Lettern: 'Paralyse des Lexington-Virus

durch gezieltes andoggen von FT743 (Wayne-Dedoute-Rezeptors)' ... Ich hatte sie förmlich überrumpelt, sag' ich dir. War ja auch gut so, sonst wären nur dumme Fragen gekommen. Habt ihr eigentlich keine Nachrichten geschaut, oder Zeitungen gelesen? ... 'Lexington verliert seinen Schrecken!' oder in der New York Timess 'Dedoute verblüfft Experten, Therapie für Lexington' ... Jetzt bin ich der, der Lexington bezwungen hat, auch wenn sich herausstellen sollte, dass meine Therapie nicht so erfolgversprechend ist! Meine Name ist jetzt unzertrennlich mit Lexington verbunden! ... Na, was sagst du dazu?"

— „Du bist einfach der Größte!", hörte ich dann ganz schwach Lunas Antwort, oder vielmehr das Echo in Stephan.

— „Warum bist du so bissig? ... ich habe doch nur ... "

— „Du hast nur ... seit wir von den Fowlers losfuhren hast du nur gequatscht ... nur über dich ... die ganze Zeit, wie toll du bist "

— „Aber ich dachte, es würde dich interessieren, was ich gemacht habe. Wir haben uns schließlich einige Tage nicht gesehen ... "

— „Und? Interessiert dich eigentlich auch, wie es mir geht, was ich gemacht habe? du hast mich überhaupt nicht gefragt!"

— „Hätte ich doch noch. ... Gleich! ... Ich wollte dir nur kurz mal von der Tagung berichten!"

— „Oh, nur kurz ... kurz nennst du das ... seit 50 Meilen. Eine fünfzig Meilen Laudatio. Hast du eigentlich auch etwas anderes im Kopf als deine Viren und Ruhm?"

— „Wäre dir so eine Metamorphose wie bei Freddy lieber?"

— „Jetzt ist er wenigstens menschlicher, nicht mehr nur der kalte, asexuelle Geschäftsmann! Freddy ist jetzt ganz toll drauf!"

— „Das klingt ja als müsste ich in Zukunft auf Freddy aufpassen!", sagte er sarkastisch lachend, aber in ihm brodelte die Eifersucht.

* * * * *

`Spacebeing:` *Erinnerst du dich noch an unserem Sokrates Chat?*

`Stella:` *ich weiß, dass ich nichts weiß! *g*

`Spacebeing:` *Okay. Ich wollte nur sagen, dass Stephan unter anderm deshalb so angesehen ist, weil er eben nie zugibt, wenn er mal was nicht weiß oder etwas nicht versteht. Der achtet sorgfältig darauf, dass er alles schön verpackt!*

`Stella:` *verpackt?*

`Spacebeing:` *Schicke Folien. Killer-Formulierungen!*

`Stella:` *killer-formulierungen?*

`Spacebeing:` *„Jeder der sich in der Materie auskennt, weiß ... ". Wer traut sich dann schon zu widersprechen.*

`Spacebeing`: *Und vor allen Dingen scheut er sich auch nicht, Erkenntnisse von anderen als seine eigenen zu verkaufen, und das ganz wörtlich, denn er wird reich damit!*

* * * * *

War meine Gefangenschaft in Stephan eine Strafe für meine Lüsternheit? Wie toll hatte ich mir alles vorgestellt, in den kurzen Augenblicken, die mich zu meiner unbesonnenen Tat führten. Luna in den Armen von Stephan zu erleben, danach hatte ich getrachtet. Das Feuer des Liebhabers hatte ich wieder in Stephan entzünden wollen, stattdessen kauerte ich wie eine scheue Maus in seinem Innern.

Sobald es ginge, würde — nein müsste — ich Stephan verlassen und zu dem heilenden Licht von Thuban zurückkehren. Meine Schwäche machte Stephan stark. Sein Wille war zwar stärker als der von anderen Menschen, aber nicht stärker als Freddys. Aber während ich letzteren bestens im Griff gehabt hatte, hatte ich bei Stephan keine Chance, denn ich war nicht frisch und ausgeruht, kam nicht von Pangu, wie damals bei Freddy. So schwach und hilflos hatte ich mich noch nie gefühlt. Vor allen Dingen war mein Wagnis auch so sinnlos gewesen. Luna hatte ich nahe sein wollen, aber da wäre ich besser in ihren Hund migriert, denn der war wenigstens immer bei ihr. Mit Viking hätte ich sie jeden Morgen begleiten können auf ihren Spaziergängen durch den Park. Enten verjagen hätte sicher mehr Spaß gemacht, als mit Stephan ins Institut zu gehen. Oder mittags dann, Schnauze an ihren Füßen, oder Kopf auf ihrem Schoße, wenn sie auf dem Sofa lag. Stephan würde ich erst abends sehen, wenn wir schwanzwedelnd den Nebenbuhler begrüßen würden. Viking durfte dann auch mit ihr ins Bett, wenn Stephan der Idiot noch unbedingt ein paar Unterlagen sichten musste oder Fernsehen schaute. Aber ich war gefangen in Stephan und wartete auf ein Wunder. Aber aus Stunden wurden Tage und aus Tagen Wochen, und wenn man nichts sieht und kaum was hört, sind Stunden Ewigkeiten. Minuten ein Fegefeuer und Sekunden können eine Hölle sein, eingepfercht dort wo sich das Bewußte mit dem längst Verdrängten, Verbannten trifft.

Auf einer kleinen Landzunge, nur mit einem schmalen Damm, an dem ständig die Brandung seines Unterbewußtseins nagte, mit dem Festland verbunden, fühlte ich mich sicher vor Stephan. Dorthin zog ich mich immer zurück, wenn ich mal wieder glaubte, dass ich mich zu weit hoch gewagt hätte, dass er mich möglicherweise bemerkt haben könnte, dass er mich gar suchen könnte. Hierher würde er nicht freiwillig kommen. Was wenn der Damm bräche, ängstigte ich mich häufig, wenn die Wellen besonders hoch schlugen, und das

Meer schäumte wie eine Badewanne. Zwar sicher vor Stephan, aber den Schreckensbilder seiner schlimmsten Erinnerungen ausgesetzt. Je nach Wetterlage kamen sie, mal vereinzelt mal in Hundertschaften.

Manchmal krochen sie ans Ufer, herangelockt von Gerüchen, Farben oder Tönen. Stephan hört ein Lied und ein Schattenwesen schwelgt im Refrain. Der Rhythmus gibt ihnen wieder einen Puls, die Harmonien wieder die Gefühle und eine Melodie, ein Rapport des längst vergessen Geglaubten.

Hunderte von Seiten könnte ich füllen mit dem was ich dort erlebte, aber was wären das für Geschichten, ohne Anfang ohne Ende, nur der Moment des Erschreckens, des Unerträglichen. Wie zum Beispiel der Hahn, riesig viel größer als Stephan. Kopflos rennt er auf ihn zu. Rennt und rennt und im Hintergrund lacht der Mann in grünen Plastikschürze und ohne Gesicht mit der blutigen Axt in der Hand. Die junge Frau, die Stephan so sehr gleicht und zu ihm eilt, am verendenden Hahn vorbei.

Einmal fühlte ich, dass Stephan geschockt war, und er würde mich nicht wahrnehmen, wenn ich mich vorsichtig heranpirschte. Vielleicht war es ja meine Chance ihm zu entkommen, also wagte ich mich wieder nach oben. Aber es schien mir zu gefährlich, ihn zu verlassen. Dennoch nutzte ich die Gelegenheit, um mich mal umzuschauen. Natürlich war ich enttäuscht, als ich merkte, dass Luna nicht da war. Aber ich spürte, dass seine Gedanken kurz vorher noch um Luna gekreist haben mussten. Zu lange hatte ich mich versteckt gehalten und nichts mitbekommen. Was war los mit Luna? Kurz nach zehn zeigte die Uhr auf seinem Schreibtisch. Würde Luna jetzt im Park Stöckchen werfen für Viking. Stephan hielt zitternd einen Brief in Händen. ,,Seit nunmehr zwei Monaten warte ich vergeblich auf eine Antwort. Soll ich daraus schließen, dass sie mir nicht widersprechen können? Ein stillschweigendes Schuldeingeständnis?" Dann liest Stephan einen Abschnitt aus dem ersten Schreiben von Shorter. ,,Ihr Name in aller Munde, ebenso, wie Waynes, während Hiroshoku in Vergessenheit geraten ist. Wäre es nicht legitim, wenn man statt von Wayne-Dedoute-Rezeptor von Hiroshoku-Rezeptor reden würde? Wayne hatte die Erregerstämme aus Hiroshokus Labor, angeblich ganz offiziell von Hiroshoku. Hiroshokus Selbstmord, kam Wayne und Ihnen sicherlich sehr gelegen. Außerdem behauptete Wayne, dass er diese Erregerstämme lediglich zum Abgleich mit eigenen in seinem Labor gezüchteten benötigt habe. Ihre als bahnbrechende gepriesene Arbeit, war doch lediglich der Versuch, den Zusammenhang zwischen dem Ausbruch von Lexington und dem von Hiroshoku isolierten Virus zu wiederlegen, und einen Einsatz von FT743 hielten sie für lächerlich und gefährlich. Ich finde es nun meinerseits lächerlich und gefährlich, dass FT743 nun auch Ihren Namen trägt, Wayne-Dedoute-Rezeptor!" Er und Wayne waren es gewesen, die die Arbeiten, die ja nur rudimentär nach Hiroshokus Selbstmord vorlagen, zu einem Abschluss brachten; so dachte doch die ganze Welt und vor allem die Fachwelt, und nun kommt Shorter und behauptet, dass

alles Hiroshokus Werk gewesen sei. Natürlich hatte er sich zuerst kritisch mit Hiroshokus Arbeiten auseinandergesetzt. Was für ein Forscher wäre er, wenn er es nicht getan hätte? Selbst wenn Wayne und er nur die Ergebnisse von Hiroshokus in eine brauchbare in eine pharmazeutisch verwertbare Form gebracht hätten, dann gebührte ihnen dennoch alle Ehre. Niemand sonst hätte so ohne weiteres auf den Arbeiten des Japaners aufsetzen können. Außerdem, aber das könnte er Shorter nicht schreiben, der Satz von Pythagoras ist ja auch nicht von seinem Namensgeber. Und wen störte das? Dann huschte kurz Luna vorüber. Wie sie morgens ins Auto stieg und wegfuhr. Kurzes verkrampftes Lächeln und ein „. . . also dann bis Samstag! Bei all deiner Arbeit wirst du mich ja eh nicht vermissen!" Hatten sie sich gestritten? Aber da gab es noch einen dritten Brief und der war neu, den hat er wohl gerade erst geöffnet gehabt. „Gezeichnet, Virginia Vanderbille" stand unter dem Brief. „Verdammt, wieso jetzt nach fast zwei Jahren!", denkt Stephan und die längst vergessenen Erinnerungen tauchen wieder auf.

Stephans Hände schwitzen, und er rutschte unruhig auf seinem Sessel herum. Die Erinnerungen jagten einander. Erinnerungsfetzen, die ich mühsam wie Puzzlestücke zusammenfügen musste. Wie bei der Entstehung eines Filmes. Du hast die ganzen Szenen, musst sie erst in die richtige Reihenfolge bringen, und dann stell dir vor du hättest zu jeder Szene noch eine Menge verschiedener Kamerapositionen. Zum Beispiel siehst du in einer Einstellung zwei Menschen weit weg, ein Mann und eine Frau, inmitten einer Kantine. Sie unterhalten sich, aber du verstehst nicht, was sie sagen. Erst mit einer nahen Kamera kannst du sie erkennen und hören. Zwei riesige braune Augen hinter einer dicken Hornbrille. Feuchte Augen mit zuckenden Lidern und in ihnen spiegelt sich Stephan, der einen knusprigen Hähnchenflügel in der Hand hält, eingefroren in der Bewegung zum Mund.

— „Ich wollte doch nur die ursprünglichen Messprotokolle . . . " hallt es in Stephan. „dann könnte ich sie mit den Werten in dieser Tabelle vergleichen."

— „Was stört Sie denn an der Tabelle?", fragt Stephan.

— „Die Zahlen sind zu glatt, um von Testergebnissen zu stammen!"

— „Klar, das sind halt Rundungen!", sagt Stephan und in der Hand von Stephans Erinnerungsbild beginnt langsam der Hähnchenflügel zu schwingen. So als könne er ihn jeden Moment loswerfen.

— „Aber in Kapitel 3 geht es doch gerade darum Ihren vermutenden mathematischen Zusammenhang, empirisch zu belegen!"

Im übrigen könne er sich auch gut vorstellen, dass es sich um Tippfehler handeln könne. Vielleicht habe die Sekretärin ihr Programm auch auf automatisches Aufrunden eingestellt gehabt, und habe es nicht gemerkt?

— „Natürlich, Dr. Dedoute. Ich gehe auch davon aus, dass es sich um einen dummen Fehler handeln muss. Was denn auch sonst. Eine vorsätzliche Fälschung kann man ja wohl ausschließen!", und sie lachte in seiner Erin-

nerung. Ein ehrliches Lachen. Eines das ihr grenzenloses Vertrauen in ihren Doktorvater wiederspiegelte.

— ,,Okay Virginia, dann lassen wir es auch so. Rühren wir nicht in dem alten Zeug rum. In der Sache stimmt es ja wohl und bisher hat es niemanden in der ganzen Welt gestört, warum sollten wir also . . . ".

— ,,Vielleicht verbirgt sich ja doch noch ein schlimmerer Fehler dahinter und für meine Arbeit brauche ich eh alle Daten, . . . ich meine die ursprünglichen Daten!"

Dann war es wieder als hätte jemand den Film ausgeschaltet. Stephan starrte auf ihren Brief und fluchte vor sich hin: ,,Verdammtes kleines Biest! . . . Ich hätte es wissen können, dass die nicht locker lässt! . . . aber nach fast zwei Jahren . . . Trittbrettfahrerin . . . auf Shorters Zug aufgesprungen . . . dieser verdammte Artikel!"

Was war los mit Luna, verdammt noch mal. Er sollte lieber über sie nachdenken, denn Shorter und Virginia interessieren mich nicht besonders, dachte ich.

Wenn Virginia sich nun auch an die Öffentlichkeit wendete, wäre er verloren.

Ein anderer Erinnerungsfetzen spielt auf dem Rückweg von der Kantine. Ein warmer Sommertag, aber das ist eh irrelevant.

— ,,Wie konnten sie mich nur in aller Öffentlichkeit bloßstellen!"

— ,,Wir waren alleine an dem Tisch!"

— ,,Waren wir nicht!"

— ,,Ja, aber das waren Kaufleute und so, die verstehen soviel von dem was wir gesprochen haben, wie ich von doppelter Buchführung oder vom Fußballspielen!"

— ,,Hoffentlich nicht, denn Sie verstehen immerhin genug vom Fußballspielen, dass Sie den Unterschied zwischen einem Tor und einem Eigentor kennen!"

— ,,Wie meinen sie das?"

— ,,Sie sind gerade auf dem besten Weg, ein Eigentor zu schießen!"

Dann wieder Szenenwechsel. Sie sitzt in ihrem Büro vor ihrem Rechner, Stephan kommt in bester Laune in ihren Raum und erkundigt sich, wie es bei ihr läuft.

— ,,Ich habe zur Zeit wieder eine Testreihe laufen."

Sie habe die alten Tests, zumindest die entscheidenden wiederholt, da sich ja die alten nicht mehr auffinden ließen, teilt sie ihm auf seine erstaunte Rückfrage hin mit.

— ,,Ergebnisse? . . . Haben sie schon welche?"

— ,,Bin gerade bei der Auswertung!"

— ,,Ich denke, sie wissen ja, was rauskommen muss!"

— ,,Ich glaube, ich verstehe sie nicht richtig!"

— ,,Wir können es uns nicht leisten, alle bisherigen Ergebnisse ad absurdum zu führen!"

— ,,Aber ich kann doch nicht die Daten verfälschen!"

— ,,Nein, nein, betrügen wollen wir ja nicht. . . . Aber wenn jetzt zum Beispiel etwas anderes herauskäme, dann könnte es doch sein, dass Sie etwas falsch gemacht haben? . . . Verstehen sie?"

— ,,Eigentlich nicht! . . . Oder hoffentlich verstehe ich sie falsch!"

Er verließ sie mit der Bemerkung, dass sie ja erst mal abwarten könnten, was bei ihr herauskäme, dann könnten sie sich ja nochmals unterhalten, wie sie vorgingen.

Einen Augenblick musste ich nur warten und die Ergebnisse waren da. Sie saß vornübergebeugt vor ihm auf einem der jetzt leeren Besucherstühle in seinem Büro. Ihre Hände rieben verlegen über ihre verwaschene Jeans und ihre Augen folgten dem Spiel ihrer Hände.

— ,,Was habe ich ihnen eigentlich getan? Wieso wollen sie mich fachlich vernichten?", fragte Stephan sie voller Wut

— ,,Was soll ich denn gegen sie haben? Im Gegenteil, sie wissen doch wie sehr ich sie schätze!", sagt sie mit tränenden Augen, ,, Ich habe doch nichts gegen sie. wirklich nicht . . . ich halte sie für einen der . . . für einen der . . . für einen hervorragenden Forscher . . . "

Sie würde einfach ihre Daten in ihrer Arbeit verwenden, und gar nicht Bezug auf seine Arbeit nehmen.

— ,,Mensch Virginia! Denken sie doch mal nach! Die Arbeiten die zählen, die einem Ruhm einbringen, das sind doch die, die mit etwas Neuem aufwarten. Die eine neue Entdeckung machen. Was bringen sie! 'Wir sind wieder dort, wo wir am Anfang mit Lexington waren!'. Denken sie doch mal an all die Hoffnungen die sie zerschmettern!"

— ,,Mir geht es lediglich um die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft. Ich denke an an all die Forscher weltweit, die ihre Ergebnisse als Dogmen ansehen und sich möglicherweise in einer Sackgasse verrennen.", sagte Virginia.

— ,,Die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft. So. . . . Virginia . . . ", seine Stimme hatte plötzlich einen väterlichen, einen belehrenden, einen beruhigenden Tonfall angenommen, ,,genau die setzen sie aufs Spiel. Ich sehe schon die Schlagzeilen in dicken Balken: 'Dedoute ein Betrüger!' Wenn sich erst mal die Sensationsjournalisten auf mich stürzen, wird sich niemand mehr die Mühe machen meinen Fall fair zu betrachten! Aber es geht ja nicht nur um mich. Die würden doch dann alle Forscher in einen Topf schmeißen."

— ,,Ich redete von Irrtümern! Niemand hat von Betrug geredet . . . "

— ,,Ob diese eine Messreihe korrekt ist oder nicht, ist doch egal! Die Sache an sich bleibt immer noch korrekt!"

— ,,Zum Beweis der Korrektheit dienten aber doch gerade diese Testreihen. Hunderttausende von Leute werden jährlich mit ihrem Impfstoff behandelt. Da

ist es doch nicht unerheblich, ob die Ergebnisse korrekt sind? Soll ich noch einen weiteren wirkungslosen oder gar schädlichen Impfstoff entwickeln?"

Stephan beugt sich über den Schreibtisch in ihre Richtung und sagt:

— „Meine liebe Virginia! Wenn sie so fortfahren, mache ich mir ernsthaft Sorgen um ihre Promotion und ihre berufliche Zukunft!"

— „Wollen sie mir drohen? … Ich könnte auch andere Wege finden … !"

— „Jetzt beruhigen sie sich doch mal. Was ich sagen wollte, war doch lediglich, dass eine Promotion etwas Erfolgreiches sein muss. Was ist denn das für ein Resultat: „Es lässt sich kein Zusammenhang herstellen zwischen … "

Freddys Haus hoch oben in den Felsen. Luna fährt durch den Tunnel. Wieso musste sie schon wieder zu Joane fahren. Zuerst sehen sie sich monatelang überhaupt nicht, und jetzt muss sie schon wieder hin, und wieder für ein paar Tage. Gerade jetzt, dachte Stephan, in dieser Situation. Wenn es Shorter und Virginia gelang ihn bloßzustellen, wäre das sein Ruin, fachlich und finanziell. Von den Patenten lebte sein Institut und damit auch sie selbst. Was wollte sie nur schon wieder bei Joane, fragte er sich, ebenso wie ich. War Freddy immer noch die „Schlaftablette" für sie? Einmal hatten ihre Augen so merkwürdig geglänzt und in die Weite gestarrt, als sie von Freddy sprach. Stephan und sie lagen nackt im Bett, zum ersten Mal seit ich Freddy verlassen hatte. Aber ich wurde ebenso enttäuscht, wie Stephan. Sie sei nicht in Stimmung. Vielleicht später, und ihre Augen hatten diesen verträumten Blick. Aber das war lächerlich, Freddy war klein und dick, kein Mann für einen Seitensprung. Sie kannte ihn schon so lange und jetzt plötzlich, nein, das war verrückt. „Freddy, die alte Schlaftablette!" hatte er gesagt und sie hätte antworten müssen „Ja, ja! Weiß Gott, wie der es soweit gebracht hat!". „Verdammtes Glück hat der gehabt!", hätte er dann geantwortet. So lief immer ihre Freddy-Litanei, aber diesmal hatte Luna ihre Antwort variiert. Völlig überraschend traf ihn ihre ketzerische Entgegnung: „Immerhin hat er es zum Milliardär gebracht! Also von wegen Schlaftablette!" Aber auch das musste nichts zu sagen haben. Wahrscheinlich war es nur eine Spitze gegen ihn gewesen, wollte ihm vorwerfen, dass er nicht so erfolgreich wie Freddy ist. Ihre Rache, weil er gestänkert hatte, weil er nicht wollte, dass sie schon wieder zu Joane ginge.

Beinahe hätte ich es vergessen. Es gab noch eine Szene in Virginias Büro. Ihre Meinung über Stephan Dedoute musste Virginia in der Zwischenzeit gründlich geändert haben. Stephan eilte in ihr Büro und schloss die Türe, was er wohl nie tat, wie ihr erstaunter Blick ahnen ließ. Alle seine Bewegungen drückten seine Aufregung aus. Er würde ihr etwas sagen, was er sich lange überlegt hatte.

— „Sie werden diese Ergebnisse nicht veröffentlichen. Weder hier noch sonst wo!"

— „Wie wollen sie das verhindern!"

— „Schauen sie sich mal ihren Arbeitsvertrag etwas genauer an! Dort gibt

es einen Abschnitt 'Verschwiegenheitspflicht'. Da steht auch, dass sie sich verpflichten für Schäden, die sich aus der Missachtung dieser Verpflichtung ergeben, in vollem Umfang aufzukommen haben. Ich brauche ihnen ja nicht extra zu erklären, um wieviel Geld es in diesem Fall geht? Oder wollen sie in Zukunft für dieses Institut aufkommen?"

— „Gilt dieser Abschnitt auch im Falle von Gesetzesverstößen?"

Dann geschah das Wunder. Aus der Familie A(H3N2) Sydney kamen meine Retter. Die Viren hatten zum Gegenschlag gegen einen ihrer größten Feinde ausgeholt. Sie hatten leichte Beute gehabt. Nächtelang hatte Stephan kaum geschlafen. Er musste sich vorbereiten für die Anhörung. Er musste perfekt vorbereitet sein, denn wenn es ihm dort nicht gelänge Shorter in die Defensive zu drängen, würde sein Fall schlecht aussehen. Es würde nicht einfach sein, denn mit Rosenbaum und Miller würde er kein leichtes Spiel haben. Tagelanger Schlafmangel und dann feierte er noch in seinem Institut das 10-jährige Bestehen. Das war die Nacht des Angriffs der Erreger und seine Verteidigung, das hohe Fieber stärkte die Phantome seines Unterbewusstseins. Ich zögerte nicht lange. Ich floh, schneller als das Licht, unerkannt im allgemeinen Kriegsgewirr.

* * * * *

Es war der letzte Schultag des Schuljahres und Dr. Becks würde austeilen, was die Schülerschaft in Hassliebe Giftzettel nennt. Von wenigen heiß und innig als Bestätigung ihres schulischen Engagements und ihrer Begabung erwartet, sahen andere eine weitere Hiobsbotschaft in ihrer schulischen Karriere auf sich zu kommen. Ein Großteil hatte nichts von den Zeugnissen zu befürchten, aber auch nichts Besonderes zu erwarten. Letztere freuten sich nur auf die lange erwarteten Ferien.

Constantin stand äußerlich in stoischer Ruhe am Eingang zum Klassenzimmer. Hätte alles seinen normalen Lauf genommen, würde er in wenigen Minuten seine Nichtversetzung besiegelt bekommen. Eigentlich gehörte er in die Gruppe derer, die sich freuen konnten, denn wenn man sich an die Abmachung gehalten hatte, würde er versetzt werden. Aber er fühlte sich betrogen. Warum zwang man ihn, die Schule zu verlassen. Niemand hat dich gezwungen, denkt Constantin. 'Du hättest diesen Scheiß-Wisch einfach nicht unterschreiben brauchen.' Ja, aber dann hätte man ihn durchrasseln lassen. Rex hätte dann nach einem anderen Weg getrachtet, ihn abzuschieben. Constantin war voller Wut, denn er empfand es als reine Willkür. Rex tat nun so, als habe er ihm die Versetzung geschenkt, als habe er sie ihm zu verdanken. Constantin dachte, dass er die Versetzung verdient hatte, und er empfand es als eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, dass er nun die Schule verlassen musste.

Dr. Wolff, der wie immer scheinbar geistesabwesend über den Flur huschte, auf dem Weg zu seiner Klasse, hatte Constantin unter den vor dem Klassenzimmer Wartenden erblickt und hielt plötzlich inne und ging zu ihm.

— „Tut mir leid!", hatte Dr. Wolff auf dem Flur zu ihm gesagt, „Es wäre nicht fair gegenüber den anderen gewesen."

Im Prinzip war es eine Entschuldigung gewesen, Dr. Wolff wurde von Gewissensbissen geplagt, dachte Constantin. Er konnte und wollte niemandem wehtun oder schaden, und wegen seiner absoluten Korrektheit musste er es in seinem Fall tun. Dr. Wolff hatte sich darin verbissen, dass es ungerecht gegenüber all den anderen sei, Constantin eine Eins zu geben, obwohl es dennoch gute Gründe dafür gäbe. Das Wolffsche Dilemma: Was er auch tat, er wäre immer, ohne es zu wollen, ungerecht, entweder gegen Constantin oder gegen den Rest der Klasse.

— „Aber es hat ja auch so geklappt! . . . ", sagte Dr. Wolff freundlich lachend.

Es schien, als hätte Dr. Wolff noch etwas sagen wollen, stoppte aber, als sein Chef Dr. Becks erschien und ihn mit einem knappen „Morgen, Herr Wolff!" begrüßte. In diesem Moment wirkte er eher wie ein Schüler, der von einem Lehrer dabei ertappt worden war, wie er Unsinn machte, als der fachlich versierteste Mathelehrer der Schule.

Wenn Dr. Wolff ihm eine Eins gegeben hätte, dann hätte er auch eine sechs in Latein ausgleichen können und man hätte ihn nicht zum Einreichen seines Austritts zwingen können. Dr. Wolff und das Bad Trunninger Kolleg würden nun einen ihrer besten Matheschüler verloren, einen, dessen Begabung weit über das Übliche ging, einen wie sie noch nie hatten und wie sie ihn vielleicht auch nie mehr bekommen würden, aber das schien Leute wie Rex nicht zu interessieren. In Constantins Tagträumen schrieben die zukünftigen Biographen über ihn: „Das ist die Schule und die Lehrer, die in ihrer Ignoranz die Genialität von Constantin Colanik nicht erkannt hatten!"

— „Also vier Schüler haben das Klassenziel nicht erreicht!", sagte Rex und klopfte auf den Haufen Zeugnisse, der vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

Constantin schreckte auf. Wenn es vier Schüler waren, dann musste er dabei sein, dann hätte er sich nicht an ihre Abmachung gehalten. Dazu würde auch passen, dass er ihn schon im Eingang so hämisch und triumphierend grinsend angeschaut hatte. Von dreien wusste er sicher, dass sie nicht versetzt würden und der vierte musste dann er selbst sein.

Rex schaute Sonja fast väterlich sorgevoll an. Sie war auf jeden Fall eine der vier, sie hatte keine Chance, schon vom Anfang des Schuljahres ab. Egal ob fünf oder sechs in Deutsch, sie hatte auch eine fünf in Latein und wahrscheinlich noch in diversen Nebenfächern. Ihre zwei in Mathematik und Physik waren völlig belanglos. Vor allem spielte es keine Rolle, dass sie eine Eins in Sport und Musik hatte. Sonja war eine wundervolle Turnerin, geschmeidig wie eine Katze, grazil jede ihrer Bewegungen. Ihr bei ihren Übungen zuzuschauen

ließ einen glauben, dass auch Knochen beweglich sind. Es half auch nichts, dass sie schon mehrere Preise in „Jugend musiziert" bundesweit gewonnen hatte, und auch nicht, dass sie bereits kleine vielversprechende Kompositionen für Klavier veröffentlicht hatte. Wahrscheinlich würde die musisch, sportlich und mathematisch begabte Sonja kein Abi schaffen, dachte Constantin bitter. „Das Musische und das Sportliche ist geduldetes Beiwerk in unserem Schulsystem, in dem Sprachen die Oberhand haben.", sagte Constantin einmal zu Stella. „Den Naturwissenschaften geht es nicht wesentlich besser, auch wenn die Mathematik ein Hauptfach ist. Ein sprachlich begabtes Kind kann auch mit völlig unzulänglichen Mathekenntnissen ein Abi erreichen, aber ein Mathegenie, welches sprachliche Probleme hat, versagt hier allzu häufig. Zu der fünf in Deutsch gesellen sich meist zwangsläufig mindestens eine oder zwei weitere in den Fremdsprachen. Und das war es dann ... Wen wundert's? Juristen und Verwaltungsbeamte überwiegen in unseren Parlamenten, d.h. Leute mit sprachlichem Können bestimmen das Regelwerk, nach dem die Auslese an unseren Schulen erfolgt. 'Judex non calculat' und das bedeutet für mich, dass Juristen nichts mit Mathe am Hut haben, so wie Mathematiker meist nicht mit großen sprachlichen Fähigkeiten gesegnet sind. 'Mathematicus cogitat at non scribat.' "

Dann wurde Winnie ausgiebig von Rex gemustert. Damit war klar, was aber eigentlich keine Überraschung war, dass Winnie einer der Nichtversetzten war. Unablässig wischte er seine schweißnassen Finger an seiner Jeanshose ab. ‚Nicht kleckern, sondern klotzen!' war die Maxime seines Vaters und das war es, was sein Sohn in Latein gemacht hatte: Eine Sechs und auch die Leistungen in allen anderen Fächern waren mehr als unzureichend. Geklotzt hatte jahrelang vor allem Winnies Vater. Nicht so, wie Tilos Vater, denn das überstieg seine finanziellen Fähigkeiten. Aber beständige kleine Aufmerksamkeiten für bestimmte dafür empfängliche Lehrpersonen flankierten über Jahre die Karriere seines völlig unbegabten Sohnes. Aber jetzt kurz vor dem Abitur, bekamen die über Jahre reichlich Beschenkten doch Angst. Das Abitur war landesweit, und dort würde sich Winnies wahres Können zeigen und die Schule und vor allem auch sie selbst in äußerst schlechtem Licht erscheinen lassen. Winnie würde dieses Jahr wiederholen, hatte Rex schon zu Beginn des Schuljahres beschlossen. Im Gegensatz zu Sonja hatte Winnie kein einziges Fach, in dem er glänzte, und für ihn war seine Zukunft schon klar: Hätte er die Schule geschafft, hätte er eine Uni mit seiner Anwesenheit beglückt und danach als verkrachter Ingenieur oder als gescheiterter Jurist die väterliche Firma übernommen. Aber auch ohne Studium und, wie es nun aussah, selbst ohne Abitur, wartete auf ihn ein Platz in der Führungsetage.

Plötzlich irrte Rexens Blick zur Verwunderung Constantins zu Johannes. Es konnte nur ein Irrtum sein; Johannes konnte nicht dabei sein, dachte Constantin. In Rexens Augen stieß Constantin auf Triumph, ein Ausdruck zu dem

sich noch ein verächtliches Grinsen gesellte, als er plötzlich Constantin fixierte. Constantins Atem stoppte und er glaubte keine Luft mehr zu kriegen. Ihm schossen Tränen in die Augen. Rex nickte langsam mit dem Kopf, eine Bewegung, der sich auch ihr Oberkörper anschließt. Ja, ja, da kannst du ruhig weinen, scheint seine Gestik zu artikulieren. Sie hatten sich nicht an die Abmachung gehalten, und er würde nun die Schule ohne Abschluss verlassen müssen, dachte Constantin, und es fröstelte ihn.

Bisher hatte Rex noch kein Wort gesprochen und in der Klasse herrschte, wovon Lehrer meist nur träumen, ein Totenstille.

Dann wiegt Rex in seinen Händen den Stapel Zeugnisse und schaut in Alois Richtung. Alois war die ganze Zeit in Constantins Kalkül gewesen. Alois war in jedem Fach bodenlos, er würde zwar das Jahr wiederholen können, aber die Lehrer und Lehrerinnen zweifelten daran, ob er auch in einer Wiederholung seine immensen Lücken schließen könnte. Er sei einfach dumm, hatte Frau Dr. Braitmeyer einmal zu ihm gesagt. Alle waren entsetzt, obwohl niemand den Wahrheitsgehalt anzweifelte. Auch der Direktor teilte ihre Meinung, musste ihr aber einen schweren schriftlichen Verweis erteilen, nachdem sich Alois Eltern förmlich bei der Schulleitung beschwert hatten und glaubhaft mit rechtlichen Schritten gedroht hatten. Immerhin hatte Frau Dr. Braitmeyers spontane und unüberlegte Bemerkung, Alois die Versetzung im letzten Jahr trotz miserabler Noten gesichert. Rex hatte sich persönlich für ihn eingesetzt. Er wollte keinesfalls den Eindruck erwecken, dass es sich um einen Racheakt der Schule handeln könnte. Auf jeden Fall wollte er eine offene Konfrontation zum Kultusministerium verhindern. Nummer fünf! Er hatte gesagt, dass vier die Versetzung nicht geschafft hätten, denkt Constantin, und es kristallisiert sich die entsetzliche Gewissheit, dass entweder er oder Johannes dabei waren.

* * * * *

Poisson hatte Galois um eine Kopie seiner verlorenen Mémoire gebeten, damit er seine Forschungen der Akademie der Wissenschaften vorstellen könnte. Am 16. Januar 1831 schrieb Galois eine neue Einleitung, in der er darauf hinwies, dass es sich um eine neue Version einer bereits vor einem Jahr eingereichten Arbeit handele. Am folgenden Tag reichte er sein Mémoire im Sekretariat ein, die dann am darauffolgenden Tag vorgestellt wurde. Anschließend vertraute man sie Lacroix und Poisson zur Beurteilung an.

Auch wenn Galois nun nicht mehr die École Normale besuchen durfte, war er nicht vollständig von der mathematischen Welt abgeschnitten, denn er besuchte zu dieser Zeit wohl regelmäßig die Vorträge und Diskussionen, die von der Akademie der Wissenschaften angeboten wurden. Rigatelli schreibt, dass seine Beiträge zu den Diskussionen ohne Zweifel sehr exakt und relevant waren, dass sie aber gleichzeitig auf eine aggressive Art kritisch und gegen alle akademischen Konventionen gewesen seien. In einem am 18. April 1831 verfassten Brief an Gugielmo Libri schrieb Sophie Germain, die auch die mathematischen Zirkel besuchte:

. . . Dieser Student Galois, der trotz seiner Unverschämtheiten eine gute Veranlagung verspricht, hat es schließlich fertiggebracht, dass er von der École Normale verwiesen wurde. Er ist arm und seine Mutter mittellos. Auch nachdem man ihn nach Hause geschickt hat, hält er an seinen Konfrontationen fest. Er hat Ihnen nach Ihrem optimalen Vortrag bei der Akademie ein Beispiel dieses beleidigenden Betragens gegeben. . . . Man sagt, dass er vollkommen verrückt wird und ich glaube, dass dies wahr ist.

Nachdem er Monate vergeblich auf eine Antwort auf sein Mémoire wartete, schickte Galois am 31. März 1831 eine Anfrage an den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften:

Ich wage zu hoffen, dass die Herren Lacroix und Poisson es nicht schlimm finden, dass ich sie an ein Mémoire über die Theorie der Gleichungen erinnere, welches ich schon vor drei Monaten eingereicht habe.

Die Forschungen, die dieses Mémoire enthält, sind Teil einer Arbeit, die ich letztes Jahr im Wettbewerb um den großen Preis der Mathematik beigesteuert hatte. Darin gebe ich für alle Fälle Regeln, um zu entscheiden, ob eine Gleichung durch Radikale lösbar ist oder nicht.

Weil dieses Problem bis heute, wenn nicht unmöglich, so doch wenigstens als sehr schwierig für Geometer erschien, entschied das Preiskomitee A PRIORI, *dass ich dieses Problem nicht gelöst haben könnte, erstens weil ich Galois heiße und mehr noch weil ich ein Schüler war. Man ließ mich wissen, dass meine Mémoire verloren gegangen sei. Diese Lektion hätte mir genügen sollen. Dennoch schrieb ich dem Rat eines ehrenhaften Mitgliedes der Akademie folgend, meine Mémoire teilweise um und reichte sie ein.*

Herr Präsident, Sie sehen, dass meine Arbeit offenbar das gleiche Schicksal erlitten hat, wie diejenigen der Kreisquadrierer. Wird die Analogie bis zum Ende durchgeführt? Herr Präsident, befreien Sie mich bitte von der Sorge, indem Sie die Herren Lacroix und Poisson auffordern zu erklären, ob sie mein Mémoire auch verloren haben, oder ob sie die Absicht haben, darüber bei der Akademie zu berichten.

Am 4. Juli lehnte die Akademie mit Poisson als Gutachter Galois' Mémoire ab. Es stellt sich die Frage, wann Galois davon erfuhr bzw. den Brief erhalten hatte. Infeld geht sogar so weit, dass er in seinem Buch behauptet, Galois habe erst im Oktober in Sainte-Pélagie davon erfahren. Damit wird Galois' im Oktober verfasstes Vorwort, welches voll von ungezügeltem Zorn und tiefer Enttäuschung ist, zu einer direkten Reaktion auf diese Ablehnung. Auch wenn es vielleicht nicht wirklich drei Monate dauerte, bis ihn diese schlimme Nachricht erreichte, so halte ich es dennoch für sehr wahrscheinlich, dass er bereits im Gefängnis war, denn er wurde bereits am 14. Juli inhaftiert, also nur zehn Tage nach dem offiziellen Datum des Schreibens.

Poisson bezeichnete seine Arbeit als unverständlich.

„Wir haben alle Anstrengungen unternommen, um Galois' Ausführung zu verstehen. Seine Begründungen sind weder klar genug noch hinreichend entwickelt, als dass wir ihre Korrektheit hätten verifizieren können; und wir sehen uns außerstande davon eine Idee in diesem Bericht zu geben. Der Autor gibt an, dass die Behauptung, die er zum zentralen Punkt seiner Arbeit macht, Teil einer allgemeinen Theorie sei, die reiche Anwendungen habe. Es geschieht

häufig, dass sich die verschiedenen Aspekte einer Theorie gegenseitig aufklären, so dass sie leichter im Gesamten als isoliert zu verstehen sind. Man sollte also warten, bis der Autor seine Arbeit im Ganzen veröffentlicht hat, um sich eine endgültige Meinung zu bilden. Aber in dem Zustand, in dem sich der Teil, den er bei der Akademie eingereicht hat, jetzt befindet, können wir Ihnen nicht empfehlen, dafür eine Zulassung zu geben."

Unterzeichnet war der Text von Lacroix und Poisson.

Wenn man bedenkt, dass es sich bereits um seinen dritten Versuch handelt, der Akademie seine Theorie zu unterbreiten, kann man Galois' Enttäuschung verstehen, auch wenn der Schluss des Schreibens aufmunternde Züge enthält.

* * * * *

Würdevoll schreitet Dr. Wilfried Becks in zwei tadellos glitzernden schwarzen Lackschuhen über den knarrenden Parkettboden der Bühne. Am Rednerpult kontrolliert er nochmals den Sitz seiner schwarzen Fliege, gefangen in einem schneeweißen Hemdkragen. Er wartet auf das Abebben des Lärms im Raum. Seine Blicke streifen über die Sitzreihen. Alle besetzt, wenn man von den wenigen für Ehrengäste reservierten Plätzen in der ersten Reihe absah. Er mustert auch all die, welche keinen Sitzplatz mehr gefunden hatten und nun an den Seiten des Saales stehen mussten oder mit in der Luft baumelnden Füßen auf den Fenstersimsen Platz genommen hatten. Es wirkt, als wolle er kontrollieren, wer von den Hunderten von Schülern anwesend war, als wolle er sehen, welche Eltern fehlten. Mit leicht zitternden Händen greift Rex sein Manuskript, kontrolliert die Reihenfolge der Blätter und stößt auf dem Pult seine sieben handgeschriebenen Blätter mit einer Sorgfalt auf, die einem Stoß von fünfzig Blättern würdig wäre.

In tiefer Stimme kullern seine Worte, rund und glatt wie Kieselsteine in einem Gebirgsbach, in die erwartungsvolle Stille des Menschenmeeres. Dann ruhig und beinahe andächtig, Wasser vor dem Wehr, sagt er, dass sie — und damit meinte er natürlich sich selbst — lange gerungen hätten, ob sie wegen der — hier schwieg er andächtig für einen Augenblick, — tragischen Ereignisse diese Veranstaltung überhaupt stattfinden lassen könnten.

— „Stimmt, ist kein Problem. Vor allem nicht für jemanden, der gar nicht mitspielt, der nicht monatelang seine Freizeit in endlosen Proben verbracht hat, für jemanden, der sich nicht auf die Aufführung freut!", hatte Walburga Constantin an diesem Nachmittag gescholten.

Ihren plötzlichen Zorn konnte er nicht verstehen. Er hatte nur gesagt, dass er sich frage, ob Rex nicht in Anbetracht der schrecklichen Ereignisse die Aufführung absagen würde. Aber es war egal gewesen, was er sagte, sie hatte

nur auf eine Gelegenheit gewartet, einen Streit vom Zaun zu brechen, dachte er nun.

Rex hatte die Manuskripte abgelegt und seine Hände rieben sich ineinander in einer imaginären Waschung. Wieder mit seiner Aufzeichnung bewaffnet, betont er nochmals, dass ihnen diese Entscheidung wirklich nicht leicht gefallen sei. Sie hätten sich aber gesagt, wenn selbst in Kriegszeiten Leute Fasching feierten, warum sollten sie dann kein Theaterstück aufführen, und schließlich handele es sich doch um eine Tragödie. Er stellt es so dar, als sei es nur eine klassische griechische Tragödie gewesen. Die Menschen unentrinnbar ihrem Schicksal ausgesetzt. Als sei auch er nur ein Spielball der Götter und nicht einer derjenigen gewesen, die am härtesten auf den Ball eingetreten hatten. In solchen Situationen müsse man nach vorne schauen, denn Geschehenes könne man nicht mehr ungeschehen machen, so sehr man es sich auch wünschen möge. Könnte eine Aussetzung der Veranstaltung überhaupt im Interesse der beiden so tragisch Verunglückten sein, habe er sich gefragt. Hätten sie es gewollt, dass man den Kindern die Früchte ihrer Arbeit vorenthalte? So viel Mühe bei den Vorbereitungen, ein solcher Einsatz und nun solle alles umsonst gewesen sein? Nein, die Kinder verdienten ihre Aufführung! Aber sie — und damit meinte er wohl die Theatergruppe — hätten noch ein großes Problem gehabt. Wer sollte so kurzfristig die Rolle des Doktors übernehmen? Besonderer Dank gebühre Georg Schmeil, der sich so kurzfristig bereit erklärt habe, die Rolle des Doktors zu übernehmen, was er glücklicherweise ja auch schon ein paar Mal bei den Proben gemacht habe.

Natürlich führten seine Bemerkungen zu einer Unruhe im Saal, denn einige hatten noch nicht einmal mitbekommen, dass etwas passiert war. Andere, und das waren wohl die meisten, hatten nur von einem Fall gehört, denn selbst Gerüchte waren noch nicht schnell genug gewesen, die aktuellen Ereignisse zu verbreiten. Erschwerend kam natürlich noch hinzu, dass die meisten Eltern erst kurz vor dieser Veranstaltung angereist waren, um danach mit ihrem Sprössling zusammen nach Hause in die Ferien zu fahren. Wie konnte es nur dazu kommen, tuschelten einige? War es nicht Mord gewesen, tuschelten andere. Was war mit diesem Johannes passiert?

Einige der Germanisten unter den Zuschauern, vor allem die Puristen unter ihnen, bemängelten wie so häufig den laxen umgangssprachlichen Gebrauch des Begriffs tragisch in Rexens Rede, denn was sich ereignet hatte, war sicherlich äußerst traurig, aber es fehlte das unauflösbare Dilemma, welches den Protagonisten in der klassischen Tragödie nahezu zwangsläufig in die Katastrophe führt. Wo waren die Charakterfehler, die Fehlentscheidungen und die Hybris, die zu einer unausweichlichen Verschlechterung der Situation geführt hatten? Constantin glaubte zu wissen, wo sie sich befanden. Rex verkörperte sie. Durch ihn geriet Doris unschuldig schuldig in eine nahezu ausweglose Situation. Die Katharsis wurde von ihm bestimmt. Für Constantin war es

ein weiteres untrügliches Zeichen seiner Schuld, dass er von zwei tragischen Unglücksfällen redete. Wenn selbst die Polizei in Doris' Fall definitiv nicht mehr von einem Unfall ausging, sich allerdings auf einen, wie Constantin sicher war, Unschuldigen als Täter fixiert hatte. Von Anfang an versuchten sie es Fadimann anzuhängen und alle gegen Rex sprechenden Beweise auszuschließen. Mord durch Fadimann war Rex sicherlich noch lieber als Selbstmord, denn in letzterem Fall wäre sicherlich die Frage aufgetaucht, warum sie es getan habe und er wäre der moralisch Schuldige geworden.

Fadimann musste es gewesen sein, denn unter den Fingernägel ihrer rechten Hand hatte sie Blutspuren gefunden. Es war Fadimanns Blutgruppe, was zunächst vielleicht verblüffend klingt. Allerdings handelte es sich um die Gruppe A, die fast jeder zweite Deutsche und damit möglicherweise auch Rex hat. Niemand hatte Rexens Blutgruppe bestimmt. Die Kratzer an Fadimanns Hals, von denen er behauptete, dass sie von seinen Welpen seien, gehörten auch zu den emsig zusammengetragenen Indizien gegen ihn, die einem Kommissar im Einklang oder gar im Auftrag des Polizeipräsidenten genügten, Fadimann dem Gericht zu überstellen. Sie brauchten einen potenziell Schuldigen und die Wahrheit wollten sie nicht ergründen, sagte Constantin zu Stella.

Auch wenn Fadimann nicht von zwei Wanderern, einem älteren Ehepaar, am Tatort gesehen worden wäre, hätte sich die Polizei sicherlich bei ihm gemeldet. Ein skurriler Außenseiter wie er befindet sich immer nahezu automatisch im Kreis der Verdächtigen. Der Mann im grünen Lodenrock, der auf seinem Arm einen quirligen Dackel hielt, beteuerte, dass er gesehen habe, wie der Mann sich an der Frau zu schaffen gemacht habe. So genau habe er es nicht sehen können, aber es habe ausgesehen, als habe er an ihrem Busen rumgefingert. Seine Frau, in rotem Dirndl und weißer Dreiviertelbluse mit Stehkragen, unterbrach ihn immer wieder, sagte, dass er auch dem Inspektor sagen solle, dass seine schrecklichen Wolfshunde ihren armen Benno beinahe gefressen hätten.

— „Wenn Walter ihn nicht so beherzt auf den Arm genommen hätte, dann wüsste ich nicht, was mit dem armen Hündchen passiert wäre …" sagte sie dann doch selbst zum Kommissar.

Fadimann gab zu Protokoll, dass er seinen Kopf auf ihre Brust gelegt habe, um zu sehen, ob ihr Herz noch schlüge. Dann habe er versucht, ob er sie tragen könne, um sie ins Krankenhaus zu bringen. Von oben sei sie heruntergefallen. Ganz schrecklich geschrien habe sie, sagte Fadimann.

— „Und ich hatte das Gefühl, dass oben noch jemand gewesen sei …", sagte er im Verhör.

— „Was heißt Gefühl, Gefühle zählen nicht bei Polizei und vor allem nicht vor Gericht! Fakten …"

— „Ich sah eine Gestalt, die weghuschte als ich nach oben schaute. …"

— „Und sie konnten natürlich nicht erkennen wer es war?"

— „Genau. Aber später habe ich unten den Direktor gesehen … aber nur

von Hinten!"

— „Ja und genau den kannst du nicht gesehen haben. Der war im Internat, dafür gibt es jede Menge Zeugen. Also ich sag' dir jetzt mal, wie es sich abgespielt hat.", sagte der ermittelnde Kommissar. „Du hast dort oben deine Rotweinflasche geleert. Die leere, die wir hier gefunden haben. Ist doch deine? Immerhin haben wir deine Fingerabdrücke darauf gefunden . . . Dann bist du ihr gefolgt oder hast ihr aufgelauert. Oben am Felsen. Sie hat sich gewehrt und dann hast du sie runtergestoßen. Vielleicht wolltest du es ja auch nicht. Möglicherweise ist sie ja auch nur im Gerangel gefallen. Überleg' mal? Das gibt ein viel geringeres Strafmaß'! Da kommst du glimpflich weg! Also ich an deiner Stelle . . . "

— „Nein, verdammt nochmal, ich war hier unten, nicht auf dem Felsen. Da bin ich mir sicher, so betrunken bin ich nun auch wieder nicht gewesen!"

Erleichterung breitete sich im Saal aus, als Rex nach allzu langer Rede ankündigte, dass er nun bald am Ende angelangt sei. Er wolle die Bühne freimachen für die jungen Akteure. Schließlich seien sie ja gekommen, um die Kinder spielen zu sehen und nicht ihn reden zu hören. Aber trotz seines Versprechens blieb er wie ein Fels auf der Bühne. Bevor er gehe, müsse er noch ein paar Worte über das Werk verlieren. Constantin dachte bissig, dass jedes seiner Worte ein verlorenes Wort sei. Woyzeck sei das Produkt der sozialen Verhältnisse seiner Zeit, dozierte Rex; Parallelen zur Gegenwart zog er natürlich gar nicht erst in Betracht. Ein Mensch, der in völliger Armut lebt und dies sowohl was seine materiellen als auch seine geistigen Fähigkeiten betrifft. Sein soziales Umfeld und die geltenden Moralvorstellungen hätten ihn in seine geistige Verwirrung getrieben. War der Woyzeck eine griechische Tragödie, in der die Rolle der Götter vom Hauptmann und Doktor übernommen wurden? Er nur ein Spielball des Schicksals, unfähig den Lauf seines Geschickes zu ändern. Natürlich war das ein Denken, das einem Mann wie Rex fremd war, was er ablehnte, denn Leute wie er waren selbstverständlich aus eigener Kraft zu dem geworden, was sie sind. Andere weniger erfolgreiche, waren an ihrem Versagen selber schuld. Jeder ist seines Glückes Schmied, war seine simple Lebensformel. Solange ihn Marie liebte, konnte Woyzeck sein kümmerliches Leben erdulden, aber er konnte es nicht verkraften, als er ihre Liebe verlor, das letzte, was er in der Welt besaß.

Natürlich rutschten die Leute unruhig auf den harten Plastikstühlen rum, warfen sich gegenseitig vielsagende Blicke zu.

— „Hat wohl nicht geklappt . . . ", hatte Johannes mit einem verkrampften Lächeln in einem schmerzverzerrten Gesicht ein paar Stunden vorher im Krankenhaus zu Constantin gesagt.

— „Es wird alles wieder gut . . . ", sagte Constantin, während seine über die Wangen kullernden Tränen zeigten, dass er aufgrund der medizinischen Fakten nicht mehr daran glaubte, „du bist doch mein bester Freund, mein einziger

richtiger . . . ”

— „War wohl doch nur eine Legende . . . ”, stammelte Johannes.

Er brauche sich keine Sorgen zu machen, wurde Constantin von einem Arzt versichert. Er kommt durch, dafür sorgen wir. Und die Dutzenden von Apparaten und Monitore, an die Johannes mit Schläuchen und Kabeln angeschlossen war. Aber eine schreckliche Gewissheit blieb: Johannes würde nie mehr laufen können.

— „. . . die Geschichte mit dem Hasen meine ich . . . ”

* * * * *

6 Flügellos

Quand la concurrence c'est à dire l'égoïsme ne régnera plus dans les sciences …et on ajoutera : « je ne sais pas le reste ».

Evariste Galois, 1831, Deux Mémoires d'analyse pure, Préface

Wenn der Konkurrenzkampf, das heißt der Egoismus nicht mehr in der Wissenschaft wütet … dann wird man hinzufügen: „Den Rest weiß ich nicht"

Am 15. Mai wurde Galois angeklagt, weil er das Leben des Königs bedroht habe. Über die Verhandlung liegen uns sehr detaillierte Informationen vor. Zum einen das ausführliche Gerichtsprotokoll und zum anderen die Beschreibung in Dumas Memoiren.

Er habe noch nie etwas Einfacheres und Deutlicheres als diesen Prozess gesehen, schreibt Dumas. Der Angeklagte schien es auf sich zu nehmen, den Richtern die Beweise zu liefern, die ihnen fehlen könnten. Für diesen Prozess wurden besondere Sicherheitsvorkehrungen getroffen, weil es laut Protokoll ein paar Tage zuvor Ausschreitungen gegeben hatte. Vielen wurde der Zutritt in den Gerichtssaal verweigert, so dass es nur wenige Zuschauer gab, die noch dazu auf Distanz gehalten wurden. Vertretern der Presse wurde erst nach lautstarken Protesten während des laufenden Prozesses der Zutritt erlaubt.

Galois, der als Beruf Privatlehrer für Mathematik zu Protokoll gab, wurde von dem republikanischen Anwalt Dupont vertreten. Die Anklage gegen Galois lautete auf Provokation eines Attentats gegen das Leben und die Person des Königs der Franzosen. Die Verhandlung wurde von Richter Nandin geleitet. Zu Beginn der Verhandlung wurden noch einmal der Grund — also der Freispruch der Artilleristen und die Ablehnung des Ehrenkreuzes durch Raspail — und die Örtlichkeiten der Feier im ,,Aux Vendanges de Bourgogne" rekapituliert. Im Protokoll wurde festgehalten, dass sich unter den verschiedenen bei diesem Essen ausgesprochenen Toasts die ,,widerwärtigsten Ansichten" gegen die damals amtierende Regierung befunden hätten. Besonders erschreckend fand man es wohl, dass man auf die Revolution von 1793 angestoßen hatte, also den Anfang der Schreckensherrschaft, die mit dem Sieg der Jakobiner (Bergpartei) über die Girondisten begann. Dazu muss man wissen, dass ein großer Teil der Bevölkerung zur Zeit Galois' sich vor einer Machtübernahme der Republikaner fürchtete, weil man ihnen unterstellte, wieder ein solches Schreckensregime installieren zu wollen. Unter diesem Aspekt kann man auch die Frage des Richters besser verstehen, der explizit danach fragte, ob bei dieser Feier auch das Wort ,,Guillotine" gefallen sei.

Galois bestreitet nicht den Vorwurf, dass er mit erhobenem Dolch gesagt habe ,,Für Louis-Philippe!". Allerdings stellt er die Geschehnisse in einen anderen Zusammenhang. Zum einen sagt er, dass es sich um das Messer gehandelt habe, das ihm zum Zuschneiden des Mahls gedient habe, womit er geschickt den Charakter als Waffe herunterspielte. Außerdem behauptet Galois, dass man seinen Nachsatz ,,. . . wenn er uns verrät!" wegen der sofort einsetzenden Pfiffe nicht mehr gehört habe. Die Versammelten hätten nämlich geglaubt, dass er auf die Gesundheit des Königs anstoßen wollte, was wiedermals ein geschickter Schachzug war, denn das bedeutete schließlich, dass die Gäste das Messer nicht als Bedrohung wahrgenommen hatten.

Als sich Galois in seinen Antworten in Unterstellungen gegen den König zu verstricken droht, greift sein Verteidiger Dupont ein, indem er darauf hinweist, dass es für alle Beteiligten besser wäre, wenn man nicht über die Fakten und Taten, wie zum Beispiel die fragwürdige Thronbesteigung, sprechen würde, die zum mangelnden Vertrauen gegenüber Louis-Philippe geführt hätten. Der Richter wendet zwar ein, dass der Justizminister sich beklagen würde, wenn er das Verhör nicht vollständig durchführte. Aber als auch die Staatsanwaltschaft sich der Forderung der Verteidigung anschließt, wechselt er das Thema zu unkritischen Fragen über den Dolch. Galois gab an, dass er ihn zwei Tage vor dem Mahl gekauft habe und sich damit einen lange gehegten Wunsch erfüllt habe. Außerdem gibt er an, dass es sich

um einen Dolch gehandelt habe, wie ihn die französischen Ärzte bei sich getragen hätten, um den polnischen Verwundeten zu helfen. Mit letzterer Bemerkung unterstrich er wieder sehr geschickt den friedfertigen Charakter dieses Messers. Auf die Frage des Richters gibt Galois an, dass er das Messer verloren habe, als er das Restaurant verlassen habe.

Der Zeuge der Anklage Herr Petit, der sich mit anderen Kollegen in einem Nebenraum befunden hatte, gab lediglich an, dass sie bei einem Spaziergang im Garten durch die halbgeöffneten Fenster die Toasts und Lieder der zweihundert Versammelten gehört hätten.

Auch der Zeuge Delair, ein Anwalt und einer der Gäste, belastete Galois nicht, als er angab, dass er vom anderen Ende der Tafel lediglich gesehen habe, wie sich Galois erhoben habe und etwas Glitzerndes, wie ein Messer, in der Hand gehalten habe, aber er habe nicht verstehen können, was er sagte. Der Richter fragte ihn, ob denn Galois nicht seinen Spruch habe wiederholen müssen. Delair antwortete, dass er glaube, dass es so gewesen sei. Aber er habe es auch nicht verstanden und könne nicht sagen, ob Galois auch gesagt habe ,,wenn er uns verrät!" Aber er halte es für wahrscheinlich, denn anschließend habe sich schließlich der Lärm beruhigt.

Auch die Kellner, der Kellermeister und der Besitzer des Restaurants wurden befragt, was sie gehört hätten, ohne dass sich neue Fakten ergaben.

Mit dem Auftritt des Schriftstellers Gustave Drouineau als Zeuge kam es zu einer erwartungsvollen Neugierde im Saal. Schließlich hatte er sich bereits vor dem Untersuchungsrichter geweigert, irgendwelche Aussagen zu dem Geschehen zu machen, und wurde deshalb zu 100 Franken Strafe verurteilt. Er präsentierte sich vor Gericht in Frack und mit seinen in der Juli-Revolution erworbenen Orden. Nachdem er sich auch vor Gericht weigert, einen Schwur zu leisten und auszusagen, wird er abermals zu 100 Franken Strafe verurteilt, obwohl er sich auf das ,,non bis in idem"-Prinzip beruft, also dass niemand zweimal für die selbe Tat bestraft werden darf.

Die Zeugen der Verteidigung Lecomte, Gouillard, Billard, Audouin, Camalon und Cuper bestätigten, dass der zweite Teil von Galois' Toast ,,wenn er seine Schwüre bricht" in dem allgemeinen Stimmengewirr untergegangen sei.

Galois' Version der Ereignisse wurde auch von Hubert und Raspail bestätigt.

Der Staatsanwalt Miller machte in seiner Abschlussrede noch einmal deutlich, dass es sich seiner Meinung nach um ein öffentliches und nicht um ein privates Treffen gehandelt habe, weil unter anderem die Fenster halb geöffnet gewesen seien.

Galois, der sich in seiner abschließenden Rede in gefährlichen politischen Äußerungen zu verstricken begann, wurde vom Richter unterbrochen mit den Worten ,,Ich unterbreche Sie hier, in Ihrem eigenen Interesse".

Die Geschworenen fällten nach einer halbstündigen Beratung die einstimmige Entscheidung: Der Angeklagte ist nicht schuldig. Nach der Urteilsverkündigung sei Galois geradewegs zum Richterpult gegangen, auf dem sein offenes Klappmesser als Beweisstück lag, schreibt Dumas. Er nahm es, klappte es zu, steckte es in seine Tasche, grüßte das Tribunal und ging weg. Wenn jedoch Galois' Messer vor dem Richter lag, ist die Frage des Richters während des Prozesses, was aus seinem Messer geworden sei, schwer erklärlich.

* * * * *

Obwohl ihm der Griff der prall gefüllten Plastiktüte in seiner Hand schmerzte, stellte Constantin sie nicht ab, denn seine Entscheidungskraft war gelähmt oder sein gedankliches Trägheitsmoment — definiert als die Größe des Widerstands, den ein tief in Gedanken versunkener Geist jeder Änderung seiner Entscheidungen entgegensetzt — ging in diesen Augenblicken gegen Unendlich.

„Volare, … oh oh", hallte es wieder von Giacomos Eisdiele. Constantin fühlte sich wie ein Adler mit gebrochenen Flügeln, in dessen Gefieder es zwar noch zuckte, der sich aber nicht mehr vom Boden erheben konnte. Jahrelang schien Giacomo das Lied nicht mehr gespielt zu haben. Vielleicht hatte er die CD verlegt und erst jetzt beim Packen wieder gefunden. Auch wenn er selbst am nächsten Tag nicht mehr in Bad Trunningen wäre, vielleicht nie mehr hierher käme, schmerzte es Constantin zu wissen, dass Giacomos Eisdiele für immer schließen würde. Giacomo war der kleine Lichtschein, der seinen ersten Tag in Bad Trunningen erheiterte. Die Eisdiele eine Brücke in seine Kindheit, aber vor allem zu Doris. Im neuen Schuljahr würde es dort zwar noch Eis geben, aber nicht mehr von Giacomo. Eine Kette hatte die Räumlichkeiten erworben und würde sie so umbauen, dass auch die Bad Trunninger Filiale zu einem weiteren eineiigen Zwilling in der Filialkette würde, im Trend der Zeit, aber ohne jede persönliche Note, langweilig und fade wie das Eis selbst.

Nach der Theateraufführung war Constantin in den Park gegangen. Er hoffte, dass er dort Walburga treffen konnte, nachdem sie nach der Aufführung mit den anderen Akteuren verschwunden war. Während der letzten Tage hatte er das Gefühl dass etwas nicht stimmte, denn sie war immer so ausweichend gewesen. Aber als er sie händchenhaltend mit Tilo im Park sah, verschlug es ihm den Atem. Immer wieder blieben sie stehen, umarmten sich leidenschaftlich und küssten sich. Dann hatte sie Constantin erblickt, wollte Tilo in eine andere Richtung ziehen, aber Tilo zog sie hinter sich her zu Constantin. Grinsend und triumphierend stellte er sich vor Constantin.

— „Du liebst sie noch nicht einmal. Du willst nur besitzen, … genau wie dein Vater! Der will auch alles haben. … Ohne deinen Vater bist du nichts, nichts, …" sprudelte es aus Constantin heraus, „Doch, du bist ein Stück Scheiße, das man schon längst von der Schule entfernt hätte, wenn nicht das stinkende Geld deines Vaters flösse …"

In Tilos Augen blitzte Mordlust, dann verschwand Constantins Kopf im Schwitzkasten. Panische Angst hatte er, aber er krächzte nur weiter „ein Stück Scheiße, … nichts als " und immer stärker wurde die Umklammerung, um ihn zum Schweigen zu bringen. Selbst wenn er ihn erwürgte, würde er nicht um

Gnade flehen. Eine Ewigkeit. Immer fester wurde die Umklammerung. Constantin glaubte zu ersticken, aber er wehrte sich nicht.

— „Hör' auf, Tilo! Lass das!", kamen endlich ihre erlösenden Worte.

Keine Spur von Liebe mehr in ihrer Stimme, und in ihren Blicken nur Mitleid, so wie sie es wohl auch für jeden anderen in seiner Situation empfunden hätte. Dafür hasste er sie plötzlich. Von einer Sekunde auf die andere.

Bleischwer hängt die Plastiktüte in Constantins Hand. Dominicos Stimme fliegt von Giacomos Eisdiele durch den Park zum Eingangsportal des Doms. „ . . . E incominciavo a volare nel cielo infinito." Er würde sich nie mehr in den unendlichen Himmel erheben können und Johannes würde noch nicht einmal mehr gehen können. Die Abbilder seiner Mutter und seiner Oma waren wieder wie damals gehorsam mit dem Song erschienen. Aber diesmal schafften sie es kaum durch den Nebel des Vergangenen zu dringen, blass und abgegriffen, wie zwei Heiligenbildchen in einem alten Gesangbuch.

„Ma tutti i sogni nell'alba svaniscon perche' Quando tramonta la luna li porta con se'." Auch für Constantin war der Mond untergegangen, und wie im Lied waren alle Träume verschwunden. Der Mond hatte sie mitgenommen. Walburgas Eltern waren an ihm vorbeigefahren. Ahnungslos hatten sie ihm freundlich zugewunken, aber Tilo und Walburga vermieden es in seine Richtung zu schauen.

* * * * *

Aber kaum in Freiheit stürzte sich Galois wieder in für ihn verhängnisvolle politische Aktivitäten. Die Republikaner planten, sich an den Festlichkeiten zum Nationalfeiertag 1831 zu beteiligen. Die vorgesehenen Aktivitäten, wie sie minutiös in einem Plakat der Republikaner abgedruckt worden waren, waren vordergründig kaum von der Regierung zu beanstanden: Am 14. Juli sollte auf dem Bastille-Platz ein Friedensbaum gepflanzt werden. Man wollte sich um 12 Uhr auf dem Châtelet-Platz und am Quai aux Fleurs treffen, und dann durch die Kais, durch die Saint-Martin-Straße und die Boulevards bis zum Bastille-Platz ziehen. Eine Militärkapelle sollte den Zug anführen und patriotische Lieder spielen. Der Baum sollte außerdem von einer Ehrengarde und von Juli-Kämpfern eskortiert werden. Die Zweige des Baumes sollten mit Girlanden und Tricolore-Bändern verziert werden. Besondere Furcht bei den Regierenden dürfte wohl die Aufforderung an die Nationalgarde ausgelöst haben, sich dem Zug in Uniform anzuschließen. So beschlossen sie am 11. Juli die Veranstaltung zu verbieten und ordneten die Verhaftung der führenden Köpfe der Republikaner an. Vivien, der damalige Polizeipräfekt, ließ sofort die noch nicht veröffentlichten Plakate in der Druckerei Mie konfiszieren.

Die Republikaner und die Mitglieder der Gesellschaft der Volksfreunde ahnten oder wussten von der für die Nacht vom 13. auf den 14. Juli geplanten Verhaftungswelle, so dass die meisten die Nacht nicht zu Hause verbrachten. So konnte die Polizei auch Galois nicht in seiner Wohnung in der Rue des Bernardins antreffen, wo er seit kurzem wohnte.

Am nächsten Tag machte sich Galois mit seinem Freund Duchâtelet, Schüler der Archivschule , mittags auf den Weg zum Pont-Neuf. Sie führten einen etwa sechshundert Demonstranten zählenden Zug. Beide trugen Artilleristenuniformen, die nach Raspail für beide zusammen noch zu groß gewesen wären. Ansonsten waren sie bis an die Zähne bewaffnet mit Kugeln, Pulver und diversen Pistolen. Raspail schreibt, dass er sicherlich keine Munition mehr zurückgebracht hätte, wenn ihn die Polizei nicht von der Schlacht ferngehalten hätte, schließlich hätten sie seinen Trinkspruch gegen Louis-Philippe ernst genommen. Die Polizei habe zugegriffen, bevor er die Pont-Neuf überquerte. Von hinten, um kein Risiko einzugehen. Nach Raspail hatten sich auch Galois' republikanische Freunde ebenso sehr vor seiner Anwesenheit beim Fest gefürchtet wie die Polizei selbst, und seien deshalb erleichtert gewesen, als sie von seiner Verhaftung erfahren hatten. ,,Was muss man heutzutage nicht alles von einem tugendhaften Mann befürchten, der alle seine Handlungen mit mathematischer Strenge berechnet?" Noch am Abend nach ihrer Verhaftung wurden die beiden im Sainte-Pélagie eingeliefert.

* * * * *

In seinem Bericht ,,Mes prisons" über seinen kurzen Aufenthalt im Gefängnis Sainte-Pélagie, während dessen er auch Evariste Galois kennengelernt hatte, erwähnt der Dichter Nerval Galois nur beiläufig am Ende:

> *Einer der Gefangenen begleitete mich bis zur Pforte, umarmte mich und versprach mich zu besuchen, wenn er das Gefängnis verlassen würde. Er musste noch zwei oder drei Monate absitzen. Es war der unglückliche Galois, den ich nicht mehr wiedersah, denn er wurde in einem Duell getötet, einen Tag, nachdem er in Freiheit kam.*

Auch wenn Nerval nur wenige Stunden in Sainte-Pélagie weilte, so beschreibt er das Leben in diesem Gefängnis eindringlich. Er schreibt, dass zu dieser Zeit Sainte-Pélagie drei vollkommen voneinander getrennte Abteilungen gehabt habe.

> *Die politischen Gefangenen besetzten den schönsten Teil des Gefängnisses. Ein ausgedehnter Hof, umgeben von Gittern und überdachten Galerien, diente den ganzen Tag zum Spaziergang und zur Bewegung. Es gab das Viertel der Karlisten und das Viertel der Republikaner. Viele Illustrationen der beiden Parteien befanden sich hinter den Gittern. Die Zeitungsherausgeber, denen ein langer Gefängnisaufenthalt beschieden war, hatten alle sehr hübsche Zimmer erhalten. Die vom ,,National", von der ,,Tribune" und von der ,,Révolution" waren am besten im rechten Pavillon untergebracht. Die ,,La Gazelle" und ,,La Quotidienne" bewohnten den linken Pavillon über dem öffentlichen Heizraum.*

Nerval schreibt, dass die Journalisten die Aristokratie unter den Gefangenen darstellten. Die nächste Gruppe stellten die dar, die zwar keine Journalisten waren, aber für ihren Aufenthalt bezahlen konnten.

> *Diese wurden auf mehrere Zimmer für sieben bis acht Personen verteilt. In diesen Abteilungen nahm man nicht nur auf geäußerte Meinungen, sondern auch auf deren Feinheiten Rücksicht. Es gab mehrere Stubengemeinschaften mit Republikanern, die man streng unterschied in die Unitarischen, die Föderalisten*

und auch die Sozialisten, noch nicht sehr zahlreich. Die Bonapisten, – die als Zeitung 'La Révolution von 1830' hatten, seitdem eingestellt, – waren auch vertreten; die Karlisten-Kämpfer von der Vendée und die Verschwörer von der Rue des Prouvaires standen kaum zahlenmäßig den Republikanern nach. Es gab auch einen riesigen Schlafsaal, gefüllt mit unglücklichen Schweizern, die man in Vendée gefangen hatte und die die Plebs in der Legitimistenpartei stellten. Und diejenigen der verschiedenen populären Parteien, die den Rest nach so viel Aufruhr und Verschwörungen bildeten, stellten die zahlreichste und turbulenteste Partei; aber dennoch war es wunderbar, die perfekte Ordnung und die Einigkeit zu sehen, die zwischen all diesen Gefangenen verschiedenster Herkunft herrschte; nie ein Streit, nie ein feindseliges und spöttisches Wort; die Legitimisten sangen Richard oder Vive Henri IV von der einen Seite und die Republikaner antworteten mit der Marseillaise oder dem Chant du départ; aber das ohne Verwirrung, zweckfrei, ohne Feindseligkeit, wie die Apostel von zwei unterdrückten Religionen, die jeweils vor ihrem Altar protestierten.

In diesem Gefängnis waren sowohl Penner, Straßenkinder und gewöhnliche Verbrecher als auch politische Gefangene untergebracht. Die Behandlung der letzten Gruppe unterschied sich jedoch von den übrigen:

Entsprechend ihren finanziellen Verhältnissen konnten sie zwischen verschiedenen Unterbringungsarten wählen. Die Reicheren erhielten eine Einzelzelle und wurden mit Mahlzeiten aus Restaurants verpflegt. Für etwas weniger Geld gab es ein Bett in einer Zelle mit sieben oder acht Betten. Die ärmsten wurden kostenlos in Räume mit sechzig Betten gestopft.

* * * * *

Dieser unsagbare Schrecken, in seinem Gesicht, wie festgefroren, sie werde ihn nie vergessen können. Seine Augen voll Schaudern, vor dem was nach dem Tode kommt. Entsetzen vor der ewigen Verdammnis. Denn für das Zimmermädchen war klar, dass Leute wie er nur in die Hölle kommen konnten. Das war ihre Vorstellung der göttlichen Gerechtigkeit. Arme brave Leute, so wie sie, durften später im Himmel thronen, während die Mächtigen der Welt später in der Hölle büßten. Nach diesem Morgen war sie sich aber ihres Platzes in den himmlischen Gefielden nicht mehr so sicher. Die Aussage der Mediziner, dass der Tod schon Stunden vorher eingetreten sei, half ihr nichts. Auch eine Horde von Psychologen, bemühte sich vergeblich, sie von ihrer Unschuld zu überzeugen. In ihrer Tasche schien der Geldschein zu brennen. Der Schein, den sie für die Nennung der Zimmernummer erhalten hatte. Der Schein, der sie von der akuten Notlage überzeugt hatte. Die beiden rannten sofort los, als ginge es darum jemanden aus einem Feuer zu retten. Im Blitzhagel der Kameras, sah sie dann die leblose Gestalt in der Badewanne, die sie entsetzt und anklagend anzuschauen schien. In diesem Augenblick glaubte sie fest, dass er vor Schreck über die beiden Fotographen gestorben sei. Auch wenn sie ihn nicht

ermordet hätten, so hätten sie ihn doch seine Würde vernichtet, und dass sei mindestens so schlimm wir Mord, soll sie später zu einer Illustrierten gesagt haben.

Als Stella und ihr Bruder den Sampler verlassen hatten, schienen im Park noch mehr Leute zu sein wie vorher. Ein Nacht, die niemanden schlafen ließ, die mit vagen ominösen Versprechungen die Menschen von ihren Betten fern hielt. Die Luft so warm, als wäre die Sonne noch nicht untergegangen. Elektrisierend und scheinbar voll von irrenden unstillbaren Sehnsüchten.

Magisch schien die einzige freie Bank, die, auf der auf dem Hinweg der lüsterne Handy-Banker mit Frau gesessen hatte, sie anzuziehen. Ohne ein Wort zu sagen, liefen sie darauf zu und ließen sich nieder.

Die beiden sahen den Banker nicht, der sich mit seiner Frau ihrer Bank näherte und in ihre Richtung gestikulierte, während seine Frau ihn zur Ruhe mahnte.

— „Was ich immer noch nicht verstehe …", begann Swen „Also, falls ihm überhaupt etwas passiert ist, dann war es entweder Selbstmord oder Mord. Wieso hältst du dich immer für schuldig!"

— „Wenn, dann habe ich ihn umgebracht …", schrie sie fast.

Letzteres musste die Frau des Bankers gehört haben, als sie gerade an ihrer Bank vorbeigingen. Sie zerrte ihren Mann an ihrer Hand und nötigte ihn, schneller zu gehen.

— „Dadurch, dass ich nicht ehrlich zu ihm war!", fügte sie deutlich leiser hinzu.

— „Also das versteh' ich nicht!", beharrte Swen.

— „Spacebeing hatte Constantin erzählt, dass es keine Stefanie gibt, dass ich ihm etwas vorgemacht habe. Und Constantin folgerte daraus, dass alles eine Lüge gewesen sei, dass ich ihm in allem etwas vorgemacht habe. Er schrieb mir eine E-Mail und ich konnte nicht mehr antworten, weil der Rechner kaputt war. 'Mir ist es nun eh egal, was sie mit mir machen', schrieb er zum Schluss. Wenn sich einer nicht wehrt, das ist das auch eine Form von Selbstmord. Wie bei Evariste Galois … oh verdammt, jetzt beginne ich schon wieder mit meinen Vergleichen … aber bei Galois war das doch auch vielleicht Selbstmord. Ließ sich im Duell töten."

— „Aber egal, es war immer seine Entscheidung. … Und diese … Verbrecher oder was auch immer, die hinter ihm her waren?"

— „Er hätte ihnen einfach die Unterlagen geben können, die er von diesem Notar erhalten hatte."

— „Und dann hätten sie dich in Ruhe gelassen? Das glaubst du doch selbst nicht. Sagtest du nicht, dass aus diesen Dokumenten hervorgehe, dass Brandner und Colanik nur kleine Fische in dem Skandal wären?"

— „Ja, Constantin sagte in seinem letzten Telefongespräch: 'Wenn ich damit an die Presse ginge, wäre Deutschland ohne Regierung!' Aber er hat mir nicht

gesagt, um was es ging."

— „Dann sei froh. Was du weißt, ist vielleicht schon viel zu viel!"

Dann schwiegen beide lange Zeit. Stella saß mit weit offenen Augen in ihren Gedanken versunken da, und Swen beobachtete die flanierenden Leute.

— „Schau mal da hinten! Die Polizei genießt auch die warme Sommernacht!"

Swen zeigte auf zwei Polizisten, die gerade in den Park einbogen und sich in ihre Richtung bewegten.

* * * * *

Anne konnte und wollte nicht glauben, was sie gerade gehört hatte, sie musste es sich einbilden. Vielleicht war sie ja doch noch nicht geheilt. Sie sei sicherlich müde, hatte Gabriel zu ihr gesagt, und er müsse morgens auch früh raus, war seine Entschuldigung gewesen, dass er so früh ging. Er hatte nicht mehr damit gerechnet, dass sie wieder ihr Zimmer verlassen würde.

— „Oh!", sagte er, als er seine Frau erblickte, „ich habe mich gerade mit Schwester Monique darüber unterhalten, wann du nun eigentlich entlassen wirst!"

— „So … und was sagt sie?", fragte sie ihn.

Teilnahmslos und desinteressiert klang ihre Frage und man hörte ihr nicht an, dass sie am liebsten losbrüllen würde, ihn anschreien wollte. Lügner, dachte sie, aber ihre Zunge war bleischwer.

— „Letztes Wochenende habe ich dich vermisst!", hatte er zu Monique gesagt und wusste nicht, dass sie in der Einbuchtung vor ihrem Zimmer stand und dort, wenn auch mit Mühe, ihrem Gespräch folgen konnte.

— „Und wie stellst du dir das vor, dass es weitergeht mit uns, wenn sie wieder zu Hause ist?"

— „Ihr könntet sie ja noch über das nächste Wochenende dabehalten? …"

— „Es geht nicht um das nächste Wochenende, ich dachte an all die anderen danach!"

* * * * *

Den größten Teil dessen, was wir über Galois' Aufenthalt im Sainte-Pélagie wissen, verdanken wir François Vincent Raspail . Er wurde in Carpentras am 25. Januar 1794 geboren, also im Terror nach der französischen Revolution und starb 84 Jahre später in der dritten Republik. Wie Evariste Galois verfolgte er mit gleich großem Ehrgeiz zwei Ziele: die Politik und die Wissenschaft. In Letzterer machte er sich einen Namen als Botaniker. Er „verband die Gabe für ausgefallene Beobachtungen mit Erfindungsreichtum in Experimenten und einer schrankenlosen Energie." Als demokratischer Führer war er wohl ebenso begabt, denn in seinen späteren

Jahren wurde er ein berühmter Politiker, der Staatsämter innehatte. Wie Galois war auch er ein erbitterter Gegner Louis-Philippes, dem er vorwarf, keine Republik einzuführen. ,,Lasst den Verräter umkommen vor allem, wenn er den Titel König trägt. . . . Man sollte unter den Ruinen der Tuilerien einen Bürger lebend begraben, der von unserem armen Frankreich vierzehn Millionen Francs für seinen Lebensunterhalt verlangt." In der Gerichtsverhandlung rief er sogar aus: ,,Sie präsidieren über das Begräbnis unserer Freiheit . . . beachten Sie unsere Worte!" Kein Wunder, dass man ihn bei dieser Verhandlung im Januar 1832 zu 15 Monaten Haft und einer Buße von 500 Francs verurteilte. Zu seinem ersten Gefängnisaufenthalt kam Raspail jedoch bereits ein halbes Jahr zuvor. Louis-Philippe versuchte ihn durch großzügige Angebote auf seine Seite zu bringen, aber Raspail zeigte sich unbestechlich. Zu einem Boten des Königs sagte er ebenso ehrlich wie undiplomatisch: ,,Sag' deinem Herrn, dass ich nichts von denen akzeptiere, die unsere Republik gestohlen haben!" Der König versuchte es weiter gütlich und sandte die jungen Damen Montalivet mit teuren Babykleidern als Geschenke für sein drittes Kind zu Raspails Haus. Aber der unbestechliche Politiker wies auch dieses Geschenk hochmütig zurück. Nach einem Artikel im ,,La Tribune" wurde Raspail dann im Mai zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, brauchte jedoch erst am 9. Juli 1831 seine Strafe anzutreten, damit er noch eine Vorlesung über organische Chemie zu Ende halten konnte. Wenige Tage später, am 14. Juli, begann Galois seine Vorbeugehaft im Sainte-Pélagie.

* * * * *

Die zwei Polizisten hatten die kleine Brücke am Rande des Weihers überschritten und bewegten sich zielstrebig zu Swens und Stellas Bank. Der kleine Dicke der beiden sehe aus, als würde er viel reiten, sagte Stella in Anspielung auf dessen ausgeprägte O-Beine. Sein Kollege lief ein paar Schritte hinter ihm, aber sein Kavallerie-Kollege feuerte ihn immer wieder an, schneller zu machen. Stella taufte sie Olaf und Chris wegen ihrer Ähnlichkeit zu den beiden Schülern ihrer Klasse. Chris war intelligenter und stärker als Olaf, aber er folgte immer seinem kleinen dicklichen — und ihrer Meinung nach auch dummen — Freund Olaf. Ließ sich von ihm kommandieren und verdankte ihm manche Strafarbeit und Klassenbucheintragung.

Während der Lange ein undeutliches ,,Guten Abend" murmelte und dabei unaufhörlich die Mütze auf seinem Kopf zurechtrückte, sagte sein Kollege nur in einem scharfen Ton:

— ,,Können wir bitte mal Ihre Ausweise sehen!"

— ,,Weshalb?", fragte Swen erstaunt ,,Hier laufen hunderte von Leuten herum, und sie wollen ausgerechnet von uns die Ausweise sehen?", verwunderte sich Swen.

Der lange Freundliche der beiden wackelte verlegen mit dem Kopf, runzelte seine Augenbrauen, so als wollte er ihnen sagen: ,,Tut mir leid, so ist der kleine Olaf halt! Ich kann's auch nicht ändern!"

— „Es gibt gewisse Verdachtsmomente, die wir aber nicht offenlegen müssen!", sagte Olaf nur.

— „Unter diesen Umständen sag ich halt auch nichts mehr."

— „Wie Sie wollen, aber es wird Ihre Lage sicherlich nicht verbessern!", sagte der Kleine mit drohendem Unterton.

— „Ich wüsste nicht, was ich an meiner Lage verbessern müsste. . . . außer meine Frau . . . ", sagte Swen immer noch scherzend.

Sofort beäugten beide Stella noch kritischer als vorher, denn für sie war klar, dass es sich um sie handeln musste.

— „Was ist mit Ihrer Frau?", fragte der Lange.

— „Wenn ich das so genau wüsste. . . . "

Swen machte eine kurze Pause, in der der Kleine seinen langen Kollegen vielsagend ansah.

— „. . . Entweder liegt sie schon schlafend im Bett oder sie lauert schäumend vor Wut im Wohnzimmer auf meine Rückkehr!"

Beide schauten sich nun grinsend an. Nun war für sie alles klar. Ehebruch, Eifersucht, Mord aus Leidenschaft!

— „Könnten Sie uns nun bitte sagen, was Sie eigentlich von uns wollen?", fragte Stella.

— „Ihre Ausweise, wie oft muss ich mich noch wiederholen!"

Diesmal schaute auch der Lange nicht mehr verlegen, denn nun war er wohl auch davon überzeugt, zwei Verbrecher gefunden zu haben.

— „Also ich habe meinen nicht dabei . . . ", begann Stella.

— „Und meinen zeige ich Ihnen nicht! Das Ganze ist doch lächerlich!"

— „Das können Sie ja dann dem Kommissar auf der Wache sagen! Sie wissen, dass Sie verpflichtet sind, sich auszuweisen?"

— „Auch wenn man keinen Ausweis dabei hat?", fragte Swen.

— „Aber Sie sagten doch eben, dass Sie ihn uns nicht zeigen wollen!"

— „Und jetzt sage ich Ihnen, dass ich keinen dabei habe!"

* * * * *

In seinen Briefen an eine nicht näher bezeichnete Freundin zeichnet Raspail ein ambivalentes Bild von Evariste Galois. Einerseits sieht er ihn als jung, naiv, gutgläubig, schutzbedürftig, klein und zerbrechlich und andererseits stellt er ihn als einen Menschen dar, der mit mathematischer Präzision seine Handlungen berechnet. Von einer gewissen Kaltblütigkeit zeugt es, wenn Galois von den Trunkenbolden im Gefängnis gelobt wird mit den Worten *„Ein ehrlicher junger Mann, der mit der gleichen Eleganz einen Trinkspruch erklärt, wie er einen Polizisten niederschlägt."*

Eine interessante Episode über Galois findet sich in dem am 25. Juli 1831 verfassten Brief. Das von ihm beschriebene ausgelassene Leben in der neu eröffneten Gefängniskantine für die Bessergestellten unter den Gefangenen erscheint recht ungewöhnlich für ein Gefängnis. Im Gegensatz zur alten Kantine sei die neue hell

beleuchtet und man werde wie in einem Café oder Restaurant bedient. Dort finde man alles, was in der offiziellen Kantine verboten sei, wie zum Beispiel Kaffee und Likör. Selbst Schnaps würde jeden Tag in zwei Stiefeln versteckt ins Gefängnis geschmuggelt. Die Frau, die die Stiefel jeden Tag aufs Neue von der Neubesohlung zurückbringt, werde nur deshalb nicht kontrolliert, weil die Wärter wissen, dass sie offenbar mit dem Leiter der Gefängnisse des Department Seine ein inniges Verhältnis hat. Raspail sagt, dass der Wärter, der sie immer vom Tor begleitet, vorgibt, keinen Schnaps, sondern ungarisches Leder zu riechen.

Raspail war im Gegensatz zu vielen anderen Gefangenen von dieser Kantine nicht begeistert. *„Diese Kantine lässt mich verzweifeln, denn unsere betuchten Trinker reißen schließlich all die Edelmütigsten unter meinen Kameraden mit sich."*

Diese Trinker verschonten auch Galois nicht: *„ 'Was! Sie trinken Wasser, junger Mann! Oh Zanetto!' "* Sie fordern Evariste, den alle im Gefängnis Zanetto nennen, auf, die Republikanische Partei und die Mathematik sein zu lassen. *„ . . . 'Ein ehrlicher junger Mann, der mit der gleichen Eleganz einen Trinkspruch erklärt, wie er einen Polizisten niederschlägt. . . . Kommen Sie, kommen Sie, mein armer Zanetto! Sie müssen einer von uns werden! Nehmen Sie dieses kleine Glas als Versuch; man ist kein Mann ohne Frauen und guten Wein! . . . '*

Diese Herausforderung abzulehnen, wäre ein Akt der Feigheit gewesen; und unser armer Zanetto hat in seinem schmächtigen Körper so viel Tapferkeit, dass er sein Leben für den hundertsten Teil einer viel kleineren guten Tat geben würde. Er ergreift das kleine Glas mit dem gleichen Mut, wie Sokrates den Schierlingsbecher nahm. Er schluckt es in einem Zug, ohne mit der Wimper zu zucken oder seinen Mund zu verziehen; ein zweites Glas ist nicht schwieriger zu leeren als das erste; mit dem dritten Glas verliert der Anfänger sein Gleichgewicht. Triumph! Sieg! Ehre sei Bacchus im Kerker! Man hat eine reine Seele, die einen Abscheu vor Wein hat, besoffen gemacht!"

Raspail schreibt im Folgenden, dass er sich vergeblich bemühte, sowohl beim Direktor als auch beim Polizeipräfekten, das illegale Treiben in der Kantine zu beenden. Dann fährt er mit der Galois-Episode fort:

„Gnade, Gnade für dieses so schwächliche und so tapfere Kind, auf dessen Stirne drei Jahre Studium bereits Furchen so tief wie nach 60 Jahren gelehrtesten Nachdenkens hinterlassen haben; im Namen der Wissenschaft und der Tugend, lasst ihn leben! In drei Jahren wird er der Gelehrte Évariste Galois sein!

Aber die Polizei glaubt nicht, dass Gelehrte mit festem Charakter existieren; womit werden sich die Sekretäre und die Chefs der Abteilungen, — die die Ehre der Professur anhäufen, pflichtergeben oder liberal auf Anweisung sind, — begnügen, wenn sich das Samenkorn dieses jungen Gelehrten auf dem Boden unseres unglücklichen Vaterlandes ausbreitet?

Galois würde in ihnen, daran zweifle ich nicht, Madame, ein bewunderndes Interesse entfachen. Oh hätte er nur eine Schwester wie Sie, würde er seine Mutter vergessen!"

Im Brief folgt die Beschreibung der Verhaftung Galois.

Danach erzählt Raspail eine weitere Trinkepisode von Galois, die sehr viel über Evaristes Charakter aussagt:

„Einmal irrte er nachdenklich und verträumt über den Gefängnishof, und nüchtern, wie ein Mensch, den auf der Erde nur sein Körper hält und der nur für seine Gedanken lebt. Unsere Prahlhänse von der Kantine riefen ihm vom Fenster aus zu: „He, alter Mann von zwanzig Jahren, Sie haben noch nicht einmal die Kraft zu trinken. Er stieg hinauf, marschierte direkt

in die Gefahr, und er leerte eine Flasche in einem Zug. Dann warf er sie auf den Kopf des unverschämten Provokateurs. Was für eine Gerechtigkeit, wenn er ihn mit einem Schlag getötet hätte! Es war eine Flasche Schnaps!"

Aufrecht und sicher sei Galois noch die Treppen herabgestiegen, schreibt Raspail, aber dann habe sich sein Zustand dramatisch verändert.

„'Wie ich Sie mag', sagte er mir, während er sich an meinem Arm festhakte, wie eine dieser Kletterpflanzen, die nach Halt suchen. 'Wie ich Sie mag und in diesem Moment mehr als jemals zuvor. Sie betrinken sich nicht, Sie sind nüchtern und ein Freund der Armut! Doch was passiert mit meinem Körper? Ich trage zwei Menschen in mir und unglücklicherweise ahne ich, welcher über den anderen siegen wird. Ich bin zu ungeduldig, um ans Ziel zu gelangen. Die Leidenschaften meines Alters sind ganz durchtränkt von Ungeduld, selbst die Tugend ist mit diesem Laster behaftet. Schauen Sie nur her! Ich mag keinen Wein, und auf ein Wort hin, halte ich mir die Nase zu, trinke ihn und werde betrunken. Ich mag keine Frauen, es scheint mir, als könnte ich nur eine Tarpeïa oder eine Gracche lieben. Sie werden es sagen hören, ich werde in einem Duell sterben, wegen eines hübschen Dings von niederem Rang. Warum? Weil sie mich einladen wird, ihre Ehre zu rächen, die ein anderer ihr genommen haben wird!

Mein Freund, wissen Sie eigentlich, was mir fehlt? Ich vertraue es nur Ihnen an: Jemanden, den ich lieben kann, und nur mit dem Herzen. Ich habe meinen Vater verloren, und niemand hat ihn ersetzt. Verstehen Sie mich? Sie sind ja so gut zu mir, dass Sie nicht über mich lachen, wie die gemeinen Schauspieler dieses unedlen Melodramas über mich lachen würden. Mich schaudert's, wenn ich ihre Stimmen höre! In was für einer Kloake sind wir! Wer wird uns hier auf würdige Art herausziehen!' "

Raspail schreibt, dass er nur nach einer Gelegenheit trachtete, die Sache zu einem Abschluss zu bringen, auch wenn ihn Galois' Worte noch so rührten. Seine Zimmergenossen erlaubten ihm, Evariste in ihrem Raum übernachten zu lassen und die Wärter sperrten in dieser Nacht nur die Verbindungstüre zum Treppenhaus zu. Aber kaum hatten sie ihn auf einem der Betten niedergelegt, wurde er von tetanusartigen Krämpfen heimgesucht und wirkte wie vom Teufel besessen.

„Er erlangte wieder sein Bewusstsein, richtete sich mit neuer Begeisterung wieder auf und prophezeite erhabene Dinge, die eine Auslassung oft lächerlich machte.'

'Du verachtest mich in dem Zustand, in dem du mich siehst,', rief er plötzlich aus, als habe er seine Entrüstung zu lange zurückgehalten, 'Du verachtest mich, du, mein Freund! Du hast recht; aber, wer ein solches Unrecht begonnen hat, muss sich töten!' Und er hätte es getan, wenn wir uns nicht auf ihn geworfen hätten, denn er hatte eine Waffe in seinen Händen."

Im Folgenden kam es dann zu ziemlich unappetitlichen Szenen. Galois erbrach sich mehrfach und der Pflasterstein der Zelle wurde überflutet. In Ermangelung anderer Hilfsmittel begann einer der Zellgenossen mit hohlen Händen die Brühe in die Latrine zu befördern.

* * * * *

Im kalten Neonlicht sah Swen schrecklich aus. Tiefe Ringe unter den Augen, seine Haare waren zerzaust und seine Haut wirkte so gelblich grau wie die

Wand des Flures, in dessen zugiger Luft sie nun schon eine Weile ausharren mussten. Swen, der ihre Blicke spürte, drehte sich zu ihr um und schaute sie mit einem müden Lächeln an.

— „Du könntest dich mal rasieren!", sagte Stella, um sich und ihn aufzuheitern, „Jetzt ist er schon dreifarbig!"

Swen grinste, während seine Hand prüfend über Kinn und Wangen striff und dabei ein nur für ihn hörbares schmirgelndes Geräusch erzeugte. Sicherlich erinnerte sich Swen ebenso wie sie daran, wie wütend er gewesen war, als er noch ein Teenager war und sich einen Bart hatte wachsen lassen wollen. Unter schallendem Gelächter hatte sie ihn als Geißbock bezeichnet. Sie verschluckte sich, als sie sagte, dass sie aber noch nie eine Geiß mit rot-blondem Bart gesehen habe.

Aus dem Raum neben ihrer unbequemen Holzbank kamen die blubbernden und zischenden Geräusche, wie sie typisch für eine laufende Kaffeemaschine waren. Der Duft, der dem Raum entströmte, mischte sich mit dem Mief des Gebäudes. Es roch nach Angst und Macht, dachte Stella, aber dies empfand sie wohl wegen ihrer besonderen Situation.

Ein Mann in grüner Uniform lief an ihnen vorbei, eilte in die Kaffeeküche ohne sie anzuschauen. So, als säßen sie schon immer da, und würden dort auch in Zukunft wie Statuen verharren.

Stella zeigte auf das Fahndungsplakat mit ungepflegten Kriminellen auf der anderen Flurseite und sagte:

— „Kein Wunder, dass sie uns mitgenommen haben!"

— „Du kannst froh sein, dass es hier keinen Spiegel gibt!", sagte Swen grinsend.

Aus der Kaffeeküche hörten sie ein Fluchen, weil der Kaffee immer noch nicht fertig war.

Stella war sich sicher, dass der Mann im Holzfällerhemd und Jeanshose, der plötzlich aus einem der Büros kam, sich um sie kümmern würde, denn er lief zielstrebig auf sie zu. Seine in tiefen Höhlen unter strohblonden, üppig wuchernden Augenbrauen liegenden Augen wanderten zwischen Swen und Stella, dann bat er Swen, mit ihm zu kommen. Er fragte Stella, ob sie nicht in der Zwischenzeit vielleicht einen Kaffee haben möchte. Aber ohne ihre Antwort abzuwarten, bat er den Polizisten, der gerade die Kaffeeküche verließ,

— „Würde ich gerne, wenn diese Scheißmaschine fertig wäre. Für alles ist Geld da, bloß nicht für eine neue Kaffeemaschine!"

Stella hatte keine Gelegenheit gehabt, mit ihrem Bruder zu sprechen. Swen wirkte nicht mehr so müde wie vorher, und sie spürte sofort, dass dies nur deshalb war, weil er zornig war. Sie betrachtete die verschiedenen Stapel auf dem Schreibtisch, ein geordnetes Chaos, um dem messerscharfen Blick des Inspektors im rot-grün-braunen Holzfällerhemd zu entgehen. Seinen Augen konnte sie nicht standhalten. Es war, als suchten sie die ihren, um tief in ihr Inneres

einzudringen. Sie fürchtete sich vor ihnen, denn es schien ihr, als könne sie nichts vor ihnen verbergen. Auch wenn sie sich nichts zu Schulde kommen gelassen hatte, kam sie sich plötzlich wie eine Verbrecherin vor. Schlimmer noch als sein stechender Blick war sein Schweigen. Er hatte sie gebeten, Platz zu nehmen, hatte sich gegenüber ihr positioniert und sie dann nur noch angestarrt. Schweigend und lauernd.

— „Wissen Sie, weshalb man Sie hierhergebracht hat?", brach er endlich sein Schweigen.

— „Ja . . . ", sagte sie zögernd, aber als ihr Gegenüber nur schwieg, fuhr sie fort „Weil wir keine Ausweise dabei hatten . . . aber ich habe den beiden Polizisten ja angeboten, dass ich den Ausweis holen könnte . . . wir sind praktisch vor meiner Wohnung vorbeigefahren . . . "

— „Deswegen wurden Sie nicht auf die Wache gebracht!"

Sie wartete, hoffte, dass er ihr die Gründe erläutern würde, aber er schwieg wieder. Er massierte seinen Kopf, sein bürstenförmiges Haupthaar, striff durch sein Gesicht, holte tief Atem, beinahe vorwurfsvoll. So als mache sie ihm seine Arbeit unnötig beschwerlich.

— „Also wenn es nicht die Ausweise waren, dann weiß ich nicht . . . die beiden haben sich doch die ganze Zeit "

— „Polizeiobermeister Lotzky und Polizeimeister Gernke gaben an, dass Sie versuchten, Ihre Identität zu verschleiern!"

— „Aber das ist doch lächerlich. Wir haben lediglich . . . "

— „Tut nichts zur Sache. Deswegen sind Sie ja nicht hier!"

— „Aber weswegen sind wir dann hier?", fragte sie.

Inspektor Holzfäller wühlte nun in seinen Akten, aber beobachtete sie dabei kontinuierlich. Sein Zimmer entsprach nicht ihren Vorstellungen eines Kommissars, oder auch Kriminalhauptkommissar, denn als solcher hatte er sich ja vorgestellt, wenn sie sich richtig erinnerte. Vom Fernsehen kannte sie die Glaskäfige, durch die man in die anderen Büros schauen konnte, und vor allen Dingen auch von dort beobachtet werden konnte. Aber dies war die Realität, die war immer anders als das, was sie aus Fantasie oder Filmen kannte. Nichts in seinem Zimmer schien etwas mit Polizei zu tun zu haben. Keine Fahndungsplakate, Anti-Drogenposter oder dergleichen. Die strahlend weißen Wände waren mit Kunstpostern unter Glasrahmen geschmückt. Paul Gauguins gelber Christus direkt in ihrer Blickrichtung hinter ihm. Gauguin, ein Held für alle Kaufleute, die davon träumen, Mammon gegen die Muse einzutauschen — auch wenn dies eine vom Aussterben bedrohte Spezies ist. Im Alter von 35 Jahren gab er all seinen Reichtum auf, um zukünftig von der Malerei zu leben. Ein Optimismus, den seine Frau nicht teilte, denn sie kehrte mit ihren fünf Kindern, allen Möbeln und seiner Kunstsammlung von Paris nach Dänemark zurück. Träumte auch der Kommissar davon, Verbrecher nicht mehr in Zellen sondern auf Leinwand zu bannen? Bretonische Bäuerinnen knien züchtig und

keusch wie Nonnen um den gekreuzigten Heiland. Die Kreuzigung nicht auf Golgotha, sondern in der herbstlichen Bretagne. Daneben der Sämann van Goghs mit der alles beherrschenden Sonne. Der Sämann auf dem Weg das Bild zu verlassen, es ganz der Kraft Atons zu überlassen. Selbst in der Caféterrasse bei Nacht scheint die Sonne des Südens unter der Markise des Cafés gebannt. Ein Bollwerk gegen die Grauen der Nacht. Die Kirche von Auvers, die sich vor einem nahenden Unwetter zu ducken scheint.

— „Was sagt Ihnen der Name Colanik?", brach der Kommissar plötzlich sein Schweigen.

— „Ich weiß nicht, was mit ihm passiert ist . . . "

— „Also ich bitte Sie, die Zeitungen sind immer noch voll . . . "

Dann schwieg er wieder, starrte ihr wieder in die Augen, was ihre Blicke wieder zu einem Streifzug durch sein Zimmer bewegte. Keine Pflanze befand sich in dem Raum, dachte Stella.

— „Bevor ich irgendetwas sage, möchte ich wissen, warum Sie ausgerechnet uns hier zur Wache geschleppt haben!"

— „Also, man hat Sie hierher gebeten und nicht geschleppt . . . "

— „Aber warum . . . "

— „Aufmerksame Zeitgenossen haben uns informiert! Mehr kann ich dazu nicht sagen!"

Das mussten der Banker und seine Frau gewesen sein. Die hatten wohl die falschen Gesprächsfragmente aufgefangen. Es war die Strafe dafür, dass sie ihren Mann mit ihrem kurzen Kleid, wenn auch ungewollt, angemacht hatte. Der Kommissar starrte immer noch in ihre Richtung. Plötzlich war ihr klar, was ihn ihr so unheimlich machte, das war nicht sein Schweigen, seine perfekte Beherrschung jeglicher Gestik, seine totale Gelassenheit: Nicht einmal glitt sein Blick ab. Absolutes Desinteresse an ihrem Körper. Selbst Frauen, von denen sie sicher war, dass sie keinerlei sexuellen Ambitionen hatten, ertappte sie immer wieder, wenn sie ihren oder anderer Frauen Körper begutachteten, gewissermaßen um zu begutachten, was die Konkurrenz so zu bieten hatte. Selbst wenn er schwul wäre, könnte sie es nicht verstehen.

— „Hatten Sie ein Verhältnis mit ihm?"

— „Wenn man nur per E-Mail und telefonisch verkehrt, ist der Begriff wohl etwas irreführend, aber wir stehen uns sehr nahe . . . "

— „ . . . und dass Sie so viel älter sind, hat ihn nicht gestört?"

— „Also die paar Jahre, was soll . . . "

— „Immerhin könnten Sie fast seine Mutter sein."

— „Das ist ja nicht gerade ein Kompliment für mich!"

— „Ich sagte ja 'fast' ", begann er seine beinahe Entschuldigung, „und außerdem liegt meine Aufgabe in der Verbrechensbekämpfung und Aufklärung, da bleibt kein Raum für Sentimentalität."

* * * * *

Für die Ereignisse, die Raspail in seinem nächsten Brief vom 2. August schildert, gibt es keine anderen detaillierten Quellen. An dem kleinen Fleck, an den sie das Gesetz verschlagen hatte, hätten große Ereignisse stattgefunden, seit er ihr das letzte Mal geschrieben habe, beginnt Raspail seinen Brief an ,,Madame". Vom 27. bis 29. Juli wurde in Paris mit vielen Festlichkeiten der drei glorreichen Tage

gedacht. So wurden auch im Sainte-Pélagie die Gefangenen am 27. Juli zu einem Festgottesdienst zur Erinnerung an die Opfer der Julirevolution des Vorjahres eingeladen. Raspail sinniert darüber, dass die Bevölkerung von Paris es als Sakrileg betrachtet hätte, wenn sie den in der Kirche zur Schau gestellten Katafalk zerstört hätten, wie es einige der Gefangenen forderten. Nur dank der Besonnenheit einiger Gefangener sei es nicht dazu gekommen, denn auch die Wächter hätten sich nicht darum gekümmert. Statt den Katafalk zu zerstören, wurde er in den Innenhof befördert, wo er dann drei Tage blieb.

Die von vielen erwartete Rebellion blieb aus und bis zur Schließzeit am Abend des 29. Juli gab es dann keine weiteren Zwischenfälle im Sainte-Pélagie. Kurz danach hörten sie jedoch einen Schuss und Schreie ,,Hilfe! Mord!" Danach mussten Raspail und die anderen Gefangenen 12 Stunden in Ungewissheit ausharren.

Einer der Mitgefangenen aus der Dachkammer, in die der Schuss gefeuert wurde, berichtete:

,,Hier sind die Fakten: Ich bin einer von denen, die in dem Zimmer im Dachgeschoss über dem Badepavillon leben. Wir gingen ruhig ins Bett. Der Mann, dessen Bett zwischen zwei Fensterflügeln steht, hatte sein Gesicht notwendigerweise am Fenster, als er sich auszog. Er summte schläfrig ein Lied. In diesem Augenblick wurde ein Schuss aus der gegenüberliegenden Dachkammer abgefeuert; wir glaubten, dass unser Kamerad tot sei, aber er war nur ohnmächtig. Da wir weder wussten, woher der Schuss kam, noch wie schwer die Verwundung war, schrien wir um Hilfe, denn in einem Raum, der wegen seiner sechs Fenster offen nach allen Richtungen war, würde ein besser gezielter Schuss seinen Mann niedergestreckt haben."

Der Schuss wurde vermutlich aus der Mansarde eines Wächters, der in der Rue Puits-de-l'Ermite wohnte, abgefeuert. So wie es Raspail darstellte, unterließen es die Sicherheitskräfte jedoch in diese Richtung genauer zu ermitteln; stattdessen steckten sie drei Gefangene ins Verließ, unter denen sich auch Galois und das Opfer des Attentatsversuchs selbst befanden. So wundert es nicht, dass es sofort zu Komplottgerüchten kam. Die Gefangenen waren erbost darüber, wie man drei unschuldige Gefangene behandelte, während man den offensichtlich Schuldigen anscheinend ungeschoren ließ. Einer der Gefangenen verteidigte Galois mit den Worten: *,,Dieser junge Galois, den ihr ins Verließ gesteckt habt, erhebt seine Stimme nicht, wie ihr wohl wisst; er bleibt kalt wie seine Mathematik, wenn er das Wort an euch richtet."*

Die Gefangenen konnten es nicht verstehen, dass Galois im Verlies war. Raspail schreibt:

— ,,Galois im Verlies!', fährt die Menge fort, 'Sie sind böse auf unseren kleinen Gelehrten!' "

— ,,Ja, sie sind böse auf ihn; sie täuschen ihn wie Schlangen; sie fangen ihn mit allen vorstellbaren Fallen. . . . "

Offen bleiben die Fragen, wer hinter diesem Attentatsversuch stand, und ob der nächtliche Schuss möglicherweise Galois gegolten hat, immerhin war er in der Nähe.

Unter anderem wegen der Behandlung von Galois und der beiden anderen Gefangenen kam es zu einem Aufruhr unter den politischen Gefangenen, und sie verbarrikadierten sich mit Hilfe von Möbelstücken. Wie Raspail berichtet, gelang es ihnen sogar, die Gitter zu beseitigen, aber niemand nutzte die Gelegenheit zu fliehen. Von morgens bis abends blieben sie die Herren des Gebäudes mit den Büros, den Registraturen, den Wohnungen und der Kantine. *„Es ist eine merkwürdige Sache"*, schreibt Raspail *„zu sehen, wie Menschen ab dem Moment in Frieden leben, wo sie keine Herren mehr haben! Die Herren behaupten zwar das komplette Gegenteil, aber sie lügen, glauben Sie mir, Madame; "*

Die Revolte konnte abends mit Hilfe des Militärs unblutig beendet werden.

* * * * *

Kommissar Holzfäller, — so nannte Stella ihn immer noch in Gedanken, denn entweder hatte er sich nicht vorgestellt oder sie hatte es in ihrer Aufregung nicht mitbekommen, — hatte sie gebeten, sein Zimmer zu verlassen. Unwillig hatte er den Hörer abgenommen, hatte versucht, den Anrufer auf einen späteren Zeitpunkt zu vertrösten, aber dann plötzlich hörten sie nur sein „Oh, in diesem Fall . . . einen kleinen Moment noch . . . "

Sie saßen wieder auf der harten Holzbank. Die Kaffeemaschine schwieg. Diesmal hörten sie nur das dumpfe Brummen eines Kühlschrankes und die verhaltene Stimme des Kommissars, aber so, dass sie keine einzelnen Worte verstehen konnten. Stella war geschockt über seine letzten Worte. Wenn es wahr wäre und warum sollte sie daran zweifeln, dann wäre Constantin noch auf dem Bad Trunninger Kolleg oder hätte es gerade verlassen. Seine ganzen Erzählungen mit der Uni und so, wären reine Fantasie gewesen. Alles passte nun nahtlos zusammen, auch das, was sie von Spacebeing erfahren hatte. Ob sie sich noch nie gefragt habe, warum Constantin so ausweichend sei, wenn Stella ihn nach Details über sein Studium frage. Sie wisse doch noch nicht einmal, in welchem Semester er sei. Weiter in Mathe, als manche, die ihr Studium schon abgeschlossen hatten, sagte Constantin einmal zu ihr und Spacebeing präzisierte es:

`Spacebeing`**:** *Er ist weiter in Mathe als manche, die noch nicht mit dem Studium begonnen haben!* **:**`-)`
`Stella`**:** *Du musst mich anrufen! Ich muss mit jemandem reden.*

Sie war fürchterlich erschrocken gewesen, als kurz darauf wirklich das Telefon klingelte. Sonst hatte er immer Ausflüchte gefunden, sie nicht anzurufen.

Sie war entsetzt über seine Stimme gewesen, sie passte nicht zu dem Spacebeing ihrer Vorstellung.

„Hallo Rumpelstilzchen!" sagte sie zur Begrüßung, und hatte ihn damit anscheinend gleich vergrätzt. So sehe sie ihn also, als kleines hässliches verhärmtes Männchen. Mit seiner schwächlichen und piepsigen Stimme war es plötzlich schwer, ihn anders zu sehen. Sie hätte ihn doch nur so genannt, weil sie doch immer noch nicht seinen wahren Namen kenne, rechtfertigte sie sich.

— „Warum nennst du mich dann nicht einfach Freddy oder Jan?"

Daraufhin prasselte seine eigensinnige, seine grimmige Interpretation des Märchens, also die des Geschichtenerzählers Spacebeing, auf sie herab. Bei ihm war der Müller verarmt, durch verschwenderischen Lebensstil. Lange gehörte er zu den reichsten Leuten seiner Stadt. Seine Tochter, eine wahre Schönheit und das Objekt der Begierde für die Männer des Umlands, war in diesem Reichtum erzogen und verdorben worden. In ihrer Arroganz war ihr kein Mann recht. Der König musste es sein. Rumpelstilzchen war jemand, den sie ausnutzte. Nichts als Stroh gab es noch in ihrer Mühle, aber er sorgte dafür, dass sie in neuem goldenen Glanz erstrahlte. Er gehörte zu den Höflingen, und es war klar, dass er inkognito reiste. Sein Image würde leiden, wenn er sich mit einer verarmten Müllerstochter abgeben würde. Nachts spannen die beiden kein Stroh; der Höfling war ihr verfallen. Mit seinem Geld machte er aus ihr die Edeldame. Und als der König sie erwählte, ließ sie ihn fallen. Was das Baby betrifft. Das war natürlich das Kind des Höflings und es war nur natürlich, dass er zu seinem Recht kommen wollte. Entzweit wurde er am Ende höchstens auf Geheiß des Königs, um den ungeliebten Nebenbuhler, der ihm nun auch noch seine Vaterschaft streitig machte, aus dem Weg zu räumen.

— „Aber das hat doch nichts mehr mit dem Märchen zu tun!", hatte Stella zu ihm gesagt.

Dann machte sie einen schwerwiegenden Fehler. Sie sagte ihm, dass sie sich seine Stimme anders vorgestellt habe.

— „Gefällt sie dir nicht? Ich weiß es, ich spürte es von Anfang an. Was erwartest du? Die Stimme spiegelt die Umstände, in denen jemand lebt. Wie soll jemand sprechen, der selbst bei der Toilette auf die Hilfe anderer angewiesen ist!"

Plötzlich hatte sie Angst weiter zu fragen. Mit einem Mal wollte sie, dass er Freddy und Spacebeing blieb, sie wollte nicht mehr wissen, wer er wirklich war. Am liebsten hätte sie den ganzen Anruf ungeschehen gemacht. Vergessen wir's, schreib' mir weiter E-Mail, aber sie sagte es nicht.

— „Aber in deinen E-Mails, in deinen Chats, da bist du ganz anders . . . "

— „Das ist ein Leben in einem Traum, einem ohne Grenzen. Das Internet befreit mich, gibt mir Flügel. Da errege ich kein Mitleid. . . . Da werde ich nicht mit einem Kleintransporter mit Malteser-Aufschrift vorgefahren. Voller Neu-

gier sind die Leute, wollen sehen, was für ein Monster da entladen wird, aber ganz beiläufig. Mitleidvoll schauen sie weg, zumindest die meisten. Irgendwie ist das noch schlimmer, als würden sie starren!"

— „Ich wusste ja nicht . . . "

— „Ich hatte dich ja immer gewarnt. Du hättest alles bei Freddy und Spacebeing lassen sollen!"

— „Nein, nein . . . ", sagte sie, aber es klang wie eine Zustimmung, „. . . Wie ist das passiert?"

— „Reine Verzweiflung. Soweit kann einen die Schule treiben, dass man keine andere Wahl mehr sieht als den Sprung. Aber es ist nicht, wie bei der Legende mit dem Hasensprung."

Schlagartig dämmerte es ihr. Jan war Johannes.

* * * * *

Auch im Gefängnis führte Galois seine mathematischen Arbeiten fort.

Für sein Mémoire verfasste er im Oktober 1831 ein neues Vorwort, welches lange Zeit wohl wegen seines aggressiven Tones unveröffentlicht blieb. Seine Verbitterung, die in diesem Text zum Ausdruck kommt, resultiert aus seinen schlechten Erfahrungen mit der Akademie der Wissenschaften, insbesondere aus der letzten Ablehnung seines Mémoire durch Poisson.

Er schreibt, dass man vergeblich auf der zweiten Seite — also der Seite, auf der üblicherweise die Danksagungen oder Widmungen stehen — nach Namen suchte, denn er schulde niemandem Dank, da ihm niemand geholfen habe. Es gebe keine „Ehrenbezeichnungen und Lobschriften" auf einen geizigen Prinzen, „dessen Brieftasche sich mit Weihrauch öffnet". Er beschuldigt die Mitglieder der Akademie, die seine Manuskripte verloren hätten, den Tod Abels auf dem Gewissen zu haben. Einen Grund für die Ablehnung seiner Arbeiten sieht Galois darin, dass er sie nicht unnötig mit Formalismen aufgebläht habe und sie dadurch nicht ernst genommen worden seien. So einfach habe er den Stil gehalten, dass der Drucker sie sogar für eine Einführung gehalten habe. Poisson wirft er vor, dass er seine Arbeit nicht habe verstehen wollen oder können.

Am Ende dieses Vorworts setzt sich Galois für mehr Ehrlichkeit in der Wissenschaft ein. Sätze, die sicherlich auch heute noch ihre Gültigkeit haben: In seinen Werken fände man häufig die Formulierung „Ich weiß es nicht". Darin würden viele etwas Lächerliches sehen, aber unglücklicherweise würde man nicht vermuten, *dass die wertvollsten Bücher von dem gelehrtesten Autor diejenigen sind, in denen er alles sagt, was er nicht weiß. Man vermutet nicht, dass ein Autor niemals seinen Lesern so sehr schadet, wie wenn er eine Schwierigkeit verbirgt.*

> *Wenn der Wettbewerb, d.h. der Egoismus, nicht mehr in der Wissenschaft herrscht, wenn man sich zum Forschen zusammenschließt, anstatt versiegelte Pakete an die Akademien zu verschicken, wird man sich beeilen, auch seine Beobachtungen zu veröffentlichen, seien sie auch noch so klein, und man wird hinzufügen: „Den Rest weiß ich nicht"*

* * * * *

Mehr als drei Monate seit seiner Verhaftung am 14. Juli 1831 (Bastille-Tag) befand sich Galois in Untersuchungshaft, bevor seine Verhandlung am 23. Oktober begann.

Für die Dauer der Verhandlung wurde er für acht Tage in die Conciergerie verlegt.

Man verzichtete bewusst darauf, als Anklagegrund ,,Verschwörung gegen die Staatssicherheit" zu wählen, denn in diesem Fall hätte die Verhandlung wieder vor einem Schwurgericht stattgefunden, und dort wäre — was man vermeiden wollte — ein Freispruch wahrscheinlich gewesen. Galois und Duchâtelet, der mit ihm angeklagt war, warf man vor, trotz Verbot die Uniform der Artillerie der Nationalgarde getragen zu haben. Galois und Duchâtelet gaben an, von diesem Verbot nichts gewusst zu haben, und geglaubt zu haben, immer noch das Recht zu besitzen, diese Uniform zu tragen. Am 23. Oktober wurden beide verurteilt: Duchâtelet erhielt drei Monate, während es Galois mit sechs Monaten besonders hart traf. Am 3. Dezember wurden die Urteile in der Berufung bestätigt. Das Ende seiner Strafe wurde auf den 29. April 1832 gesetzt.

Seine Schwester Nathalie-Theodore, die ihn häufig im Gefängnis besuchte, schrieb im Dezember 1831 in ihr Tagebuch, dass diese Verurteilung ihren Bruder völlig überrascht habe. Er konnte nicht verstehen, dass nicht bereits seine Untersuchungshaft als Strafe für eine so unbedeutende Tat genügte. ,,Noch fünf Monate ohne frische Luft verbringen zu müssen! Das ist eine sehr traurige Aussicht", schrieb seine Schwester, ,,und ich fürchte, dass seine Gesundheit sehr darunter leiden wird. Schon jetzt ist er so müde. Er lebt ohne einen Gedanken, der ihn ablenken könnte, und er ist sehr düster geworden, was ihn vor seiner Zeit altern ließ. Seine Augen sind eingesunken, als wäre er fünfzig."

* * * * *

— ,,Das passt doch nicht zusammen. 'Schwere Verletzungen, die auf einen Aufprall mit einem Fahrzeug schließen lassen' und gleichzeitig sagen sie, dass die Stelle, wo man ihn gefunden habe, fernab von jeder Straße liege.", sagte Stella.

Ein seinen Rausch ausschlafender Penner im Eingangsbereich einer Edelboutique nahm sie nicht wahr, obwohl sie die Ruhe vor dem Polizeirevier störten. Der scheinbar nie enden wollende Strom der Autos, die tagsüber auf der Suche nach einem der raren Parkplätze durch diese Straße im Schritttempo rollten, war wie jede Nacht verebbt. In dieser Gegend gab es nach Geschäftsschluss kaum Passanten, denn in diesem Viertel der Stadt gab es keine lohnenden nächtlichen Ziele.

— ,,Sie denken doch, dass er …", begann Swen, ,,also die Brücke ist doch nur 500 Meter von der Stelle entfernt und bei der Strömung des Flusses …"

— „Das ist eine Bundestraße. Soll er kilometerweit dorthin gelaufen sein …"

— „Gejoggt vielleicht … Vielleicht ist das ja die Brücke, wo er schon einmal beinahe … wie du erzählt hast …"

Nach seinem Telefonat war Kommissar Holzfäller missmutig aus seinem Zimmer getreten. Seine vorige Abgebrühtheit war sichtbarer Verärgerung gewichen, auch wenn er es vor ihnen mit einem demonstrativen Lächeln zu verbergen trachtete. Er hatte sie nochmals in sein Zimmer gebeten, aber nur, um ihnen zu sagen, dass ihre Anwesenheit an diesem Abend nicht mehr vonnöten sei; am folgenden Tag sollten sie sich nochmals zu einer Befragung einfinden.

— „Ich verstehe nicht, was das soll: Wenn Sie noch Fragen haben, dann stellen Sie die doch bitte hier und jetzt. …", wehrte sich Swen.

— „Würde ich gerne, aber morgen kommt eigens ein Spezialist vom BKA vorbei …", sagte Kommissar Holzfäller und man konnte deutlich seine Entrüstung über diese Entscheidung heraushören.

— „Können Sie uns denn nicht wenigstens sagen, was passiert ist?", flehte ihn Stella an.

Ihm seien die Hände gebunden, sagte er, während er seine Hände wie beim Waschen gegeneinander rieb. Über laufende Ermittlungen, vor allem, wenn sie beim BKA angesiedelt sind, dürfe er nichts sagen. Dann hatte er sich aber doch erweichen lassen und ihnen die Pressemitteilung des BKA kopiert.

— „Man könnte ihn irgendwo anders angefahren haben und ihn dann zu dieser Brücke gebracht haben … Vielleicht war es auch einfach ein Unfall auf der Brücke und der Autofahrer beging Fahrerflucht …"

— „Oder es war Selbstmord!"

— „Wie soll das funktionieren? Lässt sich von einem Auto anfahren, fällt in den Fluss und das Auto fährt weiter, als wäre nichts gewesen!"

* * * * *

Mein lieber Freund, es macht Freude, traurig zu sein, um getröstet zu werden; man ist wahrlich glücklich zu leiden, wenn man Freunde hat. Dein Brief, voll von apostolischen Salbungen, hat mir ein wenig Ruhe gebracht. Aber wie kann man die Spur von so gewaltigen Gemütsbewegungen, wie die, die ich durchgemacht habe, beseitigen?

Wie soll ich mich trösten, nachdem in nur einem Monat die Quelle größten Glückes, die ein Mensch haben kann, versiegte; nachdem Glück und Hoffnung erschöpft sind und ausgedörrt für den Rest meines Lebens.

So beginnt ein Brief Evaristes an seinen Freund Auguste Chevalier , den er am 25. Mai 1832 schrieb, fünf Tage vor dem Duell. Man spürt die tiefe Enttäuschung in seinen Worten. Ein paar Sätze weiter fährt er dann hasserfüllt fort:

Oh, danach kommt ihr, um Frieden zu predigen, kommt, um Mitleid zu verlangen von Menschen, die fühlen. Mitleid, niemals! Hass, das ist alles! Wer ihn nicht aufs Tiefste fühlt, diesen Hass auf die Gegenwart, kann nicht wirklich die Zukunft lieben.

Wenn die Gewalt nicht eine Notwendigkeit meiner Überzeugung nach wäre, wäre sie es nach meinem Herzen. Ich will nicht gelitten haben, ohne mich zu rächen.

Außer in dieser Sache bin ich auf deiner Seite.

Aber lassen wir das: Ich glaube, dass es Wesen gibt, die vielleicht dazu bestimmt sind, Gutes zu tun, aber es niemals zu erfahren. Ich glaube ich bin einer von ihnen.

Du sagst, dass diejenigen, die mich lieben, mir die Schwierigkeiten aus dem Weg räumen sollten, die mir die Welt entgegenstellt. Wie du weißt, gibt es nur wenige, die mich lieben. Du fühlst dich verpflichtet, alles in ein besseres Licht zu stellen, um mich umzustimmen. Aber es ist meine Aufgabe, dich vor der Nichtigkeit deiner Anstrengungen zu warnen, wie ich es schon hundertmal gemacht habe.

Ich zweifle gerne an deiner grausamen Prophezeiung, wenn du mir sagst, dass ich nicht mehr arbeiten werde. Aber ich gestehe, dass sie nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist. Um ein Wissenschaftler zu sein, wäre ich beinahe nur das gewesen. Bei mir rebelliert das Herz gegen den Kopf; ich füge nicht wie du hinzu: Das ist wirklich schade.

Entschuldige, armer Auguste, wenn ich deine kindliche Empfindlichkeit verletze, indem ich leichtfertig über den Menschen spreche, dem du dich widmest. Meine Bemerkungen gegen ihn sind nicht sehr giftig, und mein Lachen ist nicht mehr beißend. Meinerseits ist das viel, wenn man den gereizten Zustand, in dem ich mich befinde, berücksichtigt.

Am ersten Juni werde ich dich besuchen. Ich hoffe, dass wir uns häufig während der ersten Hälfte des Juni sehen werden. Am 15. werde ich in die Dauphiné wegfahren.

Ganz der deine,

E. Galois

Als ich deinen Brief noch einmal durchlas, fiel mir ein Satz auf, in dem du mir vorwirfst, verblendet zu sein vom faulenden Filz einer verwesten Welt, die mir Herz, Kopf und Hände verdreckt. Es gibt keine kraftvolleren Vorwürfe im Repertoire der Gewaltmenschen. Betrunkenheit! Ich bin ernüchtert von allem, selbst von der Liebe des Ruhmes. Wie könnte eine Welt, die ich verachte, mich beschmutzen? Denk mal genau nach!

Ein düsterer Brief voller Aggressivität. Galois fühlt sich am Ende einer Sackgasse. Verlassen von Stéphanie, sie würde und wollte ihn nicht lieben, enttäuscht von der geliebten Mathematik und ohne Perspektive für weitere politische Betätigungen war Galois verzweifelt. Eine Situation, die durchaus zu einem Selbstmord führen kann, aber Galois starb in einem Duell.

Über die Ursachen, die zum Duell führten, gibt es viele Vermutungen, aber keine zwingenden Fakten. Galois' Cousin Gabriel Demante habe ihm geschrieben,

schreibt Dupuy, dass Galois bei einem letzten Treffen sich in Gesellschaft eines Brautonkels und einer Verlobten befunden habe, und dass diese beiden ihn zum Duell provoziert hätten. Dupuy sieht darin einen Widerspruch zu den Äußerungen Raspails aus dessen Brief vom 25. Juli 1831, in dem er Galois in prophetischer Weise sagen ließ, dass er wegen einer Coquette von niederem Rang in einem Duell sterben würde, weil er ihre Ehre rächen müsste.

Evaristes Bruder Alfred, der zum Zeitpunkt des Duells 17 Jahre alt war, glaubte Zeit seines Lebens, dass sein Bruder ein Opfer der persönlichen Polizei des Königs geworden war. Außerdem war Alfred der Ansicht, dass das Duell nicht wirklich fair gewesen sei: Der schwächliche und kurzsichtige Evariste hätte es mit echten Raufbolden zu tun gehabt, die gedungen worden seien, um ihn zu töten; er habe zuerst in die Luft geschossen, dann sei er von der ersten Kugel seines ersten Gegners tödlich verwundet worden. Dupuy schränkt jedoch sofort ein: ,,Man spürt in all dem leicht die romantische Erfindung: die Dinge haben sich wohl einfacher abgespielt." Nichts sei damals häufiger gewesen als Duelle unter patriotischen Republikanern.

Dumas schreibt in seinen Memoiren, dass Galois von Pescheux d'Herbinville im Duell getötet wurde.

In einem Artikel im ,,Le Précurseur" aus Lyon, der am 1. Juni 1832 erschien, wird gesagt, dass es sich bei dem anderen Duellanden um einen alten Freund Galois gehandelt haben soll, als Name wird L.D. genannt. Ansonsten sind in dem Artikel drei schwere Fehler enthalten: Es stimmt weder das Datum des Duells, noch Galois' Todeszeit noch Galois' Alter.

Rigatelli liefert eine interessante Episode, die sich am 7. Mai 1831 bei einer Zusammenkunft der Société des amis du peuple in der Rue de l'Hôpital-Saint-Louis 18 ereignete. An diesem Treffen nahm auch Galois teil. Man hatte ihn wärmstens empfangen, da er bekannt dafür war, lauwarme Geister zum Handeln anzuspornen. Man war sich gleich einig, dass ein bewaffneter Aufstand nötig sei. Man brauchte lediglich ein Datum und einen Vorwand, um den Zorn der Massen zu schüren. Man diskutierte unter anderem, dass eine Leiche, die gerächt werden müsste, sehr nützlich wäre. Ein Held, in dessen Namen die Pariser gegen Louis-Philippes Polizei kämpfen könnten. Galois verblüffte die Anwesenden mit einem unerwarteten und skurrilen Vorschlag: Er wollte das Opfer sein. Sein Leben sei sinnlos geworden. Er wolle es für die einzige Sache opfern, die er liebe: Frankreich. Die Anwesenden protestierten heftig gegen seinen Vorschlag, und man argumentierte, dass er lebend wichtiger für die Revolution sei als tot.

Wenn man all dies und die drei Briefe, — die er wohl in der Nacht vor seinem Duell schrieb und auf die ich im Folgenden noch näher eingehen werde, — zu einer Theorie zusammenbringen will, die keine oder nur minimale Widersprüche birgt, so kann man es folgendermaßen sehen: Galois war völlig verzweifelt, denn sein Leben schien für ihn keinen Sinn mehr zu ergeben. Nach all den erschütternden Erfahrungen fehlte es ihm wahrscheinlich an Lebensmut, und er spielte mit dem Gedanken, sich selbst das Leben zu nehmen, worauf die von Rigatelli erwähnte Begebenheit hindeutet. In dieser Situation wurde Galois nun zum Duell gefordert. Ein paar Wochen früher hätte er sicherlich Mittel und Wege gefunden, um einer solchen Konfrontation zu entgehen. Nun kam es ihm gelegen. Statt Freitod konnte er gewissermaßen das Schicksal entscheiden lassen. Mehr noch, er nutzte die Gelegenheit, sich im Sinne seines Vorschlags bei der Zusammenkunft Société des amis du peuple als Opfer der Royalisten und der Regierung zu präsentieren.

Einer der drei oben erwähnten Briefe, der bei weitem umfangreichste, war an seinen Freund Auguste Chevalier adressiert.

> *Mein lieber Freund, ich habe in der Analysis verschiedene neue Dinge gemacht. Die einen betreffen die Theorie der Gleichungen, die anderen Integralfunktionen*

Im Folgenden fasst er seine mathematischen Leistungen sehr detailliert zusammen, indem er auf seine einzelnen Arbeiten eingeht und dabei seine ganze Theorie skizziert, gleichzeitig fügt er auch noch einige neue Sätze hinzu. Deshalb ist dieser Brief die Ursache für die scheinbar unauslöschliche Legende, dass Galois erst in der Nacht vor seinem Tod die ganze Theorie erstmalig niedergeschrieben habe. Im letzten Teil seines Briefes schreibt Galois noch, dass er noch voller weitergehender Ideen ist.

> *Aber ich habe keine Zeit mehr, und meine Ideen in diesem Gebiet, welches gewaltig ist, sind noch nicht gut genug entwickelt.*

In den letzten beiden Abschnitten zeigt sich, dass Evariste trotz allem nicht am Wert seiner mathematischen Arbeiten zweifelte.

> *Ich wagte es oft in meinem Leben Behauptungen aufzustellen, von denen ich mir nicht sicher war. Aber all das, was ich hier geschrieben habe, ist seit bald einem Jahr in meinem Kopf, und es ist zu sehr in meinem Interesse, mich nicht zu täuschen, damit man mich nicht verdächtigt Sätze aufgestellt zu haben, für die ich keine vollständigen Beweise habe. Du wirst öffentlich Jacobi und Gauss bitten, ihre Stellungnahme abzugeben, nicht über die Wahrheit sondern über die Bedeutung dieser Sätze*

Seine letzte Hoffnung, die er in diesem Brief ausdrückte, wurde nicht enttäuscht, denn seine Arbeiten dienten schließlich als Grundlage für die nach ihm benannte Galois-Theorie:

> *Nach alledem wird es, so hoffe ich, Leute geben, die ihren Erfolg beim Entziffern all dieses Kuddelmuddels finden werden.*

In dem Brief, den er am Vorabend des Duells an alle Republikaner schrieb, stellt er das Duell als das Resultat aus einer unglücklichen Liebesaffäre dar.

> *Ich bitte die Patrioten, meine Freunde, mir nicht vorzuwerfen, aus anderen Gründen als für das Vaterland zu sterben.*
>
> *Ich sterbe als Opfer einer niederträchtigen Kokette und zweier von dieser an der Nase herumgeführten. In einem elenden Klatsch erlischt mein Leben.*
>
> *Oh, warum sterben für so eine Geringfügigkeit, sterben für etwas so Erbärmliches!*
>
> *Der Himmel ist mein Zeuge, dass es mir aufgezwungen wurde, dass ich einer Herausforderung nachgegeben habe und dass ich mit allen Mitteln versucht habe, sie abzuwenden.*
>
> *Ich bereue es, eine so unheilvolle Wahrheit Männern gesagt zu haben, die so wenig in der Lage sind, sie gelassen aufzunehmen. Aber schließlich habe ich die Wahrheit gesagt. Ich gehe mit einem Gewissen frei von Lüge und reinem patriotischem Blut ins Grab.*

Lebt wohl, ich hatte Gutes vom Leben für das Gemeinwohl.

Verzeiht denen, die mich töteten, sie sind in gutem Glauben.

Befremdend an diesem Brief ist, dass er keinerlei Hoffnung auf einen für ihn positiven Ausgang des Duells zu haben scheint. Wie sonst wären seinen Formulierungen ,,für das Vaterland zu sterben", ,,Ich sterbe als Opfer . . . ", ,,erlischt mein Leben", ,,warum sterben . . . ", ,,sterben für etwas . . . ", ,,ins Grab . . . gehen", und ,,die mich töteten" zu verstehen. So schreibt niemand, der mit dem Willen zu überleben in ein Duell geht. Es klingt, als wollte er sterben.

Auch der Brief, den er an seine beiden republikanischen Freunde Napoléon Lebon und

V. Delaunay richtete, ist von der Überzeugung des sicheren Todes geprägt.

Meine lieben Freunde,

ich bin von zwei Patrioten zum Duell herausgefordert worden . . . es ist mir nicht möglich abzulehnen.

Ich bitte euch um Verzeihung, dass ich weder den einen noch den anderen von euch unterrichtet habe.

Aber meine Gegner haben mich BEI MEINER EHRE *aufgefordert, keinen Patrioten zu verständigen.*

Eure Aufgabe ist sehr einfach: ihr sollt beweisen, dass ich mich gegen meinen Willen geschlagen habe, das soll heißen, nachdem ich alle Beschwichtigungsversuche unternommen hatte, und ihr sollt sagen, ob ich fähig bin zu lügen, vor allem für eine solche Trivialität wie die, um die es sich handelt.

Hütet mein Andenken, denn das Schicksal hat mir kein Leben gewährt, das lange genug gewesen wäre, damit das Vaterland meinen Namen kennt.

Ich sterbe als euer Freund.

Unter diesen Brief schrieb er noch auf Latein:

Nitens lux, horrenda procella, tenebris aeternis involuta

Am Morgen des 30. Mai fand er sich, wie vereinbart, zu dem tragischen Treffen nahe dem Glacière- Teich ein. Eine Kugel, aus 25 Schritten Entfernung abgefeuert, traf ihn im Unterleib und zerfetzte seinen Darm an verschiedenen Stellen. Obwohl er noch lebte, hatten ihn die Beteiligten allein gelassen. Ein Bauer oder ein ehemaliger Offizier der königlichen Armee , der Galois um 9.30 Uhr fand, brachte ihn ins Cochin- Krankenhaus.

Zu seinem Bruder Alfred sagte Evariste:

Weine nicht, ich brauche meinen ganzen Mut, um mit 20 Jahren zu sterben.

Bei vollem Bewusstsein lehnte er den Beistand eines Priesters ab.

Am Morgen des 31. Mai, Christi Himmelfahrt, gegen 10 Uhr, starb Galois an den Folgen des Einschusses und der daraus entstandenen Bauchfellentzündung.

La Tribune kündigte seine Beerdigung mit folgenden Worten an:

Die Beisetzung von Herrn Evariste Galois, Artillerist der Pariser Nationalgarde und Mitglied der Gesellschaft der Volksfreunde, wird am heutigen Samstag, dem 2., stattfinden. Der Leichenzug wird das Krankenhaus Cochin um halb Zwölf am Morgen verlassen.

Gisquet , der amtierende Polizeipräfekt, erwartete, dass die Republikaner die Galois' Beerdigung dazu nutzen würden, sich zu versammeln, um anschließend zu revoltieren. Aus diesem Grund ließ er die Wohnung von Denuand in der rue Saint-André-des-Arts ,

Nummer 20, versiegeln. Gisquet sagt, dass die Republikaner, d.h. die erste Riege der amis du peuple dennoch eingedrungen seien, um ihr Vorgehen am nächsten Tag zu planen. Gisquet hatte die Verhaftung aller Anwesenden befohlen. Dabei wurden, wie er sagte, viele seiner Beamten misshandelt, und während es seinen Leuten gelang, 30 Republikaner zu verhaften, gelang den übrigen die Flucht.

Zwei oder drei tausend Republikaner erschienen zu Galois' Beerdigung auf dem Friedhof Montparnasse . Außerdem gab es Abordnungen der juristischen und der medizinischen Fakultät, der Artilleristen der Nationalgarde und selbstverständlich eine Schar von Polizeibeamten.

Als die versammelten Republikaner vom hoffnungslosen Zustand oder gar vom Tod des Generals Lamarque erfuhren, beschlossen sie, die geplanten Aktionen auf dessen Beerdigung zu vertagen.

Bei General Lamarques Beisetzung kam es dann zu der Revolte, die sich Galois für seine Beerdigung erwünscht hatte.

Erst im Jahre 1909 wurde an dem Haus mit der Nummer 54 in der Grand-Rue in Bourg-la-Reine eine Gedenktafel angebracht:

Hier wurde Evariste Galois geboren, ein berühmter französischer Mathematiker, verstorben mit 20 Jahren, 1811—1832

* * * * *